Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/daszeugnissdesme06knab

Das Zeugniß des Menschengeschlechtes

für die

Unsterblichkeit der Seele.

Von

Joseph Knabenbauer S. J.

Permanere animos arbitramur consensu omnium nationum. (Cic.)

(Ergänzungshefte zu den ‚Stimmen aus Maria-Laach'. — 6.)

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1878.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
1. Ägypter, Chaldäer, Assyrer	9
2. Griechen und Römer	19
3. Die Völker Vorderasiens	28
4. Die Chinesen	37
5. Die Inder	47
6. Die buddhistischen Völker	59
7. Die iranischen Völker	64
8. Die Celten	76
9. Die Slaven und Lithauer	82
10. Die germanischen Völker	88
11. Die Bekenner des Islam	98
12. Die Völker des hohen Nordens	106
13. Die afrikanischen Völker	114
14. Die Bewohner von Süd- und Mittel-Amerika	129
15. Die Indianerstämme Nordamerika's	141
16. Die Südsee-Völker	149
17. Judenthum und Christenthum. Schluß	159

Einleitung.

Die Läugnung der Geistigkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele ist besonders bei den Naturforschern an der Tagesordnung. Unter den Alten z. B. hat bereits Plinius in unmißverständlicher Weise sich vernehmen lassen: „Nur die menschliche Eitelkeit .. lügt sich selbst für die Zeit des Todes Leben vor, indem sie bald die Unsterblichkeit der Seele, bald eine Umgestaltung und bald ein Leben in der Unterwelt annimmt ... als wenn das Leben des Menschen in irgend einer Weise von dem der übrigen Thiere verschieden wäre, oder als wenn sich auf der Welt nicht viele andere länger dauernde Dinge fänden, denen doch Niemand eine ähnliche Unsterblichkeit vorausbestimmt." Er nennt den Glauben an Unsterblichkeit „eine Ausgeburt kindischer Vertröstung und der nach ewiger Fortdauer lüsternen Sterblichkeit" und ruft schließlich mit rednerischer Entrüstung: „Ist denn, zum Henker, der Glaube, daß man nach dem Tode wieder auflebe, nicht der größte Wahnsinn?" [1]

Und heutzutage? Nun, Gang und Inhalt des Beweises ist sich gleich geblieben, nur die Form ist durch die Schminke der Wissenschaftlichkeit gefälliger geworden. Der gefeierte Professor Tyndall hielt neulich eine Vorlesung zu Birmingham, in der er den Satz aufstellte, daß die Seele höchstens als eine poetische Redefigur gelten könne für ein Phänomenon, das sich dem Joche der gewöhnlichen mechanischen Gesetze nicht unterwerfen wolle, nämlich für das Bewußtsein, und Harrison erklärte die Seele nur als die vereinigten Fähigkeiten des lebendigen Organismus und anerkannte als künftiges Leben bloß die Wirkung, die wir durch unser Leben und unsere Handlungen auf unsere Mitwelt ausüben [2]. Die

[1] Nat. hist. 7, 56.

[2] Vgl. The Month, 1877. Nov. pg. 382. Dec. pg. 424.

gleiche Anschauung trägt Häckel vor: „Die Seele oder Psyche des Menschen hat sich als Function des Markrohrs mit diesem zugleich entwickelt, und wie noch jetzt bei jedem menschlichen Individuum Gehirn und Rückenmark sich aus dem einfachen Markrohr entwickeln, so hat sich auch der ‚Menschengeist' oder die Seelenthätigkeit des ganzen Menschengeschlechtes allmählich und stufenweise aus der niederen Wirbelthierseele entwickelt." Somit ist die Menschenseele nur „eine Function des Centralnervensystems" und „kein organisches Individuum erfreut sich eines ewigen Lebens" [1].

Wie soll man den Naturforschern gegenüber die Unsterblichkeit der Seele beweisen? Philosophische und theologische Deductionen sind ihnen wenig sympathisch; sie sind gewohnt, zu sehen, zu hören, zu betasten, zu wägen und zu zählen; daher kein Wunder, wenn an ihnen Göthe's Wort zur Wahrheit wird:

„Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht."

Zudem ist es ja nicht selten, Männer zu finden, die von der Alleinberechtigung der sogenannten exacten Wissenschaften bis zu dem Grade beherrscht und voreingenommen sind, daß bei ihnen der Gedanke gar nicht mehr aufkommt, es könnten die für die Naturwissenschaften unlöslichen Probleme von anderen Zweigen des Wissens beantwortet werden. Ein greifbares Beispiel dieser ebenso einseitigen als stolzen Wissenschaftlichkeit liefert der oben genannte Tyndall in seiner erwähnten Vorlesung. Er gesteht, nicht zu wissen, wie das Bewußtsein entstehe und erklärt werden könne; er versichert, hier habe die physikalische Wissenschaft ihre Grenze erreicht — aber es fällt ihm nicht ein, daß gerade deßwegen andere Wissenschaften die gewünschte Aufklärung bieten könnten. Unsere Zeit geht vor Allem auf das Erfahrungsgemäße aus; wäre es daher möglich, die Unsterblichkeit der Seele in den Bereich des Erfahrungsgemäßen zu bringen, so müßte die Naturwissenschaft zufolge ihrer eigenen Principien und Methoden der eifrigste Anwalt für sie werden.

Aber wie soll das geschehen? Sollen wir uns etwa auf den Spiritismus und seine angeblichen oder wirklichen Thatsachen berufen? Es ist nun freilich wahr, daß manche Anhänger des Spiritismus eingestehen,

[1] Anthropogenie S. 653. 703.

durch ihn von ihren rein materialistischen Ideen bekehrt und zur Annahme körperloser Intelligenzen und einer über- und unsinnlichen Welt gebracht worden zu sein. Allein, genau angesehen, erweisen sich die spiritistischen Thatsachen doch völlig unbrauchbar zu diesem Zwecke. Zunächst ist ja das, was man unter Spiritismus begreift, ein noch unentwirrter Knäuel von Ereignissen, bei denen die verschiedensten Factoren, von Taschenspielerei und Betrug angefangen bis zum Eingreifen dämonischer Gewalten, thätig sein können; schon dieser Umstand allein ist hinreichend, uns einsehen zu lassen, daß die spiritistischen Thatsachen zu einem allgemeinen Beweise nicht geeigenschaftet sind. Allein wäre auch auf diesem Gebiete klar und reinlich die Scheidung vollzogen, so daß unzweifelhaft fest stünde, was davon Kunst, Natur, Betrug und Geisterwelt zu beanspruchen haben, so fehlte es dieser Art von Beweisführung immer noch an der nothwendigen Allgemeinheit, an der leichten Zugänglichkeit und somit gerade an dem, was bei dem Erfahrungsbeweise wie bei jedem andern, soll er durchschlagend sein, das Wesentliche ist — an der Kraft, in unwiderstehlicher Weise die Überzeugung hervorzurufen, davon zu geschweigen, daß sogar die sittliche Erlaubtheit, diesen Beweis hervorzurufen, nicht vorhanden wäre, sobald und weil dämonisches Walten mit in's Spiel käme[1].

Nein, die Möglichkeit eines erfahrungsmäßigen Beweises für die Unsterblichkeit der Seele scheint uns anderswo gegeben zu sein. *Sie liegt in der Thatsache des allgemeinen Glaubens der gesammten Menschheit an die Unsterblichkeit, an die Fortdauer der Seele nach dem Erdenleben.* Wir brauchen diese Thatsache nur, vorausgesetzt, daß sie wirklich constatirte Thatsache ist, nach den sonst in Anwendung gebrachten Principien der Naturwissenschaften uns in allen ihren Momenten zum klaren und vollen Bewußtsein zu erheben, und wir sehen uns aller Analogie nach auf dem Boden der Naturforschung selbst zum Schlusse hingedrängt, daß dieser *subjectiven Wirklichkeit*, die sich in der Natur der gesammten Menschheit ausspricht, eine *objective Wirklichkeit* entsprechen müsse. Warum so? Der Beweisgang ist sehr einfach. Beleuchten wir ihn zuerst a contrario, d. h. sehen wir zu, wie jene vorausgesetzte allgemeine Thatsache nicht erklärt werden kann.

Darwin erklärt die Entstehung des Glaubens an Geister in folgender Weise: „Es ist wahrscheinlich, wie Tylor klar gezeigt hat, daß Träume die erste Veranlassung zur Bildung des Begriffes Geister gegeben haben;

[1] Vgl. Stimmen aus Maria-Laach, 1876. X. S. 506 ff.

denn die Wilden unterscheiden nicht hinlänglich zwischen rein subjectiven (inneren) und objectiven (von Außen kommenden) Eindrücken. Träumt ein Wilder, so glaubt er eben, daß die Gestalten, die ihm erscheinen, von weit her kommen und neben ihm stehen, oder die Seele des Träumers geht auf Reisen und kommt heim mit der Erinnerung an das Gesehene." Das Oberflächliche und Ungenügende dieses Erklärungsversuches hat der belgische Abbé A. Lecomte in seinem werthvollen Buche über den Darwinismus klar an's Licht gestellt[1]. Mit Recht frägt er nämlich: Wenn nach Darwins System der Glaube an Geister eine bloße Hallucination ist, wie konnte er allgemein werden? Wie soll ein vereinzelter subjectiver und individueller Eindruck und der auf ihn gebaute falsche Schluß Gemeingut der gesammten Menschheit und ein wesentlicher und unablöslicher Bestandtheil ihres Denkens und Verlangens und Wünschens werden? Was aber Gemeingut der gesammten Menschheit ist, und den wesentlichen Inhalt ihres Denkens und Fühlens ausmacht, das kann keine Hallucination sein, das muß in seiner letzten gemeinsamen Grundlage auf Wahrheit beruhen, weil die Stimme der Natur, der Naturtrieb und Instinkt immer und überall auf etwas im Reiche der Wirklichkeit thatsächlich Existirendes hinweist.

Da sind wir mit den Naturforschern auf gemeinschaftlichem Boden; von da aus ergibt sich die Unsterblichkeit der Seele als naturnothwendige Folgerung. Denn was ist einleuchtender und der Methode der Naturforschung angemessener als Schlüsse, wie: weil die Thiere das Bedürfniß und Werkzeuge der Ernährung haben, so gibt es in der Natur wirklich eine jenen entsprechende Nahrung, weil gewisse Insekten den Instinkt haben, ihre Eier nur auf gewisse Blätter und Pflanzen zu legen, oder Honig und Wachs zu bereiten, so existiren an ihrem Aufenthaltsorte auch dergleichen Pflanzen und Stoffe; oder nehmen wir an, wir wüßten nicht, daß es wärmere Gegenden gebe, wir hätten aber eine Kenntniß von dem Instinkt der Zugvögel, sich am Anfang der kalten Jahreszeit zu sammeln und weithin über Land und Meer einen gastlicheren Aufenthalt und ein wärmeres Klima sammt entsprechender Nahrung aufzusuchen, was würden wir aus dem Vorhandensein dieses Naturtriebes erschließen? Würde es

[1] Le Darwinisme et l'origine de l'homme, par l'Abbé A. Lecomte, Docteur en sciences naturelles. 2ième édition considérablement augmentée. Bruxelles (Vromant), Paris (Palmé) 1873. Wir können dieses Buch nur empfehlen, indem es sich durch klare und scharfe Beweisführung auszeichnet und eine reiche naturwissenschaftliche und philosophische Gelehrsamkeit seines Verfassers bekundet.

wohl Jemanden in den Sinn kommen, zu behaupten, dieser Trieb sei zwar den Vögeln eingepflanzt, aber diesem Naturdrange entspreche in Wirklichkeit kein wärmeres Land? Und so in tausend andern Fällen. Überall tritt in der Natur das Gesetz der Gegenseitigkeit, des Füreinander, des harmonischen Austausches, der Befriedigung thatsächlicher Bedürfnisse und der Sättigung natürlicher Strebungen zu Tage.

Wenden wir das auf den Menschen und sein Streben an. Überall, wo Menschen waren oder sind, vom grauen Alterthume bis zur Gegenwart, in allen Lagen und Abstufungen der Cultur, bei den weltbeherrschenden Völkern und bei den Nomadenstämmen der Einöde *lebt eine Überzeugung* frisch und klar in der Menschheit; sie ist immer da, sie entsteht nicht, sie bleibt bei allem sonstigen Wechsel, sie vererbt sich unerschüttert von Geschlecht zu Geschlecht, die Angriffe skeptischer Geister prallen wirkungslos ab, die innere Schwierigkeit der Sache selbst, die sich dem Sinnlichen und Greifbaren entzieht und an dem ununterbrochenen tausendgestaltigen Tod und dessen Zerstörung die scheinbar kräftigste Widerlegung findet, ist nicht im Stande, den Brunnquell dieser Überzeugung zu schwächen; sie ist auf das Innigste und Unzertrennlichste mit der Menschennatur verwachsen, sie entfaltet sich im Bereiche des Denkens und Fühlens gerade so, wie aus dem anscheinend gestaltlosen Embryo sich Glied um Glied absondert und herausbildet, und ist insofern ein Theil der Natur selbst — *das ist die Überzeugung von der Fortdauer nach dem Tode*. Das Individuum kann sich das Auge ausreißen und so sich einer Einwirkung des Lichtes entziehen; die Natur wird immer das Auge hervorbringen und die Wechselbeziehung zwischen Auge und Licht wird objective Thatsache bleiben. So ist es auch in unserem Falle. Einzelne mögen diese Überzeugung in sich ertödten: die Stimme und den Drang der Menschennatur schaffen sie damit nicht weg. Die Natur aber ist Wirklichkeit und weist auf Wirklichkeit hin. Die Thiere, die als Fossilien in den ältesten Bildungsschichten gefunden werden, haben *Augen*: also existirte in jener Periode der Erdgestaltung *Licht*. Dieser Schluß ist bei Allen selbstverständlich; somit muß auch aus demselben Grunde die Stimme der Natur, die eine Fortdauer nach dem Tode ankündigt, unfehlbare Wahrheit sein.

Es kömmt also nur darauf an, nachzuweisen, daß diese Stimme der Natur in der That vorhanden sei. Das aber zeigt uns die Übereinstimmung aller Völker zu allen Zeiten. Mögen auch die verschiedenen Nationen und Individuen an Gestalt, Farbe, Anlage und Bildung noch

so sehr sich unterscheiden, es ist doch eine und dieselbe menschliche Natur, die in allen zur Erscheinung kommt. Etwas Ähnliches findet in unserer Frage statt. Das Wie dieser Fortdauer hat sich bei den zahllosen Menschengeschlechtern in buntester Mannigfaltigkeit wiedergespiegelt, das Daß der Fortdauer, die Thatsache der Fortdauer, ist der feste, unverrückbare Mittelpunkt. Jene Verschiedenheit und diese Einheit steigern nur die Kraft des Beweises. Jene, indem sie uns handgreiflich darthut, daß diese Idee nicht von einem begabten Geiste erfunden und aus Nachahmungstrieb oder Selbstgefälligkeit von Andern aufgegriffen wurde; diese, indem sich unter solchen Bedingungen die unmittelbare und unverfälschte Äußerung der Natur selbst, also die eingestandenermaßen größte Objectivität und greifbarste Wirklichkeit offenbart.

In der obigen Bestimmung und genauen Umschreibung des Fragepunktes ist auch bereits einschlußweise die Antwort gegeben auf einen Einwurf, der häufig erhoben wird und den jüngst Ed. Spieß wieder vorgebracht hat. Er schreibt: „Wir geben zu, daß dieser consensus eine Gewißheit nicht darthun kann, da ja auch anerkannte Irrthümer und notorischer Aberglaube eine ähnliche Verbreitung genießen, wie der Glaube an eine Fortdauer der Seelen oder der Glaube an das Dasein Gottes.“ [1] Merkwürdiger Weise gibt derselbe Schriftsteller mehrere hundert Seiten später selbst die richtige Antwort und Unterscheidung; wir haben nur einen Theil seiner Note S. 542 abzuschreiben: „Allein diese Einrede ist nicht stichhaltig und nur scheinbar wahr. Allem Aberglauben hat ursprünglich etwas Reales und Wahres zu Grunde gelegen; doch erscheint dasselbe verschoben, in falschem Lichte und mit Falschem, Unwirklichem, Nichtexistirendem vermischt, ja von solchem Beiwerk oft ganz überwuchert. Der Aberglaube verhält sich zum Glauben, wie das kranke zu dem gesunden Organ. Die Diagnose, richtig angewendet, wird die Ursachen des Degenerirens häufig ermitteln und danach eine zweckdienliche Therapie des pathologischen Zustandes an Handen geben können.“

Man kann auch nicht entgegnen: aber alle Völker haben an den Kreislauf der Sonne und das Stillstehen der Erde geglaubt, und doch war diese Übereinstimmung eine auf Irrthum beruhende. Da waltet ein mehrfacher Unterschied ob: man glaubte so, weil man nicht untersuchte

[1] Ed. Spieß, Entwickelungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode, Jena 1877, S. 125.

und so lange man nicht untersuchte. Die Untersuchung hat den Irrthum berichtigt. Der Irrthum wurde durch das scheinbare Zeugniß der Sinne hervorgerufen. Man huldigte ihm, weil man es versäumte, die so nahe liegenden Unterschiede der relativen und absoluten Bewegung und ihre Erscheinungen in's Auge zu fassen. Diese Ansicht quoll weder aus dem innersten Bewußtsein des Menschen hervor, noch gibt sie Zeugniß über Wesen und Natur, über Anlage und Triebe des Menschen. Anders in unserer Frage. Die vielseitigsten Untersuchungen der größten Geister haben die Fortdauer der Seele philosophisch dargelegt; diese Überzeugung lebt allgemein *trotz* und *gegen* die Sinne, welche Tod und Vergänglichkeit ringsum schauen; sie stammt nicht aus der Sinnenwelt, sie wächst aus dem innersten vernünftigen Bewußtsein mit Naturnothwendigkeit hervor und kann nur mit Anstrengung in einzelnen Fällen zurückgedrängt werden; sie ist schließlich eine Wahrheit, die mit den obersten Vernunftprincipien in vollstem Einklange steht und durch sie gefordert ist. Alles das sind *Kriterien*, welche nach den Grundlagen der philosophischen Kritik den wahren sensus naturae communis, die wahre und unverfälschte Stimme der Natur kennzeichnen. Diese Stimme nun, in ihrer Reinheit und Klarheit erfaßt, *kann* nicht täuschen oder trügen, weil sie die Natur, die vernünftige Natur in ihrer nothwendigen Äußerung ist: die Natur aber, versichern uns mit Recht die Naturforscher, ist Realität, Wirklichkeit, Wahrheit. Wir stimmen bei.

In der folgenden Darlegung soll es unsere Aufgabe sein, nachzuweisen, daß in Betreff der Fortdauer nach dem Tode in der That jene Allgemeinheit und Übereinstimmung vorhanden ist, in der sich die untrügliche Stimme der Natur, die Naturwahrheit selbst, ausspricht. Man könnte noch die Frage aufwerfen, *wie* diese Idee in die menschliche Natur hineingekommen sei. Denkbar sind nur zwei Fälle. Entweder schlummert dieses Bewußtsein nach Art der Kräfte, Anlagen oder Instinkte in den Tiefen der menschlichen Natur und entfaltet sich gleich diesen im naturnothwendigen Processe der Entwickelung: und dann wäre der menschlichen Seele das innerste Bewußtsein ihrer Fortdauer nach dem leiblichen Tode im eigentlichen Sinne anerschaffen, es bildete einen wesentlichen Theil ihrer natürlichen Ausstattung, ähnlich wie die Fähigkeit, zu verstehen und zu wollen. Oder es ist dem Menschengeschlechte von Anfang an diese Thatsache durch ausdrückliche Offenbarung Gottes als unverlierbares Erbe mitgetheilt worden. Welcher von beiden Fällen stattfinde, oder ob nicht vielmehr eine harmonische Verbindung der beiden vorzuziehen sei, ist uns

hier von keinem Belang. Beide Gesichtspunkte bergen in sich den vollgiltigen Beweis. Ersteren Weg haben wir bisher angedeutet; der letztere trägt seine Wahrheit in sich selbst. Nur im Vorbeigehen noch eine Bemerkung hiezu. Die fortschreitenden historischen und ethnographischen Forschungen weisen immer klarer nach, daß in Betreff der Schöpfung, des Paradieses, des Sündenfalles u. s. f. eine wirklich allgemeine Übereinstimmung sich findet. Die „exacte" Forschung muß mit dieser Thatsache rechnen. Dann wird sie aber aus sich selbst nothwendig zu der Alternative vorgedrängt: entweder die Berichte der Genesis über Ursprung, Einheit und Urgeschichte des Menschengeschlechtes als vollwerthig anzuerkennen, denn diese allein erklären ebenso leicht als vollständig jene allgemeine Übereinstimmung, indem diese nur möglich ist, wenn jene historisch sind; oder angesichts der unläugbaren Thatsache auf jede Möglichkeit der Erklärung einfachhin zu verzichten aus dem einzigen Grunde, weil die einzig denkbare Art der Erklärung eben nur dem „christlichen Dogma" zu gute käme. Diese Alternative sollte man stets vor Augen haben. In ihr liegt das weittragendste und zugleich faßlichste apologetische Moment, das in Bezug auf jene Grundthatsachen für den historisch concreten Sinn unserer Zeit wie geschaffen ist.

Die nachfolgenden Blätter machen wenige Ansprüche; sie wollen nur eine Zusammenstellung der bisher durch Geschichte und Ethnographie gewonnenen Resultate sein und beabsichtigen auch als Zusammenstellung nur jene Vollständigkeit, welche ausreichend scheint zum Nachweise, daß der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele die Überzeugung des Menschengeschlechtes ausmacht. Aus praktischen Rücksichten haben wir deßhalb auch von einer strengeren Systematisirung abgesehen und bei der Vertheilung des Stoffes bald die culturhistorischen, bald die ethnographischen oder geographischen Momente vorwalten lassen, je nachdem dieselben zur Erreichung unseres Zieles geeigneter schienen.

1. Ägypter, Chaldäer, Assyrer.

Wie billig, beginnen wir den Nachweis der allgemeinen Übereinstimmung des Menschengeschlechtes betreffs der Fortdauer der Seele nach dem Tode mit jenen Völkern, welche die ältesten Weltreiche gegründet haben und durch die hohe Culturstufe, die sie in den frühesten Zeiten erreichten, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln verdienen. Unserem Jahrhundert war es vorbehalten, den Schleier zu lüften, welcher seit zwei Jahrtausenden die Geheimnisse des Nilthales, wie der Euphrat- und Tigrisländer bedeckte; die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen und der assyrisch-babylonischen Keilschriften versetzt uns in die glückliche Lage, aus den sichersten Quellen die religiösen Ansichten dieser ältesten Culturvölker zu schöpfen, indem zu den Zeugnissen der griechischen und römischen Schriftsteller jetzt die einheimischen Monumente bestätigend und erläuternd hinzutreten — Monumente, die theilweise in das höchste Alterthum hinaufreichen.

Wenn wir uns zunächst den **Ägyptern** zuwenden, tritt uns hier die Überzeugung von der Fortdauer der Seele nach dem Tode in klarster Weise in so vielen Zeugen entgegen, daß wir nur auf Weniges hinweisen können. Zu den ältesten und unzweifelhaftesten gehören jene zahlreichen Papyrusrollen, welche das sogenannte „Todtenbuch" entweder vollständig, oder, was ungleich häufiger ist, auszugsweise oder nur in einzelnen Kapiteln enthalten und deren eine sich in der Brusthöhle einer jeden Mumie findet[1]; sodann die hieroglyphischen Inschriften, mit denen die Mumien selbst bedeckt sind, und die bildlichen Darstellungen auf den Felswänden der Grabhöhlen, die sich häufig gerade mit dem Schicksale der Seele nach dem Tode befassen. Unter den Alten selbst waren die Ägyptier wegen ihres energischen Glaubens an das Fortleben der Seele berühmt. Herodot nennt sie deßwegen die ersten, welche die Mei-

[1] Vgl. Ed. Spieß, Entwickelungsgeschichte ꝛc., S. 187, ein Buch, das, so lange es nicht auf Judenthum oder Christenthum zu sprechen kommt, schätzbares Material und bei vielem Falschen manch' richtige Ausführung bietet.

nung von der Unsterblichkeit der Seele ausgesprochen hätten. Bekannt ist auch und oft angeführt die Äußerung des Diodorus Siculus: „Die Ägyptier halten die Zeit dieses Lebens für sehr gering, aber die nach dem Tode, wo sich ihre Tugend im Andenken erhalten soll, sehr hoch. Daher nennen sie die Wohnungen der Lebendigen Herbergen, weil wir nur eine kurze Zeit in denselben wohnen, die Gräber der Verstorbenen aber nennen sie ewige Häuser, weil die Todten in der Unterwelt eine grenzenlose Zeit zubringen. Auf die Erbauung der Häuser verwenden sie deßhalb nur geringe Mühe, die Gräber aber werden auf außerordentliche Weise ausgestattet." Gewiß; die ägyptischen Grabkammern, diese in die Felsen hineingebauten Todtenstädte, sowie die riesigen, den Jahrtausenden trotzenden Mausoleen, die Pyramiden, bestätigen die Auffassung des genannten Geschichtschreibers.

Wir können die ägyptischen Anschauungen, dem sogen. Todtenbuche folgend, in wenigen charakteristischen Zügen zusammenfassen [1]. Das Todtenbuch beginnt mit der Scene, die sich unmittelbar nach der Trennung der Seele vom Leibe abspielt. Der eben Verstorbene wendet sich an die Gottheit des Todtenreiches und bittet unter Aufzählung all' seiner Verdienste, die ihn dieser Huld würdig machen, um Aufnahme in dasselbe. Er bleibt nicht allein; denn bald gesellt sich zu ihm, seine Bitte unterstützend, ein glänzender Chor von bereits verklärten Seelen, während auch von der Erde aus der Priester für ihn bei Osiris Fürbitte einlegt. Endlich erlaubt Osiris den Eintritt in's Todtenreich, indem er an den Gestorbenen die Worte richtet: „Fürchte dich nicht, dein Gebet für die ewige Dauer deiner Seele vor mir auszugießen, damit ich befehle, daß du die Schwelle überschreitest." Auf dieses Wort hin bringt die Seele ein in das „Verbergende", in die Amenthe, in die Unterwelt. Das Erste, was hier ihr geistiges Auge in Erstaunen setzt, ist der ungeahnte Glanz der Sonne, die sich hier zum erstenmale im Todtenreiche in voller Schönheit zeigt. Entzückt von diesem Schauspiele singt der Verstorbene einen Lobgesang auf die Sonne, der mit zu dem Schönsten und Ergreifendsten gehört, was die Lyrik der Ägyptier aufzuweisen vermag. Doch diese Wonne dauert nicht lange. Es beginnt bald eine Reihe von schweren Kämpfen, durch die er sich das Eindringen in die Unterwelt fast Schritt für Schritt erkämpfen muß. Erschreckliche Ungethüme drohen ihn zu verschlingen; doch er bleibt schließlich Sieger und erzwingt sich überall den Durchgang. Hilfreich steht ihm die Göttin

[1] Vgl. Les livres sacrés — publiés par Migne t. II. pg. 808.

Nephte bei und spendet ihm von der Höhe des Lebensbaumes Wasser des Lebens und des Heiles, das ihn erquickt und stärkt; und so gelangt er ungefährdet an die erste Pforte des Himmels. Nach einem längeren Gespräche mit dem Lichte beginnt für ihn die Epoche der Umwandlungen. Er muß die Symbole der verschiedenen Götter an sich zur Darstellung bringen und so verwandelt er sich nach und nach in einen Sperber, in eine Lilie, in einen Reiher, in einen Kranich, in einen Vogel mit einem Menschenkopf, in eine Schwalbe, in eine Schlange und in ein Krokodil. Hierauf erwarten ihn neue Prüfungen. Sind sie bestanden, so mag er den Todtenfluß passiren und schließlich vor Osiris selbst, dem obersten Richter der Todten, erscheinen. Osiris thront auf hohem Richterstuhle, umgeben von seinen 42 ernsten und den Sterblichen so furchtbaren Beisitzern. Hier soll das endgiltige Urtheil gefällt werden, das den Todten entweder in die Seligkeit aufnimmt oder ihn für immer davon ausschließt. Um dieses Urtheil zu ermöglichen, beginnt ein feierliches Verhör, in dem der Verstorbene über seine religiösen Kenntnisse und seinen Lebenswandel Rechenschaft abzulegen hat. Jeder der 42 Richter trägt einen geheimnißvollen Namen; um die Prüfung zu bestehen, muß der Todte die Bedeutung jedes derselben erklären. Sodann hat er über seinen Lebenswandel Rede und Antwort zu stehen. Der Reihe nach wendet er sich an jeden der 42 Richter und erklärt zu seiner Rechtfertigung, daß er diese und jene schlechte Handlung sich nicht habe zu Schulden kommen lassen. Diese Stelle des Todtenbuches gibt uns einen zu interessanten Einblick in das Gewissen und Gesetz der Ägypter, als daß wir sie nicht hersetzen sollten. Sie lautet nach der Übersetzung von Fr. Lenormant[1]: „Der Todte spricht: Ich habe nicht gelästert. Ich habe nicht betrogen. Ich habe nicht gestohlen. Ich habe nicht verrätherischer Weise einen Todtschlag begangen. Ich habe Niemanden grausam behandelt. Ich habe keinen Zwist erregt. Ich bin nicht träge gewesen. Ich habe mich nicht berauscht. Ich habe keine ungerechten Befehle ertheilt. Ich habe mich keiner ungeziemenden Neugierde hingegeben. Ich habe meinen Mund nicht zu eitlem Geschwätz mißbraucht. Ich habe Niemanden geschlagen. Ich habe Niemanden in Furcht versetzt. Ich habe über Niemanden Böses ausgesagt. Ich habe mein Herz nicht von Neid verzehren lassen. Ich habe weder vom König noch von meinem Vater übel geredet. Ich habe keine falschen Anschuldigungen erhoben. Ich habe meinem Sklaven

[1] Manuel d'histoire ancienne de l'Orient I, 314.

kein Unrecht zugefügt oder meine Macht über ihn mißbraucht." Hierauf geht er dazu über, zu berichten, was er positiv Gutes gethan habe: „Ich habe den Göttern die schuldigen Opfer dargebracht. Ich habe dem Hungrigen zu essen gegeben. Ich habe dem Dürstenden den Labetrunk gereicht. Ich habe dem Dürftigen Kleidung geschenkt." Sodann erstreckt sich diese Selbstrechtfertigung auch auf die Beobachtung der öffentlichen Gesetze und Polizeivorschriften. So wälzt der Todte die Beschuldigung von sich ab, als habe er die Bewässerungsanstalten zerstört, die Kanäle abgeleitet, die regelrechte Vertheilung der Überschwemmungsgewässer verhindert, oder die Steine beschädigt, welche zur Befestigung der Barken am Ufer dienen. Die Beobachtung der religiösen Vorschriften constatirt er außerdem durch die feierliche Aussage: er habe die Gebete nicht geändert, keine Einschiebsel im Texte derselben angebracht, das Eigenthum der Tempel und Priester heilig gehalten, sich nicht an ihren Heerden vergriffen oder in den Seen der Götter gefischt, keine Opfergabe entwendet und die heiligen Fluthen des Nil nicht besudelt, u. dgl. Um der Wahrheit untrüglich auf die Spur zu kommen, findet sodann eine Scene statt, die in den Darstellungen der Grabhöhlen mit Vorliebe ausgedrückt wurde: das Wägen des Herzens. Thoth, Horus und Anubis sind gegenwärtig; in der einen Wagschale liegt das Herz des Todten mit allen Handlungen seiner Lebenszeit, in der andern eine Straußfeder, das Wahrzeichen der Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit. Wehe, wenn sein Herz zu schwer erfunden wird! Thoth schreibt das Ergebniß der untrüglichen Wage auf und der Verstorbene empfängt vom Throne des Osiris aus das verdiente Endurtheil, dessen Vollziehung unmittelbar eintritt. „Die verdammten Seelen werden entweder alsbald auf die Erde zurückgejagt, um in einem Thierleib ein niedriges Dasein zu beginnen, oder in die Qualen einer Hölle mit Feuer und Teufeln versetzt, oder in die Luft getrieben, um dort, von Stürmen hin- und hergeschleudert und durch Wolken, Qualm und Pesthauch gepeitscht und gepeinigt, für ihre Sünden so lange zu büßen, bis ihnen eine neue Probezeit auf der Erde bewilligt wird." Ist aber das Urtheil ein günstiges, so tritt der Todte ein in die Seligkeit des Osiris. Ein Leben voller Wonne wartet seiner, ja er darf Osiris, den Sonnengott, auf seinem Laufe über die Himmelsbahn begleiten und erscheint nach dem dritten Theil des Todtenbuches mit ihm gewissermaßen identificirt.

Diesem Vorgange in der Unterwelt, wie der alte ägyptische Glaube ihn auffaßte, sind in entsprechender Weise die Ceremonien der Leichen-

bestattung nachgebildet, die erst aus jenem Glauben und jenen Vorstellungen völlig verstanden werden können. Die Leiche ward nämlich an die östlichen Ufer des acherusischen Sees vor das Todtengericht gebracht, und 42 Richter hielten dasselbe ab. Dabei soll es den Nachrichten zufolge streng hergegangen sein. Es wurde über den Lebenswandel des Verstorbenen eine eingehende Untersuchung angestellt und Zeugen für und wider ihn vernommen. War das Ergebniß ein dem Verstorbenen ungünstiges, so wurde ihm kein ehrenvolles Begräbniß gestattet; unter Wehklagen der Verwandten ward er in eine Grube geworfen. Stellte sich aber seine Rechtschaffenheit und Frömmigkeit heraus, so wurde er ehrenvoll beigesetzt und durch Inschriften, die seine Tugenden, seinen Reichthum, seine Würden preisen, wurde der Ruhm seines Lebens der Nachwelt überliefert. Zeugen dessen sind die Todtenstädte, die es an allen Hauptorten Ägyptens gab, besonders aber bei Theben und Memphis. Gegenstand der Grabgemälde ist oft auch die Seligkeit der Vollendeten. Wichtig für uns ist u. a. eine bei einer solchen Darstellung sich findende Inschrift, die bereits Champollion mitgetheilt hat: „ihr Leib soll für immer in den Gräbern ruhen; sie aber leben in den himmlischen Regionen ewiglich, der Gegenwart des höchsten Gottes sich freuend".

Aus dieser religiösen Anschauung erklärt sich von selbst die ägyptische Ansicht über die Gestalt des Weltalls. Drei übereinander geschichtete Regionen bilden das Universum. Die untere Region ist die Erde, der wechselvolle Schauplatz der menschlichen Prüfungen; ober ihr im Luftkreis werden die noch der Buße und Reinigung bedürftigen Seelen geläutert; oberhalb des Sternenfirmamentes ist das ewige Reich der Seligkeit für die Gerechten.

Das ägyptische Todtenbuch zeigt uns, wie ausgeprägt im Nilstromlande die Idee der Fortdauer und der Vergeltung nach dem Tode war. Dabei ist wohl zu beachten, daß gerade das Todtenbuch, obgleich es unter der 26. Dynastie, wahrscheinlich unter Psammetich I., einer Überarbeitung unterzogen wurde, doch in den meisten seiner Theile nachweislich in ein hohes Alterthum zurückreicht. Davon nämlich zu geschweigen, daß einzelne Kapitel sich selbst als aus der Zeit der 1., andere als aus der Zeit der 4. Dynastie herrührend einführen, fand man eine große Anzahl derselben auf Denkmälern, die der Hyksosperiode vorhergehen[1], und also

[1] Vgl. Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde 1864, S. 83; 1866, S. 53. — Fr. Lenormant, Manuel d'histoire ancienne de l'Orient I, 506.

lange vor der Einwanderung des Patriarchen Jakob in Ägypten bereits bestanden. Aus diesem Umstande, scheint uns, erhalten wir Aufklärung, warum die Bücher Moses nur geringe Andeutungen über die Unsterblichkeit der Seele enthalten. Vielen ist es aufgefallen, daß Moses über dieses Grunddogma aller Religion so flüchtig hinweggehe, und daß er sich mit einigen Hinweisen begnüge, so wenn er von Henoch erzählt, daß ihn Gott hinweggenommen habe, oder wenn er die Sterbenden zu den Vätern versammelt werden läßt u. dgl. Allein fassen wir die Sachlage in Ägypten in's Auge, so war eben die Unsterblichkeit der Seele eine so allbekannte und selbst bei den Götzendienern so selbstverständliche und sonnenklare Annahme, daß jede weitere Einschärfung derselben reinweg überflüssig war. Moses warnt die Israeliten vor dem Götzendienste und den Lastern der Ägyptier; aber das Bewußtsein von der Unsterblichkeit der Seele und der jenseitigen Vergeltung, das in dem auserwählten Patriarchengeschlechte vor der Wanderung nach Ägypten lebendig war, erlitt durch die Berührung mit den Bewohnern des Nilthales keine Beeinträchtigung oder Gefährdung. Unsterblichkeit und jenseitige Vergeltung galten beiden als sich von selbst verstehend. Erst späteren Zeiten war der traurige Ruhm vorbehalten, dem auserwählten Volke das streitig zu machen, was keinem heidnischen Volke abhanden gekommen war — den Glauben an die Unsterblichkeit.

Vom Nilstrome weg, der alten Heimath eines mächtigen, völkerbezwingenden Reiches, wenden wir unsere Blicke auf die Euphrat- und Tigrisländer, die gleichfalls der Stammsitz einer alten Cultur- und weitausgedehnten Völkerherrschaft waren. Die heilige Schrift sowohl als die neuaufgefundenen und enträthselten Denkmäler und Inschriften bestätigen, daß in diesen Gebieten einstens reiche Völkerströme wogten und Stämme verschiedenen Ursprunges sich berührten und den Einfluß ihrer Macht, Sitte und Cultur geltend zu machen wußten. Darauf weist uns schon die Thatsache hin, daß die ältesten Könige auf den Monumenten als „Herren über vier Stämme" bezeichnet werden, und daß sich statt dieses Ausdruckes auch die Bezeichnung: Arba Lisun, d. h. vier Sprachen, gebraucht findet[1]. Daß neben Chamiten und Semiten daselbst die Turanier eine Cultur entwickelten, haben die Leser der „Stimmen aus Maria-Laach" bereits aus mehreren Aufsätzen erfahren[2]. Uns

[1] Vgl. G. Rawlinson, The five great Monarchies, I. vol. pg. 61.
[2] Vgl. Stimmen aus Maria-Laach, 1874, VII. S. 78. 1877, XIII. S. 87.

interessirt gegenwärtig nur die Feststellung der Thatsache, daß auch im Mittelstromlande, diesem vielhundertjährigen Herz- und Mittelpunkte eines reichen Völkerlebens und blühender Weltmonarchien, der Glaube an Unsterblichkeit und Fortdauer nach dem Tode einen wesentlichen Bestandtheil des Denkens und Fühlens bildete. Freilich sind wir noch nicht in der glücklichen Lage, so ausführliche Mittheilungen über die Schicksale nach dem Tode zu besitzen, wie sie uns das ägyptische Todtenbuch enthüllt; allein nichtsdestoweniger ist dasjenige, was den Kern der Sache ausmacht, Unsterblichkeit und Vergeltung, auch durch die Denkmäler der **Chaldäer** und **Assyrer** klar ausgesprochen.

So erfahren wir aus einem Fragment eines Bücherkataloges der Bibliothek Assurbanipals, auf welches H. Fox Talbot hingewiesen hat, daß unter jenen Bücherschätzen sich ein Buch mit dem Titel „das Buch vom Gange in's Todtenreich" befunden habe[1]. Ferner würde, selbst wenn andere directe Zeugnisse ermangelten, schon der Umstand allein, daß die Cultur jener Länder so viele semitische Bestandtheile in sich begreift, hinreichen, um uns von vornherein über die Existenz des Unsterblichkeitsglaubens zweifellose Gewißheit zu verschaffen. Zudem enthält bereits die chaldäische Schöpfungssage, wie sie uns von Berosus mitgetheilt und in jüngster Zeit in Keilschrifttexten aufgefunden wurde[2], die Voraussetzungen, aus denen wir nothwendig auf die Annahme der Unsterblichkeit schließen müßten, selbst wenn keine weiteren Angaben vorlägen. Aber trotz des fragmentarischen Charakters, in dem sich heutzutage noch viele Punkte der Mythologie und der Lebensgebräuche jener Völker befinden, besitzen wir doch schon die deutlichsten und zweifellosesten Zeugnisse über den auch hier als selbstverständlich vorausgesetzten Unsterblichkeitsglauben. Diese Zeugnisse sind bei andern Gelegenheiten schon von P. von Hummelauer mitgetheilt worden. Es bleibt uns nur die leichte Arbeit, sie kurz zusammenzustellen.

Aus dem Artikel „Religion und Aberglaube der alten Chaldäer" wird erinnerlich sein, wie sehr der Glaube an Geister das Denken und Fühlen jenes zaubermächtigen Volkes beherrschte und durchdrang. Nun ist es aber eine psychologisch nothwendige Erscheinung, die uns auf unserem Gange durch die Völker des Erdkreises noch mehrmals begegnen wird, daß der Glaube an Geister und der Glaube an die Unsterblichkeit der eigenen Seele unzertrennlich mit einander verknüpft, ja innerlich

[1] Vgl. Stimmen aus Maria-Laach, 1877, XII. S. 23.
[2] Vgl. a. a. O. S. 21 ff.

fast identisch sind. Denselben Unsterblichkeitsglauben bekunden die älteren akkadischen Texte, wenn sie uns in dem obersten Götterkreis neben Anna, „dem Geist des Himmels", und Hea, „dem Geist der Erde", als dritten Mulga, „den Herrn der Unterwelt", vorführen und diesen als Hirten und Herrn der Gesammtheit der Geister, sein Land als Tempel der Todten verkünden [1]. Besonders klar sind aber die Ideen der Unsterblichkeit und Vergeltung niedergelegt in den altbabylonischen Sagen von Izdubar und Istars Höllenfahrt [2]. Izdubar trauert um den verlorenen Gefährten Heabani. Er weiß ihn in der Unterwelt, im Lande des trostlosen, schattenhaften Daseins. Daher fleht er um dessen Versetzung in's Reich der Seligen. Er fleht zu Bel, zu Sin, zu Ao. Die Götter lassen sich erweichen; auf Ao's Befehl „öffnet sich die Erde und der Geist Heabani's erhebt sich einem Gefangenen gleich von der Erde". „Bringe mich zurück," fleht der Geist, „bringe mich zurück von dem Hades, dem Lande, das ich verkostet, von dem Todtenreiche, dem Sitze des Gottes Irkalla, vom Hause, aus dem man nicht zurückkehrt, vom Wege, den man nicht zurückgeht, von dem Orte, wo man nach dem Lichte sich sehnt, wo man kein Licht sieht, sondern in Finsterniß wohnt, — zu dem Orte der Seligen, wohin ich nun eingehen will, wo die mit Diademen geschmückt thronen, welche vor Alters die Erde beherrscht, welchen die Götter Anu und Bel einen berühmten Namen gegeben haben; zu dem Orte, wo aus nieversiegendem Borne Wasser in Fülle hervorquillt; zu dem Orte der Seher, in den ich eingehen will, dem Orte der Fürsten und derer, die nicht besiegt wurden, dem Orte der Sänger und großen Helden" u. s. f.

Von derselben Überzeugung einer bevorstehenden seligen Unsterblichkeit ist jener Segenswunsch eingegeben, der der Seele eines sterbenden Kranken nachgerufen wird: „möge sie einem Vogel gleich zum hohen Orte sich erheben; möge sie zurückkehren in die heiligen Hände ihres Gottes". Oder: „möge sie leuchten wie Erz; möge Merodach, Ao's erstgeborner Sohn, ihr gewähren, in Seligkeit zu wohnen". Dieselbe Idee leuchtet wieder in einem Gebete, das für einen König gesprochen wird, welcher die Tempel reichlich bedacht hatte. Nachdem ihm lange Jahre des Ruhmes, Vorrang unter den Königen und grenzenerweiternde Siege angewünscht sind, wendet sich das Gebet den höheren Regionen zu: „nach dem Leben hienieden aber möge er wohnen in den Freuden des Silber-

[1] Vgl. a. a. O. 1877, XIII. S. 91.
[2] Vgl. a. a. O. 1876, X. S. 395 u. f.

berges, am himmlischen Hofe, in der Wohnung der Glückseligkeit. Möge er im Lichte der seligen Gefilde ein ewiges, heiliges Leben genießen in Gegenwart der Götter, welche Assyrien bewohnen." Wir brauchen diesen Zeugnissen nichts weiter beizufügen; sie sprechen für sich selbst. Nur der Hinweis mag noch nützlich sein, daß, weil die alten Chaldäer der turanischen Völkerfamilie angehörten, wir mit Recht aus den akkadischen Texten und den altchaldäischen Ansichten auf die Anschauungen der ausgedehnten turanischen Völkermassen in soweit schließen dürfen, daß wir all' diesen Stämmen den Glauben an die Unsterblichkeit mit Sicherheit zusprechen müssen. Und so ist es auch in der That.

Die Grundzüge der finnischen Mythologie tragen akkadisches Gepräge, worauf besonders Fr. Lenormant aufmerksam gemacht hat[1]. Die alten Magyaren kennen die Unsterblichkeit[2], und es wird von ihnen der Glaube berichtet, daß alle Erschlagenen in der andern Welt dem Sieger dienen müßten[3], eine Anschauung, die uns bei einigen Stämmen Afrika's und der neuen Welt wieder begegnen wird. Und in Betreff der Skythen — ein freilich dehnbarer, vielumfassender Name bei den Alten —, welche von neueren Ethnographen gleichfalls den turanischen Völkern zugetheilt werden, lassen die Todtengebräuche keinen Zweifel über den vorhandenen Glauben an die Fortdauer der Seele aufkommen. Wurden ja beim Ableben des Königs in diesem Glauben Frauen und Diener auf dessen Grab erwürgt, damit er mit entsprechendem Hofstaat und würdiger Bedienung im Jenseits auftreten könne; Herodot nennt als solche Todtenbegleiter unter den königlichen Dienern namentlich Mundschenk, Bäcker, Roßknecht und Boten; desgleichen wurden ihm Pferde, Waffen und andere Kostbarkeiten mit in's Grab gegeben. Nach Ablauf eines Jahres wurde ein nochmaliges Todtenopfer von fünfzig Dienern und ebensoviel Rossen dargebracht: ein Zeugniß der traurigen Abirrung, die uns noch oft entgegentreten wird. Denselben Glauben bekundet die Entschlossenheit der Skythen, für die Unverletzlichkeit der Gräber der Ahnen den hartnäckigsten Kampf zu bestehen, ein Vorsatz, den Herodot dem Könige Indathyrsus den Persern gegenüber in den Mund legt. Von dem Volke der Issedonen, die nordöstlich von den Massageten auf dem Hochland über dem Imaus wohnten, weiß der Vater der Geschichte zu erzählen,

---

[1] Vgl. Lenormant, La Magie chez les Chaldéens. Paris 1874. pg. 216 suiv.
[2] Vgl. Mailath, Geschichte der Magyaren, I. S. 24.
[3] Vgl. Mone, Geschichte des Heidenthums, I. S. 109.

daß sie den Schädel des Verstorbenen vergolden und ihn wie ein Götterbild verehren, indem sie alljährlich große Opfer darbringen. Von einem anderen Volke in der Nähe der Skythen berichtet derselbe Gewährsmann, daß die Köpfe der erschlagenen Feinde über den Dächern aufgesteckt würden, weil man sie für Hüter und Wächter der Häuser hielte. Das gründet zweifelsohne in der oben erwähnten Anschauung, daß die Geister der Besiegten den Siegern dienstbar würden [1]. Aus der Schilderung, die Strabo uns von den Bestattungsgebräuchen der Kaspier entwirft, erschließen wir, daß auch diese von ihm zu den skythischen Völkern gerechneten Stämme die Idee des jenseitigen Fortlebens hatten. Sie brachten die Todten in die Wüste, und sahen von ferne zu, und wenn sie gewahrten, daß jene von Vögeln von ihrem Lager herabgezogen wurden, so priesen sie die Verstorbenen glücklich, weniger, wenn es von wilden Thieren oder Hunden geschah; wenn aber weder Vogel noch Wild sich an ihnen vergreifen wollte, so hielten sie selbe für sehr unglücklich [2].

[1] Vgl. Herodot IV. 26. 71. 72. 103. 127.
[2] Strabo 11, 790.

2. Griechen und Römer.

Vom Nilthal und dem Euphrat- und Tigrislande ging das Scepter der sogenannten Weltherrschaft über auf die Griechen durch die Eroberungen Alexanders des Großen und später auf die ewige Roma. Außerdem haben die Griechen noch eine andere und dauerndere Weltherrschaft an sich gerissen: sie sind in Kunst und Literatur die Meister und Lehrer des Erdkreises geworden, eine Oberherrlichkeit, die auch von den Nachfolgern ihrer politischen Macht, den Römern, den Meistern des Rechtes und der politischen und militärischen Staatsklugheit, ihnen nicht entrissen, sondern bewundernd anerkannt wurde. Die hervorragende Weltstellung beider Nationen und die großartigen Leistungen, zu denen in diesen beiden hochbegabten und doch so verschieden angelegten Völkern die menschliche Natur sich erschwungen hat, rechtfertigen es zur Genüge, wenn wir, trotzdem die Ansichten der klassischen Nationen einer fast allgemeinen Kenntniß sich erfreuen, dennoch sie in kurzen Zügen dem Gedächtnisse der Leser wieder auffrischen. Der flüchtige Aufriß wird uns von Neuem in der Überzeugung bestärken, wie tief und unzertrennlich die Idee des Jenseits und des unsterblichen Fortlebens in den menschlichen Geist eingesenkt ist.

Als eine der heiligsten Pflichten galt bei den **Griechen** die Bestattung der Todten; durch deren Unterlassung versündigte man sich an den obern und untern Göttern und an dem Verstorbenen auf's Schwerste, da ohne Beerdigung die Seele des Verstorbenen keine Stätte im Todtenreiche fand. Bekannt ist ja Antigone's Eifer, diese Todtenruhe dem Bruder zu verschaffen, und wie sie „den frommen Frevel" wagt gegen das Gebot Kreons, des noch über den Tod hinaus hassenden Tyrannen, weil sie weiß, daß sie „längere Zeit den Unteren gefallen muß", als den irdischen Menschen. Den Heerführern ward als todeswürdiges Verbrechen angerechnet, für die Bestattung der Gefallenen nicht nach Gebühr gesorgt zu haben; zu dem Zwecke der Beerdigung durfte den besiegten Feinden der Waffenstillstand nicht verweigert werden, ja konnten die Besiegten dieser

Pflicht nicht nachkommen, so mußten die Sieger selbst sie erfüllen[1]. Es genügt, an den König der Unterwelt und seinen Hofstaat zu erinnern, um in den Erinnyen, Moiren und Keren als Göttinnen der Rache, der Strafe und des Verhängnisses die Idee der Vergeltung zu erkennen, ebenso deutlich wie in den Richtern der Unterwelt, dem Minos und Rhadamanthys, welche die Guten in's Elysium zur Glückseligkeit senden, die Bösen aber den Erinnyen übergeben. Und wer hätte nicht von den Qualen des Sisyphus, des Tantalus, der Danaiden, des Ixion gehört? Auch die homerischen Helden kennen die Idee der Unsterblichkeit. Während Patroklus' Leichnam von den Flammen verzehrt wird, gießt Achilles Weinspenden aus und ruft dessen Seele an; Menelaus soll lebendig in's Elysium versetzt werden, denn so verkündet ihm Proteus:

Doch dir ist nicht geordnet, du Göttlicher, o Menelaos,
Im roßweidenden Argos den Tod und das Schicksal zu dulden.
Nein, dich führen die Götter dereinst an die Enden der Erde
Zu der elysischen Flur, wo der bräunliche Held Rhadamanthys
Wohnt und ganz mühelos leben die Menschen.
Nimmer ist Schnee da, noch Winterorkan, noch Regengewitter,
Ewig weh'n die Gesäusel des leis' anhauchenden Westes,
Die Okeanos sendet, die Menschen fächelnd zu kühlen. (Od. 4, 561.)

Gleichfalls Hesiod preist die Inseln der Seligen. Dieselben sind nach Pindar ein Ort für die Belohnung der Tugend nach ewigen unwandelbaren Normen der Gerechtigkeit. „Während es hier rings um uns Nacht ist," sagt der Rest eines Liedes im 59. Fragment, „leuchtet ihnen die Macht der Sonne und auf den rosenrothen Wiesen ihrer Wohnungen wachsen goldene Äpfel und Weihrauchbäume. Da ergötzen sich die Einen an Rossen und Kampfesübungen, Andere mit Spielen, Andere mit der Leier, und für Alle blüht ein schönes Glück; ein herrlicher Duft durchweht die wunderbaren Räume . . ." Ein gewaltiger Herold der Unsterblichkeit und Vergeltung, verkündet er in der 2. olympischen Ode: „Ein rechtschaffener tugendhafter Mann kann über sein dereinstiges Loos beruhigt sein. Die Seelen der Gottlosen aber erleiden, wenn sie aus dem Leben scheiden, Strafe. Drunten unter der Erde spricht einer, dem das Gericht durch Nothwendigkeit auferlegt ist, das Urtheil über alle Übertretung und Schuld, die im Reiche des Zeus begangen worden ist. Die Guten führen dort ein Leben ohne Thränen, geehrt von Göttern, weil sie zeitlebens an der Tugend ihre Freude gehabt; die Andern aber

[1] Vgl. Schömann, Griechische Alterthümer, II. S. 540.

haben ein Dasein, zu schrecklich, als daß man es ansehen könnte. Wer den Entschluß gehalten hat, festzustehen und seine Seele vom Unrecht rein zu bewahren, der hat den Pfad des Zeus gefunden, welcher zur Burg des Kronos leitet; dort spielen die linden Lüfte des Oceans um die Inseln der Seligen; mit Blumen und Kränzen umwinden sie Arme und Schläfen und wandeln in der Gemeinschaft der Gerechten bei Rhadamanthys, dem Gehilfen des Kronos." [1]

Was im griechischen Volksglauben so tief wurzelte, was die Dichtkunst in concrete Gestalten kleidete, das suchte der Philosoph Plato wissenschaftlich zu begreifen und zu begründen. Von den homerischen Beschreibungen der Unterwelt sprechend, äußert er: „Ich, o Kallikles, für meine Person glaube an diese Erzählungen und überlege mir, wie ich meine Seele in die beste Verfassung bringe, um vor den Richtern zu erscheinen." Im Gorgias läßt er den Sokrates die Lehre der jenseitigen Vergeltung in plastischen Zügen vortragen; der Fromme ist auf den Inseln der Seligen in vollkommenem Glück, der Gottlose im Kerker der Strafe, im Tartarus. Minos, Aeakus und Rhadamanthys halten auf der Asphodeloswiese Gericht über die Seelen; diejenigen, welche heilbare Fehler begingen, werden durch Schmerzen und Leiden befreit; die unheilbaren werden Andern zur Scheu und Warnung bestraft. Um aber diese Grundgedanken des allgemeinen Volksglaubens in's philosophische Bewußtsein zu erheben, sucht Plato in die Natur der Seele und ihrer Anlagen forschend einzudringen und so die Wirklichkeit und Nothwendigkeit der Unsterblichkeit zu begreifen. Mit edler Begeisterung weist der Philosoph hin auf das Streben der Seele nach Weisheit und Tugend, das über die Schranken des irdischen Lebens hinauszeige; er betont, daß die Seele ja dem Körper das Leben bringe, folglich sei das Leben ihre Natur und so könne sie also dem Tode nicht anheimfallen, der dem Begriffe der Seele widerstreite. Andere Male schiebt er die sittlichen Momente in den Vordergrund, es wäre ja sonst der Tod für die Schlechten ein Gewinn, während hingegen die Unsterblichkeit der Tugend einen edlen Preis und eine große Hoffnung vorsetze und somit in diesem Leben schon mächtig zur Tugend und Einsicht anspore. Er geht zur philosophischen Aufrechthaltung der Unsterblichkeit noch weiter, als thunlich ist. Aus der Natur der Seele, als einer lebendigen, sich selbst und zwar aus sich selbst bewegenden Kraft folgert er, daß sie sowohl unvergänglich, als auch von

[1] Vgl. Ed. Spieß a. a. O. 297. Preller, Griech. Mythol., I. 629 u. f., II. 222.

Ewigkeit her bestehend gedacht werden müsse. „Nur das sich selbst Bewegende, indem es von sich selbst nicht scheidet, hört nimmer auf, sich selbst zu bewegen, und dieß wird auch für das Andere, was sich bewegt, Quelle und Anfang der Bewegung. Der Anfang aber ist etwas Nichtgewordenes; denn wenn der Anfang von Etwas aus würde, wäre es kein Anfang. Da er aber ein Nichtgewordenes ist, muß er nothwendig auch ein Unvergängliches sein." So der Heide, dem eben der Begriff der Schöpfung gebrach [1]. Aus der Natur der Seele und ihrer Acte läßt auch Xenophon den sterbenden Cyrus die Unsterblichkeit aussprechen.

Mit dem Volksglauben, der Dichtkunst und Philosophie verbanden sich noch zur Behauptung der Unsterblichkeit die gefeierten Mysterien, voran die Eleusinien, deren ursprüngliche Anziehungskraft nach den Zeugnissen der Alten darin bestand, daß sie vorgaben, über das Jenseits Aufschluß und beseligende Hoffnung mitzutheilen. Wenn es bei Plato heißt: „wer ungeweiht und ungereinigt in den Hades eingegangen ist, der wird dort im Pfuhl liegen; der Geläuterte und Eingeweihte aber wird bei den Göttern hausen", so ist dieser Spruch nur das Echo zahlreicher anderer, und noch der Römer Cicero preist es als einen unschätzbaren Vorzug jener Mysterien, daß sie die Menschen gelehrt, „mit besserer Hoffnung zu sterben".

Man glaubte, die Feier der Mysterien werde auch in der Unterwelt fortgesetzt und eine unversiegliche Quelle der Seligkeit für die Eingeweihten sein. Dieser Hoffnung leiht Diodor Worte, wenn er sagt: die Götter gewährten durch die Weihen ein ewiges Leben, dessen stete Beschäftigung in süßer Andacht bestehe. Auch nach Plato wurde den Eingeweihten eine endlose berauschende Seligkeit verheißen. Und bei Aristophanes singen diese: „uns allein leuchtet dort heiteres Sonnenlicht" — alle Uneingeweihten dagegen sollten jenseits im tiefen Schlamme und in der Finsterniß stecken und verdammt sein, in einem siebartigen Korbe Wasser zur Füllung eines durchlöcherten Fasses herbeizuschleppen [2]. Auch der homerische Hymnus auf Ceres preist den Eingeweihten glücklich, und Isokrates lobt die Weihe, weil sie ihren Theilnehmern über das Lebensende und die Ewigkeit süßere und lieblichere Hoffnungen biete [3]. Andere empfehlen die Mysterien als das sicherste Mittel, um aus den Irrgängen der Sinnenwelt

[1] Ausführlicheres über die platonischen Unsterblichkeitsbeweise sehe man u. A. bei Dr. Dietrich Becker, Das philosophische System Platons, S. 128 u. f.

[2] Vgl. Döllinger, Heidenthum und Judenthum, S. 176.

[3] Vgl. Preller, Griech. Mythol., I. 619.

zum seligen Leben im Jenseits zu gelangen [1]. Plutarch verweist auf die Dionysischen Mysterien, um die Gewißheit über jenseitige Fortdauer und Seligkeit zu erlangen; ebenso rühmten die der orphischen Weihungen Theilhaftige die ihnen jenseits aufbewahrten seligen Freuden [2].

Wenden wir uns dem alten Italien zu, so ist es eine von allen Forschern anerkannte Thatsache, daß die Vorstellungen vom Jenseits und der Unterwelt denen der Griechen sehr ähnlich gewesen seien. Zuerst treffen wir hier die zu Land und zur See mächtigen **Etrusker.** Ihre Todtengötter und Wächter der Abgeschiedenen waren Mantus und Charun. Letzterer führt die Todten zur Unterwelt, und ist zugleich der Peiniger der Seelen. Wie die Etrusker über das Jenseits gedacht, verkünden die Wände ihrer Todtenstätte und die Sculpturen ihrer Todtenkisten. Es sind einerseits Mahle und Tänze der Seligen in Weinlauben und Gärten; andererseits — und das ist vorwiegend der Fall — düstere Scenen: die Verdammten sind dargestellt, wie sie aufgehängt und mit Feuerqual und Marterinstrumenten gefoltert werden [3]; der Todtengott Charun von gräulich wilder Gestalt und halbthierischem Aussehen, mit einem Hammer bewaffnet, spielt dabei eine Hauptrolle, ihm stehen noch andere Todesgenien, in Gestalt den Erinnyen nicht unähnlich, helfend zur Seite; mit Schwertern und stumpfen Hämmern, mit Feuerbränden in der Hand verfolgen sie die Seelen und suchen sie niederzuschlagen; oft flehen diese auf den Knieen um Erbarmen, lichte Genien eilen zu ihrem Schutz herbei und streiten mit den schwarzen und häßlichen um die Seelen. Bezeichnend für das lebendige Gefühl des Glaubens an die Unterwelt ist auch der etruskische Ritus bei der Gründung einer Stadt, den später, wie Varro meldet, die Römer öfter beobachteten. Auf öffentlichem Platze ward ein sogenannter mundus ausgegraben, d. i. eine tiefe Grube in der Form eines umgekehrten Himmels, deren unterer Theil den Geistern der Verstorbenen und den Göttern der Unterwelt geweiht und durch einen Stein (lapis manalis), die Pforte der Unterwelt, verschlossen wurde. Bei der Anlage einer Stadt war die Aushöhlung dieser Grube das erste Geschäft, man warf als Opfer Erstlinge von allerlei Feldfrüchten hinein, um sich die Gunst der Götter der Unterwelt zu gewinnen. Diese Grube bildete den

[1] Vgl. Creuzer, Symbolik III. 445, IV. 520.

[2] Vgl. Döllinger, l. c. 115. 139. 594. Schömann, Griech. Alterth. II. 356. 378.

[3] Vgl. K. O. Müller, Archäologie der Kunst ꝛc., S. 194, und Winckelmann, Geschichte der Kunst, I. S. 207.

Mittelpunkt, um den die Grenzen der Stadt wie im Kreise beschrieben wurden [1].

Doch vor Allen beanspruchen die weltbeherrschenden **Römer** unsere Aufmerksamkeit. Und gerade bei ihnen finden wir, um die bekannten Todtengötter und Göttinnen, Orcus, Dis Pater, Lara, Larunda, Mania u. s. f. zu übergehen, als den Mittelpunkt des häuslichen religiösen Lebens die Verehrung der Todten als schützender Geister. Die Verstorbenen hießen Manes, d. i. die Reinen, Lichten, Guten. Des irdischen Leibes entkleidet, sind sie unsterblich, wie die Götter, daher divi, dii manes. Unter dem Namen Lares, d. i. die Herren, genossen sie als verklärte Geister Verehrung, ein Gebrauch, den man wohl wegen der Gleichheit des Namens auch den Etruskern zuschreiben darf. Auf dem Herde, dem Mittelpunkte des Hauses, standen die einfachen hölzernen Bilder der Laren. Hier kam die Familie bei allen wichtigen Gelegenheiten zusammen, um unter dem Segen der schützenden Geister zu berathen oder sich zu freuen. Vor ihnen ward die Mahlzeit gehalten, nachdem ihnen Opfer an Speise und Trank gebracht, und an den Abtheilungen des Monates noch ein Kranz geweiht worden. Alle Ereignisse der Familie werden unter ihrer Anrufung begangen; die Geburt eines Kindes, der Eintritt eines Sohnes in die Volljährigkeit, die Feier der Heimkehr nach glücklich beendeter Reise, die Genesung von Krankheit, die Errettung aus Gefahr, Alles muß mit Gebet und Spenden für die schützenden Laren, die verklärten Geister der Vorfahren, gefeiert werden. Ein allgemeines Todtenfest wurde im Februar begangen, wobei man den Manen Speisen und fromme Gaben auf die Gräber brachte und Gebete zu ihnen verrichtete. Die römische Sage wußte auch zu erzählen, wie übel die Geister eine Nachlässigkeit in diesem Punkte vermerkten. Einst nämlich während eines langen Krieges waren sie vergessen worden; da befiel die ganze Stadt ein großes Sterben und die Seelen kamen nächtlicher Weile aus ihren Gräbern hervor und wimmerten und klagten auf allen Straßen und im ganzen Lande umher; sobald man das Verabsäumte nachgeholt hatte, war die Pest vorbei und das Heer der klagenden Geister verstummte [2].

Neben den Laren, den holden und schützenden Geistern, glaubte man auch an die Larven (Lemuren), an die als Gespenster und böswillige

[1] Vgl. Preller, Röm. Mythologie, S. 456—461.

[2] Vgl. Preller a. a. O. 490 u. f.

Spukgeister umgehenden Seelen der Verstorbenen. Es waren solche, die wegen Versäumung vorgeschriebener Gebräuche nicht zur Ruhe kommen konnten, oder die in Folge erlittener Unbill, namentlich eines gewaltsamen Todes, als Rachegeister die Lebenden beunruhigten. Zu ihrer Versöhnung wurden in drei Nächten des Monates Mai Opfer und Gebete unter eigenthümlichen Gebräuchen dargebracht. Letztere erfahren wir ausführlich aus Ovid. Um Mitternacht erhob sich der Hausvater, schreitet mit bloßen Füßen durch das Haus und macht mit der Hand das die Geister verscheuchende Zeichen [1]. Hierauf wäscht er die Hände mit Quellwasser, steckt schwarze Bohnen in den Mund, wirft diese, durch das Haus schreitend, hinter sich und sagt dabei neunmal, ohne umzublicken: „Dieses gebe ich her und mit diesen Bohnen erkaufe ich mich und die Meinigen." Dann reinigt er sich abermals mit Wasser, schlägt an ein ehernes Becken und bittet, daß die Geister nun sein Haus verlassen mögen. Hat er dieses neunmal gethan, dann darf er umblicken; denn die Geister sind durch den alten Brauch versöhnt [2].

Die Todtenverehrung war durch das Zwölftafelgesetz geboten; und schon Cicero schließt aus dieser altehrwürdigen Anordnung der dem Quelle der Wahrheit noch näheren Altvordern, daß man den Dahingeschiedenen eine höhere, götterähnliche Daseinsform zugeschrieben. So tief hatte diese römische Sitte sich eingewurzelt, daß noch Tertullian die Heiden seiner Zeit höhnisch frägt, warum sie denn die Gestorbenen in allen Stücken ihren Göttern gleich hielten [3]. Die förmlichen Apotheosen waren nur eine consequente Weiterbildung dieses die Verstorbenen als schützende Genien verehrenden Cultus. Übrigens waren unter dem Volke sowohl als unter den Dichtern ähnliche Vorstellungen herrschend, wie wir sie bei den Griechen antreffen. Ägypter, Griechen und Römer wissen von den Strömen der Unterwelt zu erzählen, von dem Fährmann, dem ein Geldstück, ein Obolos, ein Triens zu entrichten ist, von den Ungeheuern der Tiefe, von den Richtern, von dem die Seelen geleitenden Thoth, Hermes, Mercur u. dgl., überhaupt von Belohnungen und Strafen im Jenseits [4].

Als sodann dieser Volksglaube Gegenstand philosophischer Streitig-

---

[1] Signaque dat digitis medio cum pollice iunctis,
Occurrat tacito ne levis umbra sibi. Fast. V. v. 433.

[2] Vgl. Preller a. a. O. 500.

[3] Apologeticus, cap. 13.

[4] Prof. Lauth erklärte sogar den Namen des unterirdischen Fährmanns Charon aus dem ägyptischen Karo als den „Fährer" par excellence; vgl. Zeitschrift für

keiten wurde, konnte es nicht fehlen, daß Philosophen namentlich der stoischen und epikuräischen Schule gegen ihn in die Schranken traten. Was man an dessen Stelle setzte, hing eben von dem jedesmaligen Philosophen ab. Die älteren Stoiker faßten die Seele als eine Ausdünstung des vom ätherischen Feuer der Weltseele durchglühten Blutes; ihnen zufolge konnten nur die Seelen der Weisen Kraft genug in sich haben, vermöge der Weisheit, um eine Einzelexistenz fortzuführen; aber beim allgemeinen Weltbrand würden auch sie in's Grundfeuer zurückkehren und somit zwar nicht vernichtet, aber aufhören, in getrennter Daseinsweise fortzuexistiren. Dieser Meinung, daß wenigstens die Seelen der Weisen fortdauern, stimmt auch Seneca bei; er redet zwar viel von einem seligeren Zustande, wenn der Geist die Bürde des Leibes abgeworfen habe, allein nicht selten gibt er auch der Zweifelsucht Ausdruck. Ähnlich auch Marcus Aurelius. Während Cicero in edler Begeisterung die Unsterblichkeit philosophisch, Plato's Fußstapfen folgend, zu begründen suchte, bemühten sich Andere, jeden Gedanken an die Fortdauer zu entfernen [1]. Allein es ist wohl zu beachten, daß die Läugnung der Unsterblichkeit erst spät auftritt, und daß ihre Entstehung aus dem moralischen Umschwung sich leicht erklärt. Sie stellt sich ein gleichzeitig mit dem Verfall jenes Restes von Zucht und Sitte und frommen Glauben, den wir sonst bei der besseren Heidenwelt noch anzutreffen gewohnt sind, und mit diesem gänzlichen moralischen Bankerott trat ein stark materialistischer Zug in allen Lebensgebieten auf. Eine solche Richtung aber konnte und mußte gewissermaßen sich in den bewußten Gegensatz setzen mit dem allgemeinen Glauben an die Unsterblichkeit und Fortdauer der Seele; das war auch um so leichter, weil eben die Natur dieser Wahrheit eine unmittelbare und greifbare Erfahrung nicht zuläßt. Man kann sich, besonders wenn andere Interessen mit in's Spiel kommen, gar Vieles einreden.

Im Gegensatze hierzu ist es nicht minder wahr, — und das ist ein neuer

---

ägypt. Spr. u. Alt., 1863, S. 46. — Die Qualen der Unterwelt malt Lucretius z. B. in den Versen:

Carcer et horribilis de saxo iactu' deorsum,
Verbera, carnifices, robur, pix, lamina, taedae.

Und bei Plautus heißt es: vidi ego malta saepe picta quae Acherunti fierent cruciamenta. Noch mehr Belege verzeichnet Preller, Röm. Mythol., S. 461. — Augustus verlangte zuerst den kaiserlichen Geniencultus, indem er seinen Genius in allen Larenkapellen bei den Kreuzwegen, also an lebhaften Verkehrspunkten, anbringen ließ; a. a. O. 571.

[1] Vgl. Döllinger, Heidenthum und Judenthum, S. 588.

Beweis, wie natürlich und angeboren, also wie wahr die Unsterblichkeitsidee ist — daß Zweifel und Läugnung die Allgemeinheit des Glaubens nicht im Mindesten zu erschüttern vermochten, daß den skeptischen Philosophen andere, auch unter den Heiden, entgegentraten, welche die sophistischen Scheingründe zurückwiesen. So machten es sich die Neuplatoniker zur besonderen Aufgabe, die Stoa zu widerlegen und gegen die Aristoteliker die Seele nicht einzig als Entelechie im Leibe aufgehen zu lassen[1]. Überhaupt darf uns ein derartiger Anlauf des skeptischen Zweifels nicht wundern. Hat nicht der Idealismus in der deutschen Philosophie noch viel mehr dem gesunden Sinne in's Antlitz geschlagen, indem er die Wirklichkeit der Körperwelt wegzubeweisen und das ganze Universum auf rein subjective Empfindungen und Vorspiegelungen zurückzuführen unternahm? Hat er aber darum die Natur ihrer Wesenheit entkleidet, oder die allgemeine Überzeugung der Menschheit von der objectiven Realität der Naturdinge auch nur im Mindesten herabzustimmen vermocht? Das gleiche Loos hatte die Skepsis betreffs der Unsterblichkeit. Es blieb wahr, was Cicero sagt: „Wie wir von Natur aus an das Dasein der Götter glauben, so halten wir auch wegen der Übereinstimmung aller Völker fest an der Fortdauer der Seele. . . . Die Übereinstimmung aller Völker aber ist in jedweder Sache als Naturgesetz anzusehen." Und er hat gleichfalls das Richtige getroffen, wenn er schreibt: „Für diesen Glauben spricht das ganze Alterthum, welches, je näher es dem Ursprunge und der göttlichen Abstammung war, desto besser vielleicht die Wahrheit schaute."[2]

---

[1] Vgl. Werner, Geschichte der apologetischen und polemischen Literatur, I. S. 459.
[2] Cic. Tusc. Quaest. 1, 12. 13. 16.

3. Die Völker Vorderasiens.

Nachdem wir im Vorhergehenden die Ansichten der Assyrer und Griechen über das Jenseits kennen gelernt, bietet sich unserer Betrachtung wie von selbst jenes Land dar, in dem hellenische und orientalische Culturelemente in mannigfacher Vermischung auftreten — Kleinasien. Wie es geographisch die Brücke bildet zwischen Mittelasien und Europa, so reichten sich hier auch mehr als einmal in Geschichte, Sitte und Religion der Osten und Westen die Hände. Aber neben Assyrien und seinem Einfluß machte sich hier in noch hervorragenderer Weise Syrien und Phönicien geltend. In Cilicien, Karien, Lydien, Phrygien, Mysien, Kappadocien finden wir syrischen und phönicischen Cultus neben Elementen assyrisch-babylonischen und griechischen Einflusses. Es empfiehlt sich daher für unsere Untersuchung von selbst, zuerst nachzuweisen, daß die Idee der Unsterblichkeit auch im Religionssystem der reichen und weltkundigen Kauffahrer des Alterthums, der **Phönicier**, niedergelegt war. Die Phönicier haben zwar im eigentlichen Sinne des Wortes kein Weltreich gegründet, allein durch ihre Handelsverbindungen und Colonien übten sie einen Einfluß auf die damalige Welt aus, der sich räumlich und zeitlich mit dem eines jeden Weltreiches messen kann, ja in mancher Hinsicht jenen noch überbietet. Ihre Handelsniederlassungen und Colonien waren verbreitet über Mesopotamien, Ägypten, Kleinasien, über die Inseln des ägäischen und Mittelmeeres, über die Landschaften am Pontus, über die lange Küste Nordafrika's und einen Theil der Westküste und über Spanien; ihr Unternehmungsgeist steht den alten Weltreichen ebenbürtig gegenüber.

Was haben die Phönicier über die Unsterblichkeit gedacht? Es stehen uns zwar nicht, wie bei Ägyptern, Griechen und Römern, ausführliche und zahlreiche Zeugnisse über ihre Vorstellungen betreffs der jenseitigen Fortdauer zu Gebote, allein den Kern unserer Sache, den thatsächlich vorhandenen Glauben an Unsterblichkeit, können wir mit aller Sicherheit aus den überlieferten Sagen und Cultanschauungen herausschälen. Es drängt sich hier zunächst ein Sagenkreis auf, der mit

unbedeutenden Namensveränderungen in Ägypten und Phönicien, in Kleinasien und Griechenland wiederkehrt. Es ist die Mythe von Osiris, Esmun, Attes, Adonis u. s. f.; man feierte seinen Tod, beklagte ihn als Verstorbenen, bis endlich diese Feierlichkeit mit der jubelnden Freude über seine Wiederbelebung und seine Wiederkehr aus der Unterwelt endete [1]. Innerlich damit verwandt ist das in Tyrus gefeierte Fest der Auferweckung des phönicischen Herakles, seiner Auferstehung von den Todten, das am 2. Peritios, dem 25. December des römischen Kalenders, begangen wurde. Wie Eudoxus von Cnidus (gegen 366 v. Chr.) bei Athenäus erzählt, opferten die Phönicier dem Herakles Wachteln, weil Herakles auf seinem Zuge nach Libyen von Typhon getödtet, aber von Jolaus durch den Geruch einer Wachtel wieder auferweckt sei [2]. Ähnliches erzählt Clemens Alexandrinus von einem Pamphylier, den er Zoroastres nennt, und er führt aus dessen Buche die Stelle an: „Das hat Zoroastres, der Sohn des Armenius, von Abstammung ein Pamphylier, geschrieben; als ich im Kriege gefallen war, habe ich im Hades von den Göttern gelernt." Der Sage nach, die Clemens auch aus Plato kennt, habe dieser 12 Tage auf dem Scheiterhaufen gelegen und sei dann aus der Unterwelt zurückkehrend wieder auferwacht [3]. Ein fernerer Beleg für das Vorhandensein der Unsterblichkeitsidee liegt in der aus Philo nach Sanchoniathon von Eusebius mitgetheilten Nachricht, daß bei den Phöniciern Muth, d. i. der Tod, der Gott der Unterwelt sei; Kronos habe den Muth, seinen Sohn mit der Rhea, nach dessen Tode geheiliget; und dieser sei der Pluto, der Gott der Unterwelt [4]. In Folge dieser Angabe findet es Movers mit Recht wahrscheinlich, daß Euripides gerade die phönicische Seite des Herakles-Mythus berührt, wenn er den Herrscher der Unterwelt, dem Herakles die Gemahlin des Admet abkämpft, Thanatos nennt, d. i. Muth = Tod [5].

Weiterhin ersehen wir aus den von Eusebius mitgetheilten Bruchstücken über die Religionsanschauungen der Phönicier, daß in ihren Sagen häufig den verstorbenen Helden und Wohlthätern der Menschheit und den Weisen göttliche Ehre zuerkannt wird und diese als lebende und schützende Götter an-

[1] Vgl. Movers, Phönicier, I. 532; II. S. 2. 295. 301. Preller, Griech. Mythologie, I. S. 273.

[2] Vgl. Movers a. a. O., I. S. 386.

[3] Vgl. Migne, Patrol. gr. t. 9. col. 157. — Movers a. a. O., I. S. 349.

[4] Vgl. Eusebius, De praep. evang. — Migne Patrol. gr. t. 21. col. 84.

[5] L. c. 442.

gerufen und verehrt werden. So schreibt Philo Byblius: „Besonders die Phönicier hielten diejenigen für Götter, welche die zum Lebensbedarf nöthigen Dinge erfunden oder sonst dem Menschengeschlechte Wohlthaten erwiesen hatten; diese erachteten sie für Wohlthäter und Spender der Güter und verehrten sie wie Götter, errichteten ihnen Säulen und setzten zu ihrer Ehre Feste ein." Und weiter unten: Eliun sei nach seinem Tode geheiligt, d. h. zum Gott erklärt worden, und seine Kinder hätten ihm Opfer und Spenden dargebracht; und an einer andern Stelle gibt er die Versetzung unter die Gestirne als eine Art der Apotheose der Gestorbenen an[1]. Mag man wie immer über das philonische Referat aus den phönicischen Quellen urtheilen, soviel steht jedenfalls unbezweifelt fest, daß es den Alten für eine ausgemachte Sache galt, die Phönicier hätten an ein jenseitiges Leben der Dahingeschiedenen geglaubt; denn wie hätte man sonst ihre Sagen in der oben dargelegten Weise auffassen oder erzählen können?

Daß aber Philo's Darstellung wenigstens insoweit das Richtige trifft, als sie die Vorstellung der Phönicier vom Jenseits zur Anschauung bringt, wird uns auch noch von anderer Seite her bestätigt. Die tyrische Königstochter hatte unter Beihilfe der sie begleitenden edlen Geschlechter die tyrische Colonie, das berühmte Karthago, gegründet. Elissa oder Dido ist der Sage nach Name der Gründerin. Sie hat sich selbst verbrannt. In Karthago aber wurde das Fest der Selbstverbrennung dieser Göttin alljährlich begangen; sie selbst, zum Rang einer Göttin erhoben, hatte daselbst ein von Fichten und Taxus umschattetes Heiligthum, in welchem ihr Menschenopfer durch Feuer dargebracht wurden[2]. Gleiches berichtet Herodot (VII. 167) von Hamilkar: er habe sich selbst auf einem Scheiterhaufen verbrannt und sei dafür in Karthago und in allen Colonien verehrt worden. Einen ähnlichen Cult deutet die Bezeichnung „arae Philaenorum, Altäre der Philänen", an; sie waren zwei Brüder aus Karthago, die sich aus Vaterlandsliebe lebendig begraben ließen. Ihrem Andenken zu Ehren ward der Hafen an der Grenze von Cyrene so genannt[3]. Diesen Beispielen wird von Manchen, auch von Gesenius, noch

[1] Vgl. Eusebius, De praep. evang. — Migne, l. c. col. 76—88.

[2] Vgl. Duncker, Geschichte des Alterthums, I. S. 357. — Movers a. a. O., I. S. 610—614. Den der Dido geweihten Tempel beschreibt Silius:

Urbe fuit media sacrum genitoris Elissae
Manibus et patria Tyriis formidine cultum.

Auch Justin weiß, daß Dido im alten Karthago göttlich verehrt wurde. — Vgl. Creuzer, Symbolik und Mythologie, II. S. 277.

[3] Vgl. Ersch u. Gruber, I. S. 21. 101.

der sardinische Held Jolaus zugesellt, der gleichfalls einer göttlichen Verehrung in Karthago sich erfreute. Allerdings will Movers hier keine vergötterten Menschen anerkennen; er behauptet, daß in allen Fällen, in denen Griechen und Römer von Heroen oder Heroinen der Karthager, Syrier, Babylonier und Assyrier reden, Verwechslungen mit Gottheiten vorliegen[1]; andere Forscher, wie Münter, Gesenius, Creuzer, Duncker, hingegen glauben, daß Herodot, Sallust, Valerius Maximus, Silius ꝛc. uns die Auffassungen und Mythen der Karthager richtig übermittelt haben. Wir können diesen gelehrten Streit füglich auf sich beruhen lassen. Denn für unsern Zweck genügt die betreffs des philonischen Berichtes gemachte Bemerkung: Jedenfalls war den Alten klar und unbezweifelt, daß die Karthager an eine Fortdauer nach dem leiblichen Tode glaubten, gerade so wie die Phönicier. Es ist ja selbstredend, daß dieser Volksglaube ausgesprochen wird, sowohl wenn Sanchoniathon z. B. die Namen der Berge Kasius, Libanon und Antilibanon auf Menschen zurückführt, die wegen ihrer Größe und Körperkraft seien vergöttert worden, als wenn Griechen und Römer von göttlich verehrten Menschen berichten. Movers aber erhebt Widerspruch nicht deßhalb, weil er etwa den Glauben der Phönicier an ein Jenseits für nicht hinlänglich bezeugt hielte — im Gegentheile, wie sehr er gerade die Idee der Unsterblichkeit bei ihnen voraussetzt, erhellt aus der Auffassung, die er den Kinderopfern zu Grunde legt. Aus zahlreichen Stellen des alten Testamentes erfahren wir, daß die kanaanitischen Völkerschaften dem Feuergotte Moloch zu Ehren Kinder verbrannten. Dieselben Kinderopfer waren eine ständige Einrichtung bei den Phöniciern und Karthagern, und zwar mußten die besten Kinder von den Eltern geopfert werden. Bekannt ist das Ereigniß zur Zeit der Belagerung Karthago's durch Agathokles. Man glaubte, der Gott zürne der Stadt; denn es war ruchbar geworden, daß manche Eltern statt ihrer Kinder heimlich gekaufte fremde Kinder zum Opfer gestellt und so den Gott hintergangen hätten. Eine angestellte Untersuchung bestätigte die Vermuthung. Um den blutdürstigen Götzen zu versöhnen, wurden nun zweihundert Kinder aus den angesehensten Familien verbrannt und dreihundert Väter steuerten noch freiwillig die ihrigen zum gräßlichen Opfer bei. Noch zu Tertullians Zeiten war dieser Gebrauch unter den heidnischen Puniern einheimisch.

[1] Vgl. a. a. O., I. S. 612.

Welche Idee sollte nun nach Movers dieses Verbrennen der Kinder zum Ausdruck bringen? Hören wir ihn selbst: „Es ergibt sich als einzig zulässige Ansicht: das Verbrennen der Kinder wurde als ein Durchgang betrachtet, wodurch die Kinder nach Auflösung der irdischen, unreinen Schlacken des Körpers zur Vereinigung mit der Gottheit gelangten. Schon die Meinung des Alterthums von der läuternden und reinigenden Kraft des Feuers führt darauf . . . Ferner wird nun klar, warum die Opferung der Kinder als ein Freudenfest begangen wurde . . . Endlich stimmt zu dieser Meinung der ganze Charakter der Molochsverehrung. Der Körper wurde als den Geist verunreinigend angesehen, der ihn von der Vereinigung mit der Gottheit zurückhält; er muß wegen seiner Sünden durch Kasteiungen und Verstümmelungen bestraft, der Geist aber durch Reinheit, Ehelosigkeit, über die Materie erhoben und der Gottheit zugeführt werden . . . Man bedenke, daß der Molochscult überhaupt seinem Ursprung und seiner Bedeutung nach gewiß nach Oberasien gehört, wo in Chaldäa die Anagogie der Seele durch Feuerlustration und Selbstpeinigung im Mithrasdienste, in Indien die Vereinigung mit der Gottheit durch Selbstverbrennung geschah . . . Wie dieser Durchgang durch das Molochsfeuer, um die Seele mit der Gottheit zu vereinigen, gedacht worden sei, könnte man theils aus den Vorstellungen von den Selbstverbrennungen entnehmen, wodurch die Seele gereinigt zum Lichtäther aufsteigt und mit ihm verbunden wird, theils aus der Ansicht, welche der Lehre des alten Belus von einem Weltbrande zu Grunde liegt, wodurch die Welt ihre zweite Taufe erhält und Alles in der Gottheit sich auflöst.“[1] Es unterfteht somit gar keinem Zweifel, daß auch im Bewußtsein der Phönicier die Idee einer Fortdauer der Seele vorhanden war. Das wird auch durch die punischen Fragmente bei Plautus bestätigt, in deren einem von einem Verstorbenen gesagt wird: „er ist versammelt mit der Schaar derjenigen, deren Wohnung im Lichte ist“ — vielleicht in den Sternenchören? wie eine von Münter besprochene samothracische Inschrift sagt. Als die Karthager die Gräber der Todten vor Agrigent entweiht hatten, sahen sie, wie Diodor berichtet, Gespenster und Erscheinungen. Wer denkt da nicht an die in ihrer Ruhe gestörten Manen, die Geister der Verstorbenen?[2] Von verschiedenen Seiten kommen wir demnach zum gleichen Ergebniß.

[1] Vgl. a. a. O. S. 229—232.

[2] Vgl. Creuzer, II. S. 278.

Will man noch andere Belege, so weisen wir auf die mit den Phöniciern nächstverwandten Stämme, auf die kanaanitische Bevölkerung Palästina's hin. Die genealogische Tabelle der heiligen Schrift nennt den Erstgebornen Chanaans Sidon; Chanaans andere Söhne sind der Hethäer, der Jebusäer, der Amorrhäer ꝛc. (Gen. 10, 15); damit ist aber die engste Stammverwandtschaft gegeben mit Sidon, dem Hauptrepräsentanten der Phönicier. Eine Nachricht nun vergewissert uns auf's Klarste über den Unsterblichkeitsglauben der kanaanitischen Völkerstämme, die Nachricht, daß bei ihnen Todtenorakel, die Beschwörung und Befragung der Geister der Abgeschiedenen im Gebrauche gewesen. Als die Israeliten im Begriff waren, das Land Kanaan in Besitz zu nehmen, da ergeht an sie die Warnung: „Wenn du eingezogen sein wirst in das Land, das der Herr, dein Gott, dir geben wird, so hüte dich, daß du nicht nachahmest die Greuel jener Völker ... bei dir sei kein Beschwörer, und keiner, der Geister oder Götzen befragt, oder von Todten Wahrheit erforschet, denn alles das verabscheut der Herr, und ob derartiger Missethaten wird er sie vertilgen bei deinem Einzuge.“ [1] Es war nämlich unter den heidnischen Kanaanitern der Wahn verbreitet, die Seelen der Verstorbenen könnten durch zauberkräftige Formeln und Ceremonien herbeigerufen werden, um über verborgene Dinge Auskunft zu ertheilen. Ein solcher Geist, den man heraufbeschwor, hieß Ob[2]; unter „Baal ob“ dachte man sich eine Person, in der sich die Seele eines Abgeschiedenen oder ein Dämon niedergelassen hatte. Wie sehr eine solche Art des Wahrsagerglaubens Zeugniß gibt für die Meinung von dem Fortleben der Seele, liegt auf der Hand. Somit ist der Unsterblichkeitsglaube bei den Phöniciern und Kanaanitern hinlänglich erwiesen.

Dasselbe gilt gleichfalls von den Syrern, bei denen wir dieselben Gottheiten, denselben Cult und dieselben Sagen von vergötterten Menschen antreffen [3].

Und nach demselben Gesetze der Gleichheit müssen wir den klein-

---

[1] Deut. 18, 9—13.

[2] Keil sagt zu Lev. 19, 31: Ob bedeutet den abgeschiedenen Geist, den man heraufbeschwor, um durch ihn Aufschlüsse über die Zukunft zu erhalten, daher Wahrsagegeist, sodann den Todtenbeschwörer selbst, der die Abgeschiedenen heraufbeschwört. — Von Haneberg übersetzt Ob mit Revenant und leitet es aus dem arabischen Ab (umkehren) her.

[3] Vgl. Duncker, I. S. 345.

asiatischen Völkerschaften, bei denen, wie oben erwähnt, der phönicische Cult in Übung war, die nämliche Ansicht von der Fortdauer der Seele schon von vornherein zuschreiben. Doch wir brauchen uns nicht mit dem Beweis aus der Analogie zu begnügen, wir haben noch andere deutliche Spuren. Da sind als stumme Zeugen die Monumente Lykiens, vorwiegend in Gräbern und Grabdenkmalen bestehend. Sie verrathen großen Fleiß und liebende Sorgfalt für die Ruhe der Todten. „Die Inschriften beweisen, daß die Lykier diese Grabstätten bei ihren Lebzeiten für sich, für Frau und Kinder errichteten; sie rufen den Zorn der Götter auf die herab, die sich an denselben vergreifen würden. Die Art und Festigkeit dieser Gräber und Sarkophage beweist, daß die Lykier ihren Todten ebenso unzerstörbare Ruhestätten zu geben bemüht waren, wie die Ägyptier ihren Mumien, während die Ornamente derselben zeigen, daß sie den Zustand nach dem Tode als den einer friedlichen Ruhe müssen angeschaut haben.“ [1]

Einen deutlichen Hinweis geben uns ferner die in Kleinasien so gebräuchlichen Geisterbeschwörungen, zu denen die zahlreich vorhandenen Psychopompeen von selbst Anleitung gaben. Eines der berühmtesten dieser Todtenorakel, bei denen die Seelen Verstorbener heraufbeschworen wurden, um Offenbarungen zu ertheilen, befand sich zu Heraklea am Pontus, auf der Nordküste von Kleinasien, im Lande der Bithynier. Ähnlich wie bei Cumä in Italien war auch bei Heraklea am Pontus die Beschaffenheit der Gegend dem Unwesen der Todtenorakel günstig. Die an düsteren Natureindrücken und höhlenartigen Gängen reiche Landschaft schien ein Eingangsthor der Unterwelt zu sein. Wir müssen nur hiebei vor Augen behalten, daß orientalische und besonders griechische Einflüsse und Anschauungen in Kleinasien sich geltend zu machen wußten. Wie Plutarch berichtet, begab sich der spartanische Regent Pausanias, da er von dem Gespenst eines von ihm getödteten byzantinischen Mädchens gequält wurde, zum Psychopompeion nach Heraklea, um hier ihre Seele heraufzubeschwören und ihren Zorn zu versöhnen. Sie soll ihm auch wirklich erschienen sein und verkündigt haben, er werde nach seiner Heimkehr der Qual entledigt werden. Nach Hause zurückgekehrt erlitt er den Tod wegen seines mit den Persern angesponnenen Verrathes. Ist es nach solch königlichem Beispiel zu verwundern, daß das Unwesen der angeblichen Todtenbeschwörer überhand nahm und zahlreiche Gaukler umher-

[1] Vgl. Duncker, I. S. 422.

zogen, die sich rühmten, die Seelen der Verstorbenen nicht bloß an diesem oder jenem Orte, sondern überall citiren zu können, wo man ihre Dienste bezahlen wollte? Doch auch dieser Aberglaube folgt, wie der Schatten dem Licht, als die dunkle Seite der richtigen Einsicht, und legt für sie Zeugniß ab [1].

Im inneren psychologischen Zusammenhange mit dem Glauben an die Existenz, Geistigkeit und Fortdauer der Seele steht der Volksglaube, der Berge und Wälder, Quellen und Flüsse mit Geistern bevölkert. Eben weil der Mensch sich beseelt weiß und die innerste Ahnung ihm sagt, daß seine Seele auch nach dem Zerfall des Körpers fortlebt, wird er dahin geführt, eine Geisterwelt außer sich anzunehmen und dieses Spiel der Phantasie, das die Berg-, Wald-, Baum-, Quell-Geister sich vorzaubert, ist nur eine andere Weise, in der die tiefste und unauslöschliche Überzeugung des Menschen von seiner geistigen Fortdauer sich zum concreten Ausdruck emporringt und gestaltet. Das ist wenigstens auch ein Factor zur Entstehung jenes Geisterglaubens. Oder, welcher Erklärung man immer den Vorzug einräumen möge, soviel ist unbestritten, daß eine Wechselbeziehung zwischen dem Glauben an derartige Geister und an die eigene fortlebende Seele besteht. Der Schluß von jenem auf diese wird nicht beanstandet werden können. Halten wir das vor Augen, so haben wir einen neuen Beleg für den Unsterblichkeitsglauben bei den Phöniciern und Kleinasiaten. Die phönicische Religion hatte einen großen Reichthum an solchen Feld- und Wald- und Meergeistern [2]; ebenso Kleinasien. Es mögen nur genannt sein die Nymphen des torrhebischen Sees in Lydien, welche für Erfinderinnen der lydischen Nationalmusik und alten Gesangsweisen galten, die Nymphen vom Tmolus und Paktolus, die Sage vom Nymphenraube des Hylas in Mysien und ähnliche Sagen anderer Gegenden, welche einen frühen oder plötzlichen Tod der Einwirkung solcher Geister und ihrem Verlangen nach menschlicher Gesellschaft zuschreiben, gerade so wie in deutschen Sagen die Wassernixen die Ertrinkenden zu sich in den grünen Wasserpalast hinabziehen; — sodann die Tolchinen der Sage von Karien, die Korybanten von Phrygien, die Kureten, Kabiren, Daktylen, die in der Umgebung der phrygischen Cybele auftreten, die Silenen der kleinasiatischen Mythen u. s. f. [3]. Soll

[1] Vgl. Schömann, Griech. Alterth., II. S. 327. Preller, Griech. Mythol., I. S. 632.

[2] Vgl. Movers, I. S. 664.

[3] Vgl. Preller a. a. O., I. S. 382. 515. 565. 575. 660.

etwa dieser Reichthum der Erfindung nur auf phantastisches Spiel der Dichtkunst zurückgeführt werden, oder ist er nicht vielmehr ein unwillkürlicher Zeuge, wie natürlich und lebendig im Menschen das Bewußtsein gründet von der Existenz einer Geisterwelt?

Im Norden Kleinasiens saßen noch thracische Stämme. Daß auch bei ihnen die Überzeugung von dem unsterblichen Wesen der Seele zum Ausdruck gekommen, ersehen wir aus Herodots Angabe über die Geten, die er als „die sich für unsterblich haltenden" bezeichnet, und welche glaubten, daß sie nicht stürben, sondern zu ihrem Gotte Zamolxis gingen. Von dem thracischen Stamme der Trausi erzählt er, daß sie den Todten unter Bezeugung von Freude zu Grabe trugen, „weil er, aller Übel ledig, jetzt in vollem Glücke ist". Die Stämme oberhalb der Krestonäer übten den blutigen Brauch, die liebste Frau des Todten an seinem Grabe zu schlachten, und Herodot behauptet, daß es unter den Frauen ein Gegenstand der lebhaftesten Eifersucht gewesen sei, zu diesem Opfer und zur Begleitung in die Unterwelt auserkoren zu werden, eine Sitte, die wir oben auch bei den Skythen besprachen[1]. Somit geben auch die Thracier ihr Zeugniß für die Idee der Unsterblichkeit ab. Doch verlassen wir diese wilden Stämme der alten Welt und lassen wir lieber jene großen Völker Revue passiren, die durch ihre Civilisation eine hervorragende Stellung in der Weltgeschichte einnehmen und für die Culturgeschichte des Menschengeschlechtes mehr Bedeutung beanspruchen. Wir werden neuerdings gewahren, daß bei ungebildeten Stämmen und bei gebildeten Nationen ein und dieselbe Stimme der Natur das Dasein eines jenseitigen Lebens für den Menschen unverbrüchlich verkündet.

[1] S. 17. Vgl. Herodot IV. 93; V. 4. 5.

4. Die Chinesen.

Nicht bloß die Ufer des Mittelmeeres und das fruchtbare Euphrat- und Tigrisgebiet sahen im Alterthume eine hohe Cultur sich entwickeln; gleichzeitig, wenn nicht noch früher, gelangte auch im östlichsten und südlichsten Asien das Menschengeschlecht zu einem hohen Grade der Bildung und Civilisation. Diese Cultur der Bewohner China's und Indiens erscheint uns als eine fremdartige, als eine von der westasiatischen und europäischen ganz verschiedene — um so frappanter muß uns das Zeugniß erscheinen, das auch diese alten Culturvölker für die Fortdauer der Seele nach dem Tode ablegen. Zuerst wollen wir die ältesten Religionssysteme zunächst der Chinesen, dann der Indier an uns vorüberziehen lassen, um dann in einem dritten Abschnitt kurz die Lehre des Buddhismus über die Unsterblichkeit zu vernehmen, welcher gegenwärtig als die eigentliche Volksreligion von ganz Ostasien bezeichnet werden kann.

Europäische Missionäre des 18. Jahrhunderts, die in China selbst Geschichte und Astronomie der Chinesen prüften, glaubten sich berechtigt, die historische Zeit China's über 2000 v. Chr. hinaufzuverlegen. Neuere Sinologen und Geschichtsforscher stimmen ihnen bei[1]. Zwar nicht der erste, aber jedenfalls der einflußreichste Gesetzgeber China's war Confucius (Kong-fu-tse), geboren 551 v. Chr.[2]. Nicht als Begründer der chinesischen Cultur und Literatur, sondern als Reformator und Gesetzgeber, der auf schon Vorhandenem aufbaut, und als Sammler und Anordner schon längst vorhandener religiöser, philosophischer und geschichtlicher Schriften tritt er auf und wird in den ihm und seinen Schülern zugeschriebenen Büchern geschildert. Seine Richtung war eine vorzugsweise praktische,

---

[1] Man vergleiche z. B. die Ausführungen des P. Parennin, P. Gaubil in den Lettres édifiantes, Bd. XIV. — P. Gaubil, P. de Mailla und G. Pauthier in Les livres sacrés publiés par Migne, t. I. pg. 1. 8. X. — Ed. Spieß, S. 198.

[2] Vgl. Migne, l. c. 3.

auf das gegenwärtige Leben, dessen Einrichtungen und Gewohnheiten, besonders auf das gegenseitige Verhältniß der Regierenden und Regierten abzielende. In seinen und seiner Schüler Schriften wird praktische Tugend, Lebensweisheit, Herrscherklugheit und Unterthanentreue besonders betont. Die vorhandenen volksthümlichen Ideen über das jenseitige Leben und die Fortdauer nach dem Tode werden *vorausgesetzt*, aber nicht weitläufig entwickelt oder philosophisch begründet oder gerechtfertigt [1]. Nur summarisch stellt er als Princip auf, daß der Mensch nicht nur das physische Leben, sondern auch ein rein geistiges Princip und somit ein höheres Leben vom Himmel erhalten habe, welches er pflegen und nach dem himmlischen göttlichen Vorbilde entwickeln müsse, um zur Vollkommenheit oder zum höchsten Gute zu gelangen [2]. Man thut daher dem chinesischen Philosophen Unrecht, wenn man ihn zum Atheisten, Materialisten, Positivisten ꝛc. stempeln will, obgleich allerdings zugestanden werden muß, daß bei seiner durchaus praktischen Richtung die theoretischen Lehren stark in den Hintergrund treten. Bei dem großen Einflusse, dessen sich Confucius im chinesischen Reiche erfreut und der größer ist, als ihn je irgend ein anderer Philosoph irgendwo errungen hat, muß man sich um so mehr wundern, daß sich die Unsterblichkeitslehre so fest bei den Chinesen erhalten hat. Um sie in's rechte Licht zu stellen, haben wir uns nur den chinesischen Gebräuchen und den in ihnen sich offenbarenden Anschauungen zuzuwenden.

Im 4. Buche des Sche-schu, welches die Schriften Meng-tse's, des angesehensten Schülers des Confucius, enthält, lesen wir: „Yao befahl dem Schun, den Opfergebräuchen vorzustehen und die ‚hundert Geister' nahmen die Opfer als wohlgefällig an." Diese „hundert Geister" sind die Geister des Himmels, der Erde, der Berge und der Flüsse, wie die Erläuterung zu dieser Stelle besagt. Derselbe Ausdruck „Geister" wird von den Seelen der Verstorbenen gebraucht, denen ebenfalls, wie den „Geistern des Himmels", Opfer darzubringen sind. Im 2. Buche des

---

[1] Es findet sich folgende Antwort, die Confucius seinen Schülern über die Bedeutung der Worte Kuei-schin gegeben haben soll: „Alle, die geboren werden, sterben sicher auch; was stirbt, kehrt zur Erde zurück: dieß heißt Kuei. Was zum Himmel zurückkehrt, heißt Schin. Knochen und Fleisch, die todt niederfallen, werden in Erde verwandelt; ihre Lebenskraft aber breitet sich nach oben aus und das ist des Geistes (Schin) Offenbarung" (Zeitschrift der D. M. G., XX. S. 474).

[2] Vgl. M. O. Girard, France et Chine; Vie publique et privée des Chinois anciens et modernes. Paris 1870. II. pg. 229.

Sche-schu, betitelt „die Unveränderlichkeit in der Mitte", wird es von den zwei Fürsten Wu-wang und Tschö-kung besonders gerühmt, daß sie ihre Vorfahren geehrt und ihnen gedient hätten, als wären sie noch bei ihnen zugegen. In Übereinstimmung damit wird im 3. Buche, das die Unterredungen des Confucius mit seinen Schülern enthält, die Vorschrift ertheilt: „Man muß den Vorfahren opfern, als wären sie zugegen; man muß die Geister und Schutzgeister verehren, als wären sie zugegen." Einen weiteren Einblick in die chinesische Auffassung des Jenseits gewährt uns die chinesische Sage über Hoang-ti, welche uns der gelehrte Claudius Visdelou, Bischof von Claudiopolis, in seinen Bemerkungen zum Y-king, dem Buche der Veränderungen, berichtet. „Man erzählt, Hoang-ti sei von einem langbärtigen Drachen zum Himmel aufgenommen worden. Dieser Drache näherte sich nämlich dem Kaiser (nach den chinesischen Angaben einem der ältesten, dem dritten nach Fo-hi), der mit mehr als siebzig Personen seines Hofstaates ihn bestieg. Alsbald schwang sich der Drache empor. Das Volk sah seinen Kaiser zum Himmel fahren. Von dieser Sage her erklärt sich die chinesische Redeweise in Betreff der verstorbenen Kaiser: ‚Er hat den Drachen wie einen Wagen bestiegen; der Drachenkutscher ist zum Himmel aufgestiegen, wo er als Gast empfangen wurde; der Drachenkutscher hat sich als Gast emporgeschwungen.'" [1] In den chinesischen Chroniken heißt es, wenn ein Kaiser stirbt: „Er ist aufgestiegen, er ist in den Himmel aufgestiegen." Der Tod des Kaisers Yao wird im „Buche der Annalen" mit den Worten ausgedrückt: „Er stieg hinauf und er stieg hinab." Der berühmteste Commentator der Annalen, Tsai-tschin, erklärt diesen Ausdruck folgendermaßen: „Im Tode kehrt das lebendige, ätherische, feine Princip in den Himmel zurück; daher heißt es: er stieg hinauf. Das materielle Princip aber kehrt zur Erde zurück; daher heißt es: er stieg herab." [2] Im Schu-king liest man: „Der Dynastie Yn viele früheren erleuchteten Kaiser sind im Himmel." Anderswo ist vom Kaiser Wen-wang ausgesagt: „Er ist jetzt oben im Glanze des Himmels." Überhaupt werden die verstorbenen Herrscher als dem oberen Kaiser (Gott) zur Seite stehend im Himmel gedacht. Aus anderen alten Schriften, welche die Volksvorstellungen enthalten, erhellt, daß man auch unter der Erde einen Aufenthaltsort der Todten annahm. So legt Tso-schi, den man für einen Zeitgenossen des Confucius

[1] Vgl. Migne, Les livres sacrés etc. I. pg. 147. 168. 181. 270.
[2] Vgl. M. D. Girard, France et Chine etc. II. pg. 226.

hält, dem Fürsten von Tsching, als er seine Mutter verbannt, den Schwur in den Mund: „Bevor wir nicht an die gelben Quellen kommen, sehen wir uns nicht wieder." Diese Quellen werden unter der Erde gedacht. Und im Sse-ki heißt es: „Tsching-ing tödtete sich, um unter die Erde zu gehen und (den Vorfahren) zu melden, daß die Waise des Hauses Tschao wieder eingesetzt sei." [1]

Sehen wir uns nun genauer nach den chinesischen Gebräuchen um, an denen das Volk mit erstaunlicher Zähigkeit seit den ältesten Zeiten festhält, so ist der Ahnencult eines der hervorstechendsten Merkmale chinesischer Eigenthümlichkeit, und er ist bei Weitem schärfer ausgeprägt und noch mehr mit dem Leben verwachsen, als bei den alten Römern. Die Berichte aus älterer [2] und neuerer Zeit erzählen uns hierüber dasselbe. „Schon der häusliche Herd ist eine Cultusstätte der Ahnen. Auf den Thürflügeln und den Mauern prangen religiöse Symbole, die sich auf den Ahnencult beziehen. Das Empfangszimmer ist eine Art Kapelle; da stehen die von Alters her verehrten Götzen und auf dem Altare brennen Rauchwerk und Lampen. Die Geister der Ahnen — meint der Chinese — lieben dieses Bildwerk aus Metall und Holz und weilen bei ihm; so wirft sich denn jedes Glied der Familie, das Kind wie der Greis, vor ihnen zu Boden und bringt ihnen und den stummen Götzen Weihrauch und Opfer. Aber mit diesem Culte begnügt sich der Chinese nicht; wie jedes Haus seine Privatkapelle hat, so besitzt die ganze Familie ihren Familientempel. Er heißt ‚Tempel der Ahnen' ... in ihm sind die Tafeln der Ahnen niedergelegt; da stehen die Altäre, auf denen die Familienhäupter Rauchwerk und die öffentlichen Opfer darbringen. ... Die Opfergaben sind ungefähr dieselben, wie man sie in den Pagoden den Götzen darbringt: Fleisch, Wein und Früchte." [3]

Die „Tafeln der Ahnen" sind größere oder kleinere Brettchen, welche mit 15—20 Schriftzeichen beschrieben sind. Diese geben außer dem Datum den vollständigen Namen und Stand des Verstorbenen an, und die beiden letzten wesentlichen Zeichen bedeuten „Schen-Wei", d. h. „Wohnung der Seele". Eine solche Inschrift also lautet ungefähr: „Im 10. Jahre

[1] Zeitschr. der D. M. G., XX. S. 476 f.

[2] Für die ältere Zeit und die Art, wie nach chinesischem Glauben Verstorbene sich durch Träume und Erscheinungen kundgeben, vergleiche Zeitschrift der D. M. G., XX. S. 478 f. 482 ꝛc.

[3] Katholische Missionen 1876, S. 98. Études religieuses etc. 1874. VI. pg. 762 ff. — Vgl. Annales de la propagation de la foi, VII. pg. 660.

Tao-Kwangs, am fünften Tage des ſechsten Mondes, (ſtarb) Wang-kong-lin, Mandarin der dritten Ordnung. Seine Seele wohnt hier.“ [1] Daher nennt man denn auch dieſe Täfelchen „Throne oder Sitze der Seelen“, indem man annimmt, daß die Seelen ſich bei ihnen aufhalten und den Duft des ihnen dargebrachten Weihrauchs verkoſten [2]. Dieſe letztere Annahme findet ſich indeſſen nur bei dem unwiſſenden Volke, das jetzt mehr oder weniger götzendieneriſch geſinnt iſt. Die Anſicht der gebildeten Chineſen haben wir in der Antwort des Kaiſers Kanghi an den päpſtlichen Legaten Mezzabarba: „Sie müſſen eine ſehr geringe Meinung von den Chineſen haben, wenn Sie glauben, daß nach deren Anſicht die Seelen der Vorfahren wirklich in den Täfelchen wohnen.“ Für die Gebildeten ſind vielmehr die Täfelchen nur Erinnerungszeichen an die Vorfahren; daß aber auch ſie dieſelben als fortlebend denken, geht aus den dargebrachten Opfern und Anreden hervor. In einer berühmten Erklärung Yong-tſchings, des Nachfolgers Kanghi's, heißt es: „Was will man, wenn man die Geiſter anruft? Nichts anderes, als ihre Vermittlung in Anſpruch nehmen, um dem Tien (Himmel) die Aufrichtigkeit unſerer Ehrfurcht und die Innigkeit unſerer Bitten vorzuſtellen.“ [3] Nun, die Seelen der Verſtorbenen werden ganz als ſchützende und mächtige Geiſter betrachtet, deren Vermittlung man in Anſpruch nimmt, wie aus den Gebeten erhellt, welche bei der Darbringung der Opfer geſprochen werden. Nachdem alle Anweſenden ſich auf die Kniee niedergeworfen und ihr Antlitz tief gegen den Boden geneigt haben, werden als Einleitung der Opferhandlung die Worte geſprochen: „Wir, die wir ehrfurchtsvolle Kinder gegen unſere Eltern ſind, dienen euch und ehren euch heute; wir flehen euch an, in unſere Mitte zu kommen, um unſere Gebete und Opfer in Empfang zu nehmen.“ Sodann beginnen die Opfergebräuche. Nach deren Beendigung betet der Opferprieſter: „Erlauchte Ahnen, ihr habt uns zahlloſe Güter verſprochen. Ihr ſeid es, die uns, euren Nachkommen, die erhabenen Geſchenke des

[1] Études relig. etc., l. c. pg. 764.

[2] Es iſt nicht nöthig, hier auf die Streitfrage einzugehen, welche im 17. und 18. Jahrhundert zwiſchen den katholiſchen Miſſionären erörtert wurde, inwiefern die Anſicht von dem Wohnen der Seelen in den Täfelchen eine allgemeine in China geweſen ſei. Für unſeren Zweck genügt, hier zu conſtatiren, daß auf jeden Fall die Verehrung der Vorfahren bei den Chineſen den Glauben an die Unſterblichkeit vorausſetzt. Über die Streitfrage ſelbſt vergleiche (Pray's) Geſchichte der Streitigkeiten über die chineſiſchen Gebräuche. Augsburg 1791.

[3] Vgl. Girard, France et Chine etc. II. pg. 205.

Himmels vermittelt, die uns reichliche Ernten, ein langes Leben verleihet" u. s. f.[1]. Früher wurde bei diesen Gelegenheiten nur Weihrauch angezündet; jetzt aber bringt man nicht nur hier allerlei Opfer dar, gerade wie vor den Götzenbildern, sondern man setzt auch zu bestimmten Zeiten den Todten Speisen und sogar ganze kostbare Mahlzeiten hin; und zwar geschieht dieses auch von den Mandarinen und Gelehrten, die sich zur Lehre des Confucius bekennen. Allerdings werden diese nicht, wie das gewöhnliche Volk, glauben, daß die Todten noch der Speisen bedürfen[2]; allein durch die Ehre, die sie auf diese Weise den Verstorbenen erweisen, legen sie eben an den Tag, daß die Natur trotz alles ihres Skepticismus laut in ihnen spricht und die Unsterblichkeit verkündet.

Müssen wir nicht das Nämliche schließen, wenn die Chinesen so große Sorgfalt auf das Begräbniß der Verstorbenen verwenden? „Für die Chinesen," sagt Huc, „ist der Tod nichts, darum kümmert man sich nicht: aber die Qualität des Sarges, die Ceremonie des Begräbnisses, der Platz für das Grab — darauf kömmt Alles an." Schon bei Zeiten wird gespart, um einen schönen Sarg u. s. w. beschaffen zu können; kein Opfer ist zu schwer für diesen Zweck, und es kömmt vor, daß Familien sich ruiniren, bloß um einem ihrer Glieder ein ehrenvolles Begräbniß zu gewähren. Confucius rieth sogar den Kindern an, bis zur Hälfte des Vermögens auf die Bestattungsfeierlichkeit ihrer Eltern zu verwenden. Die jetzt regierende Mandschu-Dynastie hat sich genöthigt gesehen, durch Gesetze den Aufwand bei Begräbnissen einzuschränken; aber die Chinesen kümmern sich nicht um diese Mandschu-Vorschriften[3]. Erwähnen wir endlich noch, daß die Anhänger des Confucius jährlich wenigstens an einem Tage sich zum Grabe ihrer Vorfahren begeben, dasselbe schmücken, die vorgeschriebenen Kniebeugungen daselbst machen u. s. w., so kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der bekannte Büchner von Dingen sprach, die er nicht kannte, als er die Behauptung aufstellte, „die ursprüngliche Religion des großen Confuce wisse nichts von einem himmlischen Jenseits."[4] Ebenso verkehrt ist, wenn A. Wuttke meint, „das chinesische System habe keine Unsterblichkeit"[5]. Sinologen von Fach, die mit der Literatur und Geschichte China's vertraut sind, geißeln diese seichten und

[1] Vgl. Histoire générale des voyages, t. XVI. pg. 465.
[2] Huc, L'Empire chinois, II. pg. 251.
[3] Vgl. Huc a. a. O., II. S. 246.
[4] Vgl. Büchner, Kraft und Stoff, 7. Aufl. S. 201.
[5] Vgl. Wuttke, Geschichte des Heidenthums, II. S. 48.

leichtsinnigen Behauptungen und weisen sie mit der verdienten Verachtung ab [1].

Neben der Lehre des Confucius ist noch die des Lao-tse zu nennen, die, obgleich einige Male von den Kaisern begünstigt und angenommen, dennoch es nie zu der Ausbreitung und dem allgemeinen Ansehen, wie die des Confucius, gebracht hat. Lao-tse, der Gründer des Tao-Glaubens, war ein älterer Zeitgenosse Kong-fu-tse's und war schon bei dessen Geburt als Lehrer berühmt. Er gab seine Lehre aber nicht für eine neue aus, sondern „was Andere vor mir gelehrt haben", sagte er, „lege ich in diesem Buche nieder". Sein Tao-te-king oder Buch von der obersten Vernunft und Tugend, enthält einige so merkwürdige Mittheilungen, namentlich über den dreieinigen Schöpfer der Welt, daß einige Sinologen annehmen zu müssen glaubten, er habe dieselben auf einer Reise in Judäa von den Juden erhalten [2]. Manche andere seiner Lehren sind weniger richtig; aber bei allem Irrthum findet sich bei ihm die Unsterblichkeit der Seele klarer und deutlicher ausgesprochen, als es bei Confucius der Fall zu sein scheint.

In seinen ziemlich dunkeln Ausführungen stellt Lao-tse nämlich zunächst die Unkörperlichkeit, Geistigkeit und Unveränderlichkeit als die Vollkommenheit der obersten Vernunft (Tao's, d. h. Gottes) dar. Daraus schließt er dann, daß der Mensch, um zu dieser nämlichen Vollkommenheit zu gelangen und mit der obersten Vernunft (d. h. mit Gott) vereinigt zu werden, alles Sinnliche, Materielle, körperlich Thätige in sich vernichten und sich bestreben müsse, durch das Wu-Wei (d. h. das Nicht-Thätigsein) und die Bezähmung der Sinne zu einer vollständigen Inactivität und Impassibilität zu gelangen, damit die geistige Natur, die das Gute wolle, über die materielle Natur, welche das Böse wolle, vollständig herrsche. Wer so einkehrt in sein Inneres und da zurückkehrt zu dem Lichte Tao's, „verliert nichts bei seines Leibes Zerstörung, er hat sich mit Ewigkeit bekleidet. Sein Leben hat keine tödtliche Stelle". Der fromme Mensch kehrt nach seinem Tode zu Tao zurück und führt in Gemeinschaft mit ihm ein von der göttlichen Lebenskraft des Tao getragenes leidloses und seliges Leben [3].

---

[1] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., XX. S. 472. 483.

[2] Huc, L'Empire chinois etc. II. pg. 208 et suiv. Vgl. auch Abel Rémusat, Mélanges asiatiques, I. pg. 91 suiv. Letzterer sagt über den Tao-te-king: „Ce qu'il y a de plus clair dans son livre, c'est qu'un être trine a formé l'univers."

[3] Vgl. Girard, France et Chine, II. pg. 218. Ed. Spieß, S. 206. 218.

Die Schüler Lao-tse's, welche sich Tao-sse (die Anhänger der obersten Vernunft) nannten, haben die Lehre ihres Meisters zum gröbsten Götzendienste verderbt, aber auf eine Weise, welche wiederum den Unsterblichkeitsglauben verräth. Sie bevölkerten nämlich den Himmel mit einer ganzen Menge Geister und berühmter Männer, die sie Sienschin (Unsterbliche) nannten und als unabhängig vom höchsten Wesen betrachteten. Viele ehemalige Kaiser, Lao-tse selbst und eine ganze Reihe berühmter Persönlichkeiten erhielten nun ihre Tempel [1]. Als Belegstelle für den Glauben an jenseitige Vergeltung mag auch noch der Lohn dienen, welchen ein Anhänger der Lehre des Lao-tse denen in Aussicht stellt, die sich bemühen, in die Lehre des Meisters über Geist und Materie einzudringen: „Wenn die Anhänger unserer Lehre ersten Ranges es (das Buch über Geist und Materie) verstehen, so werden sie zu dem Himmelspalast emporsteigen; wenn die Anhänger unserer Lehre zweiten Ranges es verstehen, so werden sie zu dem Palast des Südens emporsteigen und an die Unsterblichen sich reihen; wenn die Anhänger unserer Lehre dritten und letzten Ranges es verstehen, werden sie in dieser Welt ein großes Alter erreichen und nach ihrem Tode aufsteigen zu den goldenen Pforten." [2]

In volksthümlicherer Weise greifen die Anhänger des „Ordens der weißen Seerose" denselben Gedanken der Vergeltung auf. Den Berichten der Missionäre zufolge ist diese Vereinigung eine der weitverzweigtesten in China. Die Mitglieder versprechen sich einen eigenen Himmel, auf den sie als Angehörige jener politischen Verbindung Anspruch haben. Die Seher sind im Stande, Auskunft zu ertheilen, welche Stufe die Verstorbenen eingenommen haben, und die Hinterbliebenen versäumen nicht, selbst um schweres Geld sich von den Sehern diese Kunde zu verschaffen oder durch deren Vermittlung jenen noch einen Zuwachs an Seligkeit zukommen zu lassen [3] — eine Sitte, die wir noch öfter vorfinden werden.

Auch in andern Vereinen und Gebräuchen finden wir die Lehre von der Fortdauer der Seele nach dem Tode vorausgesetzt. Wir erinnern nur an den Schen-wam-hoei oder die Bruderschaft des Gottes der Unterwelt. Es ist dieß ein zugleich religiöser und musikalischer Verein, welcher

---

[1] Vgl. Girard, l. c. II. S. 222.

[2] Vgl. Lehrsaal des Mittelreiches, von C. Fr. Neumann, S. 18.

[3] Vgl. Kathol. Missionen 1876, S. 143.

den Zweck hat, den Gott der Unterwelt durch musikalische Vorträge zu gewinnen; er ist über ganz China verbreitet. Sobald in einer Familie Jemand gestorben ist, eilt man zu den Mitgliedern dieses Vereins, damit sie im Sterbehause drei Serenaden für den Gott der Unterwelt veranstalten. Die erste — Serenade der Sühnung genannt — findet beim Sonnenuntergang am Todestage statt; sie hat die Kraft, Verzeihung aller Sünden zu erwirken. Die zweite und längste beginnt genau um Mitternacht, denn das ist die Stunde, in welcher das Gericht gehalten wird; der Richter aber, bezaubert durch die Musik, kann nur ein günstiges Urtheil fällen. Die dritte endlich, beim Morgengrauen, wird als Abschied an die hingeschiedene Seele gedacht, die, von ihren Sünden befreit, nach einem günstigen Urtheilsspruch in den Himmel eingeht [1].

Es könnte allerdings scheinen, als stamme dieser Gebrauch von den Bonzen des Buddhismus her, aber er findet sich auch bei den Tao-sse, und es dürfte sich schwer entscheiden lassen, ob er von den Einen oder den Andern erfunden wurde; doch darauf kömmt es ja auch nicht an. Zum Schlusse wollen wir hier noch einen sonderbaren Aberglauben anführen, der sich merkwürdiger Weise ganz ähnlich bei den Howas auf Madagaskar und bei andern Völkern findet [2]. Ganz richtig nämlich setzen die Chinesen und Howas den Tod in die Trennung der Seele vom Leibe; allein sie nehmen noch dazu an, daß bereits vor dem Tode die Seele sich auf kurze Zeit und auf geringe Strecken von dem Körper entfernen kann; die Ohnmachten und gefährlichen Krisen, die dem Tode vorhergehen, werden als solche kurze Entfernungen der Seele betrachtet, die gewissermaßen versucht, wie es ihr außerhalb des Körpers gefällt. Findet sie sich hier gut zu recht, so faßt sie den definitiven Entschluß zur vollständigen Entfernung und damit beginnt dann die Agonie. Nun gilt es, die Seele von diesem Entschluß abwendig zu machen, und daher nimmt man zuerst zu Bitten und Beschwörungen seine Zuflucht. Man stellt der Seele vor, wie ihre Entfernung eine ganze Familie unglücklich machen werde, wie sie so gar keinen Grund habe, diesen Körper zu verlassen u. s. w. Unterdessen aber hat die Seele ihre Abreise schon angetreten, und weil man nun nicht weiß, nach welcher Richtung sie sich gewendet, laufen die Einen hierhin, die Andern dorthin, um sie nicht zu verfehlen. Die Bitten scheinen

[1] Études relig. etc., 1875. VIII. pg. 655 suiv.

[2] Über diesen Aberglauben auf Madagaskar vergleiche Études etc., 1878. I. pg. 574 suiv.

nicht zu nützen, also versucht man es mit Schreckmitteln. Man schreit, brüllt, schlägt hierhin und dorthin, brennt Petarden los, spannt Stricke aus, um ihr den Weg zu verlegen, zündet Laternen an, um ihr den richtigen Weg zum Körper zurück zu zeigen ꝛc. Bald ruft Einer, er habe die Seele gefunden; nun eilt Alles zu ihm, um sie durch gemeinschaftliche Bitten und Drohungen zur Rückkehr zu bewegen. Ein Höllenlärm beginnt, der erst endet, wenn die Seele definitiv ihren Abschied genommen und der Todeskampf sein Ende erreicht hat[1]. Man wird lachen über diesen Aberglauben, der sich, wie gesagt, noch bei manchen anderen Völkern findet, die mit den Chinesen in gar keiner Verbindung stehen oder gestanden haben, aber zeigt er nicht die Überzeugung dieser Völker, daß die Seele zu ihrem Fortbestehen und ihrem Leben des Körpers nicht bedarf?

Außer den Lehren der beiden chinesischen Philosophen fand seit der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts die Lehre des Buddha, oder, wie er von den Chinesen genannt wird, des Fo, in China noch Eingang und Verbreitung. Auch in ihr ist, wie wir bei einer späteren Gelegenheit sehen werden, die Idee der Fortdauer nach dem Tode ausgesprochen.

---

[1] Vgl. Huc, L'Empire chinois, II. pg. 241 suiv. Girard, France et Chine, II. pg. 253 suiv.

5. Die Inder.

Nun zur indischen Halbinsel, wo arische Stämme, eingewandert von Baktrien her, die vorgefundenen dunkelfarbigen Bevölkerungen sich unterwarfen und als herrschende Rasse und Kaste blühende und mächtige Reiche gründeten. Der Epoche der Eroberungen folgt die Zeit einer vielseitigen Cultur, zu der die reichen Geistesgaben der indischen Arier im Anschluß an die großartige und üppige Natur des reichen und fabelhaften Indiens sich entfalteten. Der überwuchernden tropischen Vegetation ist auch die indische Literatur vergleichbar. Sie beginnt mit den im Ganzen einfachen und einfache Lebensgewohnheiten spiegelnden Hymnen des Rigveda, dessen älteste Theile noch deutlich auf ein in den nordwestlichen Gebieten Indiens, im Pendschab, seßhaftes, Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk hinweisen; die späteren Theile der Veden enthalten Spuren der allmählichen Ausbreitung über Hindostan nach dem Ganges zu, während die epischen Schriften es mit den Kämpfen der Eroberer Hindostans unter sich (so das Mahabharata) oder mit der weiteren Ausbreitung des Brahmanismus nach dem Süden zu (so das Ramayana) zu thun haben. Mit dem Wachsthum der Macht und Ausdehnung des Volkes wächst auch der Ideenkreis, der Sagenschwall über Götter und Heroen, Weise und Priester, gute und böse Geister. Die einfachen religiösen Grundanschauungen der Vorzeit in Nordindien werden durch buntschillernde Mannigfaltigkeit der Auffassungen und durch abenteuerliche Ausgeburten einer glühenden Phantasie überwuchert, selbst neue Götter und Culte treten auf den Plan. Die Literatur prägt dieses riesige Anschwellen der Sagen, der mythologischen und kosmologischen Erklärungen getreulich ab. Der goldene Spruch der feinfühligen Hellenenwelt: μηδὲν ἄγαν, ne quid nimis, ist der indischen Phantasie, Literatur und Kunst eben völlig fremd und unverstanden geblieben — im Gegentheil, je grotesker, unbändiger und schrankenloser, desto erhabener ist die Dichtung. Und sollte es bei der mythologischen und philosophischen Speculation anders sein? Daher machen denn die umfangreichen Schriftwerke:

die Brahmana, Sutra, Purana, Upanischad, die Epopöen, den Eindruck der üppigst wuchernden und in strotzender Fülle sich immer erneuernden Tropenvegetation. Und woher stammt dieser Reichthum von Mythen und religiösen Erläuterungen? Er erwächst ganz und gar aus der unerschöpflichen Idee einer überirdischen geistigen Welt und einer Fortdauer der Seelen. Führen wir uns einige Belege vor.

Wir haben die älteren Anschauungen zu unterscheiden, die, wie immer in der Geschichte der Völker, zugleich die einfacheren, wahreren und edleren sind, von den jüngeren mehr schon durch phantastische Speculationen aufgeputzten und oft in's Ungeheuerliche verzogenen. Wir beziehen uns daher kurz auf die Unsterblichkeitsidee, wie sie im Rigveda, wie sie im vollendeten Brahmanenthum, im Gesetze des Manu, und wie sie endlich in den oft pantheistischen Purana und Upanischad ausgesprochen ist.

In der 1. und 2. Abtheilung des 10. Buches des Rigveda sind eine Anzahl von Liedern zusammengestellt, in denen die Vorstellungen über Unsterblichkeit in ungeschmückter Sprache und mit kindlicher Überzeugung niedergelegt sind. Jama selbst, nach der alten, den Ariern gemeinsamen Sage der Urmensch, sowie dessen Söhne und Enkel werden als Verfasser jener Lieder angegeben. Sollte das etwa den Gedanken plastisch wiedergeben, daß hier eine von der Wiege der Menschheit an ererbte Wahrheit überliefert werde? Der Stammvater der Menschen, Jama, wird im Jenseits König seiner Kinder, die ihm im Tode folgen, ein Herrscher der Seligen. Er, der Erstling und König der Heimgegangenen, wohnt in der Gemeinschaft der Götter im Himmel; er schmaust mit ihnen unter dem Dache eines schönbelaubten Baumes. Er ist mit Varuna zusammen, der an der fernsten Grenze des Alls wohnt; im Innersten des Himmels, also in den heiligsten Räumen der Götterwelt, dachte man der Seligen Wohnungen. Nur Lust und Freude herrscht dort; dort verleiht Jama den Gestorbenen einen Ruheplatz. Von diesem himmlischen Paradiese heißt es:

In des Dreihimmels Gewölbe, wo man sich regt und lebt nach Lust,
Wo die lichtvollen Räume sind, o dort laß mich unsterblich sein!
Wo Wunsch und Sehnsucht verweilen, wo die strahlende Sonne steht,
Wo Seligkeit ist und Genüge, o dort laß mich unsterblich sein!
Wo Fröhlichkeit und Freude ist, wo die Lust und Entzücken herrscht,
Wo alle Wünsche erfüllt sind, o dort laß mich unsterblich sein!

Dem Paradiese und der Gemeinschaft mit den Göttern entsprechend, nehmen auch die Seligen eine verklärte Gestalt, einen Geisterleib an.

Eben weil sie bei den Göttern sind, besitzen sie auch wunderbare Kräfte. Sie schützen und segnen die Frommen, vermögen Reichthum und Besitz zu geben, ja sind oft begleitende Helfer der Götter bei ihren Werken. Jama vereinigt alle Gestorbenen unter seinem Scepter. Als König des Todtenreiches hat er zwei gefleckte Hunde, die den Pfad zu seiner Wohnung hüten; an ihnen muß der Verstorbene vorüber, um zu den Vätern zu gelangen, die in Gemeinschaft des Gottes selig sind. Aber die beiden Thiere sind nicht, wie Cerberus, drohende Hüter, auf daß Niemand dem Todtenreiche entrinne, sondern Jama wird sogar angerufen, den Todten ihrer Obhut zu übergeben; sie sind die schützenden Wächter des Reiches der Seligen gegen das Unheil, das etwa von außen kommen könnte[1]. Der letzte Wunsch, der bei der altindischen Todtenbestattung den Todten nachgerufen wurde, weist zum Himmel hinauf: „Dort möge Jama dir einen Sitz verschaffen."[2] Bei der Leichenfeier der Brahminen werden unter anderen folgende Verse des Rigveda vorgetragen, die wir nach M. Müller[3] geben:

Geh' hin, geh' hin, auf jenen alten Pfaden,
Auf denen uns're Väter heimgegangen;
Gott Varuna und Jama sollst du schauen. . .
Geh' zu den Vätern, weile dort bei Jama
Im höchsten Himmel, so du's reich verdienteſt. . . .

Die unerreicht an Tugendkraft, die Tugend in den Himmel hob,
Die manches heiße Werk vollbracht — zu ihnen Allen wall' er hin!
Der auf der Wahlstatt oft gekämpft, der Held, der dort sein Leben läßt,
Auch er, der reiche Opfer gibt — zu ihnen Allen wall' er hin!
Sie, die dem Rechte treu das Recht verehrt, das Recht vermehrt,
Jama! der frommen Väter Schaar — zu ihnen Allen wall' er hin! u. s. w.

Und wie steht es nach dem Rigveda mit dem jenseitigen Loose der Sünder? Man findet zwar die Idee ausgesprochen, daß der Sünder nach kurzem Leben dem ewigen Tode, d. h. der Vernichtung seiner persönlichen Existenz anheimfalle[4]; allein das war jedenfalls nicht die allgemeine Anschauung; denn gegen sie spricht, wie wir später sehen werden, die ganze spätere indische Literatur und zudem ist im Rigveda selbst die Ansicht einer jenseitigen Strafe angedeutet. So erscheinen die

[1] So wenigstens nach der Zeitschrift der D. M. G., IV. S. 427 u. f., wo die Belegstellen aus dem Rigveda verzeichnet sind.

[2] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., VIII. S. 470.

[3] A. a. O. IX. Anhang S. 14.

[4] A. a. O. IX. S. 238.

Hunde Jama's an einer anderen Stelle: „breitschnauzig, menschengierig, blutigbraun von Haar gehen Jama's beide Boten bei den Menschen um"; dann wird ein Pfuhl erwähnt, in den die Gottlosen geschleudert werden sollen und in welchen Indra diejenigen wirft, welche nicht Opfer bringen. Ebenso sind solche, welche Lügen reden und die Gebote Varuna's brechen, für jenen tiefen Ort geboren.

Klar ist die jenseitige Vergeltung vorgetragen im Gesetze des Manu, das sich noch ziemlich eng an die Veden anschließt und von den Erfindungen der späteren Mythologie frei hält. Die Belohnungen und Strafen im Jenseits werden häufig als Gründe zur Beobachtung der gegebenen Vorschriften aufgeführt: „Der Mensch, welcher die Vorschriften der Lehre und Überlieferung befolgt, erlangt Ehre in dieser Welt und in der andern eine vollkommene Glückseligkeit." [1] „Eine Frau soll ihren Mann lieben und ehren; dann wird sie im Himmel geehrt werden. Wünscht sie den gleichen Aufenthalt der Seligkeit zu erlangen, wie ihr Gatte, so thue sie nichts, was diesem mißfällt." Wer sich aber mit Ungerechtigkeit befleckt hat, der wird im Jenseits Strafe leiden und sodann eine Wanderung durch verschiedene Körper durchmachen. Auf diese Weise kann er allerdings seine früheren Sünden tilgen und der Glückseligkeit wieder theilhaftig werden. So heißt es: „Nachdem die großen Verbrecher zahlreiche Jahresreihen in den fürchterlichen Orten der Hölle zugebracht haben, werden sie am Ende der jetzigen Weltperiode zu folgenden Wanderungen verurtheilt: Ein Brahmane, der berauschende Getränke trinkt, wird wiedergeboren in der Gestalt eines Insektes, eines Wurmes, einer Heuschrecke, eines Vogels, der sich vom Miste nährt, und eines wilden Thieres" u. s. f. [2]

Das Gesetz des Manu spricht mehr im Allgemeinen „von den durch Jama zugefügten Qualen", denen die Bösen im Jenseits unterworfen sind. Bestimmte und schauerliche Gestalten nehmen diese an in den Brahmana und Purana. So z. B. im Catapatha-Brahmana: Varuna, Herr des Alls, thront im Mittelpunkt des Himmels; um ihn herum nach allen vier Seiten hin sind die Höllen gelegen. Wer eine Unbill im Leben erlitten hat, rächt dieses im Jenseits dadurch, daß er in Gemeinschaft mit allen, denen sein Feind Gleiches zu Leide gethan, demselben die Glieder einzeln zerhaut, zerschneidet, zertheilt und ihn dann schweigend oder unter lautem Geschrei verschmaust. In der Nähe ist

[1] Wir benützen die Übersetzung von A. Loiseleur Deslongchamps, abgedruckt in Les livres sacrés, publiés par A. Migne, t. I. pg. 333; II. 9.

[2] Vgl. a. a. O. V. 153. 155. 160. 164 f. XII. 16—23; 54—81.

ein schwarzer Mann mit gelben Augen und einem Stock in der Hand; das ist der Todtenrichter, der Jedem seine Strafe zutheilt, während zwei Frauen, die Wächterinnen des Guten und Bösen, ihm über jeden, der zur Richtstätte kömmt, treuen Bericht erstatten[1]. Besonders gräßliche und ausführliche Schilderungen der Höllenstrafen bieten die Purana.

Man zählt 18 Purana; sie sind die bunteste und breiteste Anhäufung der mythologischen Erzählungen und all' jener phantastischen Ausschmückungen und Schilderungen, an denen die indische Phantasie so reich ist. Hauptsächlich sind sie der Verherrlichung des Vischnu und des Siva gewidmet und stellen so im Gegensatz zu den Veden die späteren mythologischen Systeme dar. Ihr Umfang ist erstaunlich groß, je 16-, 20-, 25,000 Doppelverse zählend. Sie sind in einzelnen Theilen sehr verbreitet, aus dem Originalsanskrit auch in die heutigen Landessprachen übersetzt und bilden die gewöhnliche Lesung auch jener Kasten, denen das Studium der Veden untersagt ist. Somit haben ihre Darlegungen über das Jenseits auch für unsere Zwecke Interesse, indem sie uns jene Anschauungen bringen, in denen ein nicht unbedeutender Bruchtheil der Menschen sich bewegt.

Sie anerkennen eine jenseitige Belohnung und Strafe. Im Vischnu-Purana, einem der verbreitetsten, heißt es: „Als Brahma den von ihm geschaffenen Wesen die Mittel ihres Unterhaltes zugewiesen hatte, stellte er ihrer Lage und ihren Fähigkeiten entsprechende Gesetze auf; er bestimmte die Obliegenheiten der verschiedenen Kasten und Lebenskreise und wies den Angehörigen der verschiedenen Kasten, welche ihren Pflichten nachgekommen sein werden, die betreffenden Wohnplätze an. Der Himmel der „Väter" ist der Ort für die frommen Brahmanen. Das Gebiet des Indra ist für die Krieger, die den Kampfplatz nicht verlassen. Die Ackerbauer und Arbeiter gehen in das Reich der Maruts und der Gandharbas. Die Brahminen, die ein frommes Leben führen, kommen in die Welt der 84,000 Heiligen; die Büßer und Einsiedler aber in die Welt der sieben Rischi . . . Der unvergängliche Aufenthaltsort der betrachtenden Büßer ist über alle erhaben: dort betrachten sie ewig über das höchste Wesen und ihr Geist ist einzig mit ihm beschäftigt; die Götter selbst können den Himmelskreis derselben nicht sehen. Die Sonne, der Mond und die Planeten existiren, vergehen und existiren wieder von Neuem, diejenigen aber, die sich anbetend in die Gottheit versenken, werden

[1] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., IX. S. 238.

keine Veränderung oder Verminderung erfahren. Aber für die Übertreter ihrer Pflichten, die Verächter der Vedas, und die Störer der religiösen Gebräuche ist nach dem Tode als Aufenthaltsort bestimmt die schauerliche Gegend der tiefen Finsterniß und des äußersten Schreckens, die schreckliche Hölle der spitzen Schwerter, der Peitschen und eines wellenlosen Meeres." An einer andern Stelle werden die Namen von fünf Höllen mitgetheilt. „Diese und noch viele andere Höllen sind die schrecklichen Herrschergebiete Jama's; da ist der Ort des Feuers und der Qualen, denen alle jene übergeben werden, welche während ihres Lebens verbrecherische Handlungen verübt haben . . . Der Mörder einer Frau aus der 2. oder 3. Kaste wird in die Hölle der Kerker geworfen; der Mörder eines Gesandten in die Hölle glühender Kohlen; wer seine Frau verkauft, mit Pferden handelt, seine Gefährten im Stiche läßt, wird in die Hölle des glühenden Eisens verbannt . . . Der Hasser des Vaters, der Brahminen und der Götter wird gezüchtigt in der Hölle, wo Würmer zur Nahrung dienen . . . Wer seine Mahlzeiten einnimmt, ohne den Göttern, den Geistern der Vorfahren oder den Gästen eine Spende anzubieten, fällt der Hölle anheim, wo Speichel zur Nahrung dient . . . Wer aus Muthwillen Bäume fällt, muß in die Hölle gehen, in der die Bäume Degenklingen zu Blättern haben . . . Wer sein Gelübde bricht oder die Vorschriften seiner Kaste mißachtet, fällt in die Hölle der Zangen . . . Die öffentlichen Schauspieler, die Verleumder, die Verächter der Festtage, die Brandstifter, die treulosen Freunde, die Zauberer, die Händler mit heiligen Opfergegenständen fallen den Höllen anheim, wo die Brunnen voll Blut sind . . . Diese Höllen, und hunderte und tausende anderer, sind die Plätze, an denen die Sünder die dem Verbrechen gebührenden Strafen erleiden. Die Höllen sind so zahlreich, wie die begangenen Sünden, und alle, die sich in Gedanken, Worten oder Werken gegen die Pflichten ihrer Kaste verfehlen, werden am Orte der Verworfenen harten Strafen überantwortet." Nach dieser noch viel länger ausgesponnenen Aufzählung werden die Bußen und Sühnmittel angegeben, vermöge deren der Sünder hier auf Erden seine Vergehen tilgen und so den jenseitigen Strafen entrinnen könne. Dergleichen und noch gräßlichere Beschreibungen kehren in dem Vischnu-Purana und in den anderen öfter wieder[1].

Um die indischen Vorstellungen über das Jenseits in etwa zu skizziren, müssen wir noch zwei Punkte kurz berühren, die Seelenwanderung

[1] Vgl. bei Migne, Les livres sacrés, I. 6. pg. 238. II. 6. pg. 279. VII. 5. pg. 379.

und das Nirvana. Die Seelenwanderung, deren Idee auch bei den Ägyptern und Griechen einheimisch war und die uns noch öfters im Verlaufe unserer Rundschau begegnen wird, scheint in den älteren Zeiten den Indern fremd gewesen zu sein. In den Liedern des Rigveda wenigstens ist noch keine Spur derselben vorhanden; in den Brahmana und im Gesetze des Manu ist sie jedoch bereits ausgebildet. Es ist nicht schwer, die Veranlassung zur Entstehung dieser Lehre zu bezeichnen.

Sie war eine mehrfache. Man wußte oft für Leiden und Unglück der Gegenwart keinen Grund zu finden; da mußte eine frühere sündenreiche Existenz die gewünschte Erklärung geben; man sah zudem vor sich den fortdauernden Kreislauf der Natur — die Anwendung auf den Menschen lag nahe. Es dämmerte noch etwas im religiösen Bewußtsein von Weltende und Neuschaffung, von entschwundenen besseren Perioden, von Verheißungen und Ahnungen einer glanzvollen Erneuerung; all' dieses zusammengehalten mit dem Ersterben und Neuaufleben der Natur, mit der trotz des Untergangs der Individuen sich beständig erneuernden Existenz der Gattungen, konnte den irrenden Geist in die Geleise der Seelenwanderung leiten. Ihr waren die Sagen günstig mit ihren phantastischen Verwandlungen zur Strafe und zum Lohn; sie wurde von dem Schweigen mancher Bücher, z. B. der Brahmana, über die Zeit oder Ewigkeit des Lohnes oder der Strafen fast mit Nothwendigkeit hervorgerufen. Dem Heidenthum war die tiefe religiöse Erfassung der Sünde, deren Ungeheuerlichkeit nur aus der wohlbegriffenen Majestät und Heiligkeit des einen unendlichen Gottes recht erfaßt werden kann, zugleich mit der klaren Idee des einen unendlich hohen Gottes abhanden gekommen; die heilig gehaltenen Bücher und Gesetze drohten jenseitige Strafen für geringfügige Verletzungen der Gebräuche an, gegen deren endlose Bestrafung das natürliche Rechtsgefühl sich sträubte — was Wunder also, wenn man auf das Auskunftsmittel der Wiedergeburt verfiel? Außerdem erkannte man den übernommenen Bußen hier im Leben sühnende Kraft zu, warum sollten Bußen und Strafen des Jenseits nicht Versöhnung und Läuterung wirken? Man erkennt leicht den zu Grund liegenden Gedanken. Es sollte die Möglichkeit geboten werden der Sühne und Reinigung, der Umkehr. Mag die Theorie der Seelenwanderung in noch so bunten Gestalten sich ausprägen, auch sie ist — und das macht hier die Hauptsache aus — ein handgreiflicher Beleg für die Überzeugung, daß der Mensch mit seinen Werken über das Grab hinausdauere.

Aber das Nirvana? Daß eine pessimistische Weltauffassung zum verzweifelnden Wunsche nach Vernichtung führt, und daß dieser Wunsch zum philosophischen System sich ausbauen kann, dafür haben wir Beispiele in nächster Nähe; man kennt Schopenhauer und Hartmann. Denselben Wunsch gebiert die Armseligkeit und der gehäufte Leidensdruck des individuellen Daseins, wenn kein Strahl der Hoffnung mehr in die grause Nacht hineinleuchtet. Wir wissen ja, daß die ewige Wahrheit selbst diesen Zustand schildert: „besser wäre es dem Menschen, wenn er niemals wäre geboren worden", und die Verdammten, d. i. die aller Hoffnung auf das Ende der Leiden Baren, wünschen nie geboren zu sein. Es ist demnach nicht zu verwundern, wenn die heidnische Philosophie in einem Bruchtheil ihrer Vertreter diesen Wunsch zum System gemacht hat und ein Aufhören, eine Vernichtung aller Dinge lehrt. Dazu bahnte der Pantheismus den Weg. Gibt es keine Sonderexistenzen, sondern sind die Individuen nur gefällige Manifestationen des Alleinen, nur Blasen, die auf dem Allocean sich bilden und alsbald in ihn spurlos zurücksinken, so ist die Annahme des Vergehens, der Auflösung wie von selbst gegeben. M. Duncker bezeichnet im zweiten Theile seiner Geschichte des Alterthums eine dreifache Ursache für die allmähliche Entstehung jener Vorstellung von der Armseligkeit der individuellen Existenz und jener Sehnsucht nach deren Aufhören: erstens den gewaltigen Einfluß der indischen Natur, die ja im raschesten Wechsel alles Einzelne überwuchernd vernichtet, sodann den harten Druck des Kastenwesens und der brahmanischen Staatsregierung, drittens die schauerlichen Vorstellungen von den Höllen und von der Bestrafung der Bösen in ihnen.

Doch es mag gut sein, an der Hand der Purana und Upanischad selbst sich dieses Aufhören genauer anzusehen; denn wir dürfen behaupten, daß, wie auch immer manche philosophische Systeme die Vernichtung gefaßt haben mögen, wenigstens die in den religiösen Schriften genannter Gattung, in den Purana und Upanischad, niedergelegte Theorie der Auflösung nicht nur der Idee einer Fortdauer nach dem Tode nicht entgegentritt, sondern sie geradezu aufstellt. Eine kurze, aus jenen Schriften selbst geschöpfte Darlegung der Lehre möge dieses beweisen. Hierzu müssen wir vor Allem den dort vorgetragenen Pantheismus, mit dem diese Theorie innigst verschwistert ist, in's Auge fassen. Ihn ersehen wir aus Stellen, wie diese: Im Vischnu-Purana[1] erzählt Parasara, wie der Brahmine

[1] Bei Migne, Les livres sacrés, II. pg. 289. II. 16.

Ribhu die Lehre vom Alleins vortrug, und schließt mit der Ermahnung: „So mußt auch du, o König, dich betrachten als Eines ausmachend mit allen Dingen, die in dieser Welt existiren. Gerade so wie der Himmel in verschiedener Farbe erscheint, blau oder weißlich, ebenso scheint die Seele, die in Wahrheit eine ist, den bethörten Blicken verschieden; man hält sie für verschiedene Wesen. Dieses einzige Wesen, was hier Alles ist, das ist Vischnu; es gibt sonst Nichts, als ihn allein. Er ist Ich, er ist Du; er ist Alles; das All ist seine Gestalt. Entsage dem Irrthum der Unterscheidung." Und, wird beigefügt, der Brahmine, der durch diese Erkenntniß die vollkommene Weisheit sich eigen gemacht hatte, erlangte dadurch, keiner neuen Geburt unterworfen zu sein. Für ihn war der Kreislauf der Existenz abgeschlossen, und er wurde der schließlichen Befreiung theilhaftig. Diese Kenntniß wird geradezu als das große Ziel und die wahre Weisheit gepriesen: „Ich will dir, o König, in Kürze sagen, welches das große Endziel aller Dinge ist; das ist die Seele, die eine ist in allen Körpern, gleich, vollkommen, herrschend über die Natur, frei vom Entstehen, Wachsthum und von Verminderung, überall zugegen, ausgerüstet mit wahrer Erkenntniß, unabhängig und fern von allem Scheinwesen, unabhängig von jeder allgemeinen oder besonderen Begrenzung in der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft. Die Kenntniß, daß dieser wesentlich eine Geist in dem Körper eines jeden Wesens und in allen Körpern ist, macht das große Ziel oder die wahre Weisheit aus."[1] Dieses Alleins, diese Weltseele heißt auch oft das Brahma. Oft werden Vergleiche angewandt, um diesen Begriff zu erläutern. So lesen wir im Katha-Upanischad: „Ebenso wie die eine Luft, einströmend in die Welt, jedem Wesen zukömmt, so ist auch die einzige Seele, da sie mit allen Eigenschaften ausgerüstet ist, die innere Seele aller Wesen, besteht aber auch ohne diese in ihrer eigenen Natur" u. dgl.[2]

Von der Erreichung dieser Erkenntniß nun wird oft und oft das ewige Glück und die endliche Befreiung von dem Kreislauf der Wiedergeburten abhängig gemacht. Sie ist gleichsam der feste Punkt im beständigen Wechsel; wer diesen geistig begriffen, ist eben dadurch dem Wirbel der wechselnden Existenzen entrückt. „Wer der Weisheit entbehrt, kömmt nicht zum Ziel; sondern er steigt wieder in die Welt herab. Der Weise erreicht das Ziel, für ihn gibt es keine neue Geburt mehr.... Ist Jemand fähig, vor

[1] Vgl. a. a. O., S. 288.
[2] Vgl. a. a. O., S. 408.

dem Tode des Körpers das Brahma zu begreifen, so wird er von der Knechtschaft des Körpers befreit werden; ist er dazu nicht im Stande, so ist ihm bestimmt, einen Körper anzunehmen. ... Wer die Seele erfaßt, die Alles durchdringt und selbst ohne Ursache ist, der wird befreit und gewinnt die Unsterblichkeit." Dieser schließliche Zustand wird nun auch als ein Zurückkehren zu Brahma, als ein Aufgelöstwerden in Brahma bezeichnet. So häufig in den Upanischad. „Diejenigen, welche den Inhalt der von den Veden abgeleiteten Weisheit in sich zur Ausprägung gebracht haben und durch eifrige Hingabe an die alles weltlichen Strebens entkleidete Betrachtung nach Befreiung ringen, diejenigen, deren Erkenntnißkraft gereinigt ist, genießen im Augenblicke des letzten Hinscheidens die größte Unsterblichkeit in den Welten des Brahma und werden völlig frei. Dann kehren die fünfzehn Theile des Körpers zu ihren Grundbestandtheilen zurück, alle ihre Organe zu den waltenden Gottheiten; die Handlungen und die Seele, welche der Weisheit gleicht, werden alsdann Eins in dem Wesen, das groß ist und unerschöpflich, und das alle Dinge ist. *Wie die Ströme ihr Endziel im Meere erreichen und dort ihren Namen und ihre Gestalt verlieren, so kehrt der Weise, befreit von Namen und Gestalt, ein in die göttliche Seele*, deren Größe alle Größen übersteigt." So im Mundaka-Upanischad [1]. Freilich ist diese Lehre sehr verschieden von der Auffassung einer individuellen oder vollpersönlichen Fortexistenz, wie sie z. B. in den Brahmana noch deutlich vorgetragen ist, wenn als höchster Lohn daselbst verheißen wird, daß der Fromme *mit seinem ganzen Körper* in jener Welt erstehen werde; allein sie ist nur eine Folgerung der pantheistischen Grundanschauung und, was die Hauptsache ist, *wahrt nichtsdestoweniger die Idee einer Fortdauer über den Tod hinaus*. Somit legt selbst der indische Pantheismus, welchen *spätere* Generationen des träumerisch-speculativen Volkes ausgesponnen haben, Zeugniß davon ab, wie mächtig und unvertilgbar die Idee eines Fortlebens über den Tod hinaus in den Tiefen der Menschennatur angelegt ist und mit welch' unabweisbarer Klarheit sie sich als die eine Stimme dieser Menschennatur ankündigt. Wir können also in der That von den Indern scheiden mit jener Lehre, die bereits *Cicero* klar vorlegt, wenn er erzählt: „Als der Inder Calanus, in den Tod gehend, den brennenden Scheiterhaufen bestieg, rief er aus: o über den herrlichen

[1] A. a. O. S. 416.

Austritt aus dem Leben, da ja, wie es dem Hercules beschieden war, nach verbrannter Körperhülle der Geist in die Lichtregion eintritt"; oder mit der Antwort, welche nach Strabo's Erzählung ein indischer Philosoph dem großen Alexander hinterbringen ließ: „Weder brauche ich deine Geschenke, die mich nicht sättigen könnten, noch fürchte ich deine Drohungen; denn so lange ich lebe, nährt mich hinlänglich die heimische Erde, im Tode aber werde ich von der Last des durch Greisenalter niedergedrückten Fleisches befreit, hinüberwandernd zu einem besseren und reineren Leben."

Eingangs dieses Abschnittes wurde bemerkt, daß die arischen Stämme sich die vorgefundene dunkelfarbige Bevölkerung unterworfen hätten. Zur Vervollständigung seien noch einige Worte über diese Urbevölkerung und deren Glauben an ein Jenseits beigefügt. Dem größten Theile ward zwar der Brahmanismus aufgelegt und die Unterworfenen wurden zu den niedrigsten Kasten degradirt. Allein in den Gebirgsländern hat sich jene nicht-indische Bevölkerung noch ziemlich unvermischt erhalten und auch noch manche Reste des alten Götzenglaubens bewahrt. Uns ist besonders interessant, daß diese Überbleibsel der Urbevölkerung an unzählige Arten und Unterarten von Geistern glauben. Masan, Imps nennen sie die Geister junger Kinder, die beerdigt, aber nicht verbrannt sind; als Raubbestien ziehen diese um die Dörfer herum. Die Irrlichter sind die Geister der verstorbenen Junggesellen, die, von allen anderen Geistern geflohen, sich nur in Einöden aufhalten dürfen. Besonders gefährlich sind die Geister der jungen Mädchen; bei Tag wohnen sie auf den Berggipfeln, in der Dämmerung steigen sie in die Thäler hinab. Wehe jedem, der ihnen begegnet; er muß bald sterben. Wird ein Kind krank, so ist sicher der Schatten eines solchen Geistes auf dasselbe gefallen, und der Berggeist will das Kind zu sich heimholen. Die seltsamen Schattenmeteore, die Nebel- und Wolkenspiegel, die Riesenschatten und ähnliche Erscheinungen in den Hochgebirgen bei Sonnenaufgang und Untergang sind das Zauberwerk derselben Berggeister [1].

In Assam sitzen die Singfu, die, ihren Stammsagen zufolge, von Südosten her eingewandert sind. Sie erzählen, daß ihr Stamm ehedem auf der Hochebene eines Berges in Unsterblichkeit lebte und mit den Planeten und Himmelsgeistern Umgang hatte. Aber seitdem sie in die Thäler herabgestiegen, habe sie das Loos der übrigen Menschen getroffen. Auch

[1] Vgl. Ritter, Asien, II. S. 1045. 1054.

sie wissen von einer jenseitigen Fortdauer. Die in der Schlacht Gefallenen verehren sie wie Schutzgeister; stirbt Jemand, so sagen sie, der große Gott habe den Menschen heimgerufen [1].

Bei den im Gebirge südlich vom Ganges ansäßigen Kolhs, wie gleichfalls bei den dravidischen Urstämmen Indiens, finden wir eine sehr ausgebildete Zauberei nebst einer großen Dämonenfurcht; werden wir schon hiedurch, wie früher wiederholt hervorgehoben wurde, auf den Glauben an die Unsterblichkeit hingewiesen, so fehlt es bei den Kolhs auch an deutlicheren Zeugnissen für denselben keineswegs. „Ganz feststehend," so berichtet der Prediger Th. Jellinghaus, „ist bei ihnen der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode. Ja sie sehen so sehr die Seele als etwas Selbständiges gegenüber dem Leibe an, daß, wenn der Sterbende nur noch bewußtlos röchelt, sie sagen, ‚der Leib bewegt sich noch, die Seele (roa) ist schon fortgegangen'. Man redet von ‚jenem Lande' und sagt, daß nur dort wirkliche Freude sein könne.... Während die Guten in jenem Lande Freude haben, werden die Bösen mit den bösen Geistern in der Hölle sein." Diesem Glauben an die Unsterblichkeit entsprechend, treffen wir bei den Kolhs auch auf Bestattungsfeierlichkeiten, welche die Fortdauer der Seele zur Voraussetzung haben. Mit der Leiche werden Messinggefäße, Geld, Reis, Kleider ꝛc. auf den Scheiterhaufen geworfen und neben demselben ein paar Ochsen geschlachtet, „damit der Todte auch in ‚jenem Lande' habe, was er bedarf" [2]. Ebenso lebt die Überzeugung von der Unsterblichkeit in den mit den Kolhs verwandten Stämmen der Santal, bei denen sich sogar die Ansicht findet, daß „aus einem der bei der Verbrennung übrigbleibenden Hauptknochen der Todte wieder einen lebendigen Leib erhalte" [3].

---

[1] Vgl. Ritter, Asien, III. S. 378. 380.

[2] Vgl. Th. Jellinghaus, Die Kolhs in Ostindien, in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift von Dr. G. Warneck. Gütersloh 1874. I. S. 34. 69 f.

[3] Vgl. Th. Jellinghaus, Ein Blick in die Santal-Mission, in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift. 1877. IV. S. 85.

6. Die buddhistischen Völker.

Der Buddhismus, eine Reaction gegen den Brahmanismus, die man dem vierten vorchristlichen Jahrhundert zuschreiben zu können glaubt, nahm seinen Ausgangspunkt in Indien. Daher schließt sich seine Besprechung hier um so passender an, als er auch wesentliche Punkte mit dem Brahmanismus gemein hat. Vorzügliche Verbreitung fand er in Ceylon, Siam, Birmanien, Tongking, Tibet, in der Mongolei, in China und Japan. Man schätzt die Zahl seiner Bekenner über 300 Millionen.

Wie der Brahmanismus, nimmt auch er die Seelenwanderung in ausgedehntester Weise an als Mittel der Reinigung und Buße und als Erklärung für glückliche oder unglückliche Ereignisse, die im gegenwärtigen Leben keine ausreichende Begründung haben. Es kommt ihm auch nicht darauf an, Tausende oder Millionen von Wiedergeburten ein und derselben Seele aufzustellen. In Lalitavistara, einem Hauptwerke des Buddhismus, das Ed. Foucaux in's Französische übersetzte[1], wird Buddha geschildert, wie er, um die Ursache der Leiden zu entdecken und zu heben, sich in die Betrachtung der zahlreichen früheren Existenzformen seiner selbst und der anderen Wesen vertieft. Und so läßt er an seinem Geiste vorüberziehen: hundert, tausend, hunderttausend, mehrere hunderttausend, Millionen, hundert Millionen, tausend Millionen, hunderttausend Millionen, Billionen, Trillionen von Geburten, die er bereits durchgemacht, sammt allen durchlebten Verhältnissen. Man sieht, die indische Phantasie ist um Zahlen nicht verlegen, sie liebt es vielmehr, sich den unfaßbaren Begriff Ewigkeit so positiv als möglich vorzumalen. Gegen solche Trillionen von durchzulebenden Daseinsformen ist es eine wahre Kleinigkeit, wenn Buddha anderswo einem Leidenden den leidigen Trost gibt: daß er in einem früheren Dasein einen Einsiedler getödtet habe,

[1] Abgedruckt in Les livres sacrés des peuples . . publiés par A. Migne, t. II. pg. 574.

wofür er bereits mehrere tausend Jahre hindurch die Strafen der Hölle erlitten; er werde aber dafür außerdem in diesem Leben noch den Kopf einbüßen und dasselbe Unglück noch in fünfhundert folgenden Existenzen erleiden.

Außer dieser mit der ausschweifendsten Phantasie ausgemalten Theorie der Seelenwanderung enthalten die heiligen buddhistischen Bücher — und die Buddhisten behaupten, deren nicht weniger als 84,000 zu besitzen — noch ausführliche Schilderungen von vielen Höllen und Himmeln, die als Beweggründe der Handlungen den Lernbegierigen vorgetragen werden. Ein aus Ceylon stammendes Buch, das Upham in seinem Werke über die heiligen Bücher der Singhalesen mittheilt, stellt als Hauptsätze der Lehre Buddha's u. a. folgende auf: „Wer tödtet oder den Befehl zu tödten gibt, soll in diesem Leben harte Züchtigungen erfahren und darnach in der Hölle wiedergeboren werden; hat er dort seine Strafzeit abgebüßt, so kann er in dieser Welt wiedergeboren werden und mag in einer guten Familie einheimisch werden, allein er wird viel Uebel zu erdulden haben. Wer stiehlt, wird schon in diesem Leben bestraft; . . hernach fällt er der Hölle anheim; hat er dort viel gelitten, so kann er auf dieser Welt wieder geboren werden; aber dann muß er in Hunger und Blöße und Obdachlosigkeit betteln." Dem Lügner wird nach langer Höllenqual eine Wiedergeburt in Aussicht gestellt, die ihm eine häßliche Gestalt, eine abscheuliche Stimme, einen übelriechenden Athem bringt und ihn Allen so verhaßt macht, daß ihm Niemand Glauben schenkt; den Trunkenbold erwarten nach der Hölle unheilbare Krankheiten. Und der Gerechte? „Wer das Gute übt, wird nach diesem Leben in den Himmel des Brahma kommen, und nachdem er dort alle Seligkeit genossen, wird er das Nirvana erlangen." [1] Ähnlich wird an vielen Stellen der buddhistischen Schriften nach allen denkbaren Seligkeiten des Himmels als die größte und als höchste Stufe des Lohnes das Nirvana verheißen. Und so gelangen wir wieder zum Nirvana, aber dießmal zum buddhistischen.

Was ist es? Viele fassen es als gänzliches Aufhören, als totale Vernichtung, als Zurücksinken in das reine und absolute Nichts. Und dafür scheinen allerdings manche Ausdrücke und Vergleiche in buddhistischen Schriften zu sprechen. So, wenn gefragt wird: „Wenn ein Feuer erloschen ist, kann man dann sagen, es ist hier oder dort? Ebenso hat

[1] Vgl. bei Migne a. a. O. II. S. 557.

Buddha das unser Nirvana erlangt." Allein mit Recht hat der tüchtige Kenner und Übersetzer buddhistischer Schriften, Ed. Foucaux, auf Stellen hingewiesen, die eine absolute Vernichtung geradezu ausschließen. Wenn Nirvana das reine Nichts ist, wie kann Buddha selbst sagen: „Ich werde zahlreiche Wunder dem Helden zusenden, welcher, nachdem ich in's vollkommene Nirvana eingegangen bin, dieses Buch erklären wird. Wenn er mit dessen Lesung beschäftigt ist, werde ich ihm meine Lichtform zeigen, oder ich werde durch meinen eigenen Mund das ersetzen, was ihm aus Irrthum in der Lesung entgeht." [1] Hier also wird Buddha noch handelnd, erscheinend, sprechend im Zustande des Nirvana gedacht. „Gleich Gold in reinster Feinheit veredelt, enthält Nirvana die ganze Vollkommenheit als Essenz des Lebens," erklärte ein hochgestellter siamesischer Würdenträger dem Reisenden Bastian [2]. Foucaux durfte also wohl mit Recht sagen: „Man sieht, daß einer der wichtigsten Ausdrücke in der buddhistischen Lehre noch nicht klar erklärt ist und vielleicht wird dieses niemals geschehen; denn es ist nicht unmöglich, daß der Stifter durch die Wahl eines vieler Auslegungen fähigen Wortes jedem seiner Anhänger die Sorge überlassen wollte, sich selbst das Ideal der Seligkeit zu schaffen, die ihm am meisten zusagt." Doch wie immer das Nirvana gefaßt werden mag, die Idee der Fortdauer nach dem Tode ist gesichert und zwar einer Fortdauer in riesigen Zeiträumen. Man denke nur, was am Schlusse des Buches Lalitavistara dem versprochen wird, der dieses den Fremden mittheilt: durch Millionen von „Kalpas" hindurch soll er einer unversieglichen Kraftfülle sich erfreuen; dabei ist bloß in Erwägung zu ziehen, daß ein Kalpa 4320 Millionen menschlicher Jahre umfaßt [3].

Sehen wir noch an einigen Beispielen, wie buddhistische Völker

---

[1] Vgl. bei Migne a. a. O. II. S. 567.

[2] Vgl. Bastian, Reisen in Siam im Jahre 1863. Jena 1867. S. 356.

[3] Ein solcher Zeitraum von 4320 Millionen menschlicher Jahre ist ein Tag Brahma's, auf den eine Nacht von gleicher Dauer folgt. Ein Jahr Brahma's sind 360 Kalpas. Nach hundert solchen Jahren hört Brahma selbst auf, zu existiren. — So die Brahminen. Emil Schlagintweit erkundigte sich angelegentlich bei unterrichteten Buddhisten über den Begriff Nirvana. In seinem Werke „Buddhism in Tibet" berichtet er darüber, daß noch immer die absolute Zerstörung als das höchste Ideal betrachtet werde, wenn auch für den Laien und selbst für den weniger intelligenten Lama die niedrigeren Stufen der Seligkeit in der Form der Aufnahme in die „Region der Freude", wo man keiner Wiedergeburt mehr unterworfen sei, den einzigen Gegenstand der Hoffnungen und Wünsche ausmachten (vgl. Zeitschrift der D. M. G., XVIII. S. 357).

praktisch die Idee der Fortdauer nach dem Tode in Sitten und Gewohnheiten aussprechen. Das mag zur Illustration der buddhistischen Theorie dienen.

Die Siamesen sind überzeugt, daß die Seelen der Verstorbenen durch Erscheinungen, Träume, Spukgestalten den Lebenden Angst und Furcht einjagen. Um diese daher zu besänftigen, stellen sie von Zeit zu Zeit Opferspeisen auf die Gräber und spenden den Götzenpriestern Almosen, damit durch deren Beschwörungen die Geister der Dahingeschiedenen gebannt werden. Die Könige von Assam, erzählt Tavernier, hatten ihre Grabstätten in Azo. Noch bei Lebzeiten schickten sie von Zeit zu Zeit Gold und Silber, Teppiche und verschiedene Kostbarkeiten in die zur Aufnahme ihres Leichnams bestimmte Gruft. Andere Kostbarkeiten wurden noch mit ihnen begraben, und Alles ihnen mit in's Grab gegeben, was sie in den Stand setzen konnte, in der anderen Welt ihrem königlichen Range gemäß aufzutreten. Damit es ihnen nicht an Bedienung und Gefolge fehle, mußten sich eine Anzahl ihrer Frauen und Hofchargen über ihrem Grabe den Tod geben; ein Elephant, zwölf Kameele, sechs Pferde und eine Anzahl Jagdhunde wurden in die Grabgewölbe eingeschlossen zur Verherrlichung und zum Dienste ihres Gebieters im Reiche des Jenseits. Wenn in Arakan Jemand verschieden ist, muß bei der Leiche stets Lärm gemacht werden, damit die schwarze Katze verscheucht werde. Gelänge es ihr, über den Körper zu springen, so müßte die Seele schmählich auf dieser Welt herumirren und könnte nicht zur Ruhe und zum Glück gelangen. Damit die Seele nicht in der anderen Welt Mangel leide, gibt man an vielen Orten, und so auch in Tongking, Gold- und Silbermünzen, Perlen, oder wenn der Vermögensstand nicht so weit reicht, wenigstens einen Topf Reis der Leiche mit in's Grab. Viermal im Jahre findet zur Ehre der Verstorbenen eine Festfeier statt, die größte aber, zu der manchmal ein ganzes Vermögen aufgewendet wird, am Schlusse des dritten Jahres.

Japan verehrt als Götter unter dem Namen Kami die verstorbenen Kaiser. Aufgabe des regierenden Kaisers ist es, die Vergötterungsfeier seines Vorgängers in der Herrscherwürde zu veranstalten. Reiseberichten zufolge ist die Aussicht auf ein glückseliges Jenseits oft der Anlaß zu bedauerlichen Scenen. Eine Anzahl Fanatiker kündigen ihre Abreise in's Jenseits an. Unermeßlicher Volkszulauf zum Orte des Schauspiels, an die Küste des Meeres. Dort sind die Barken, auf denen die Helden sich befinden. Unter Jubelruf stoßen sie ab von der Küste; die einen stürzen

sich mit Steinen beschwert in die Tiefe, andere durchlöchern die Barke, um mit ihr allmählich zu sinken und so geraden Weges in das von den blauen Fluthen überdeckte Paradies zu gelangen, während die Volksmassen ihren Muth lobpreisen. Andere überliefern sich noch auf andere Weise dem Tode in der Hoffnung, jenseits die Seligkeit und hier auf der Welt die Verehrung zu empfangen. Es ist eine ziemlich verbreitete Annahme in Japan, daß die Seelen, um in's Paradies ihres Gottes, den sie besonders verehrten, zu kommen, eine Reise von drei Jahren zurücklegen und unterdessen alljährlich einmal zu den Hinterbliebenen zurückkehren. Daher stammt das Fest der „Rückkehr der Seelen" am dreizehnten Tage des siebenten Mondmonates. Alles ist festlich geschmückt. In großem Pompe zieht man Abends vor das Dorf. Da ist der Versammlungsplatz, den heute die Seelen besuchen. Jeder beeilt sich, den freilich Unsichtbaren die schmeichelhaftesten Complimente zu sagen, ihnen Erfrischungen anzubieten und sie endlich einzuladen, mit in die Häuser zu kommen. In feierlichem Zuge geleitet jede Familie die ihrigen in die festlich aufgeputzten Häuser, man setzt sich zu Tische; jede der Seelen findet ihren Platz, wie einstens im Leben, mit Speisen besetzt; man tafelt in fortwährender Unterhaltung mit den Seelen; alsdann besucht man die Seelen der Nachbarn und Verwandten in den Häusern. Es ist eine überaus belebte Nacht. Gegen Morgen geleitet man die Seelen wieder zum Versammlungsplatz zurück, nachdem man alle Winkel des Hauses, Stockschläge austheilend, untersucht hat, damit ja keine Seele sich verspäte oder zurückbleibe; denn diese würden als Gespenster von nun an die Angehörigen beunruhigen[1].

Das sind einige Gebräuche, wie sie bei den verschiedenen buddhistischen Völkern üblich sind; sie ließen sich unschwer aus den neueren Reisebeschreibungen durch ähnliche in großer Zahl vermehren. Mögen sie noch so lächerlich oder mitleiderregend erscheinen, auch in ihrer Entstellung legen sie Zeugniß ab, wie tief die Idee der Unsterblichkeit und des Jenseits in der Menschenbrust lebt; überall lebt die Hoffnung:

Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schöner'm Loos!

[1] Vgl. Histoire générale des voyages, t. XII. pg. 254. 284; t. XI. pg. 348. 399; t. XIV. pg. 401. 415. 426. etc. etc.

7. Die iranischen Völker.

Westlich vom Gebiet des Brahmanismus und Buddhismus, zwischen dem Industhal und dem Stromgebiet des Euphrat und Tigris, diesem Sitze uralter Cultur und Weltherrschaft, dessen Völker sammt ihren Ansichten über das Jenseits wir oben kennen gelernt haben, erhebt sich, im Süden vom Ocean umspült, im Norden vom kaspischen Meere und den Steppen des Oxus begrenzt, ein längliches Viereck bildend, das Hochland von Iran. Als deren Bewohner werden uns vom Alterthum zahlreiche Stämme überliefert, die, in Tracht und Sitten einander ähnlich und nahezu die gleiche Sprache gebrauchend, auch von den Alten in ihrer ethnographischen Zusammengehörigkeit nicht mißkannt wurden. Den ersten Rang behaupten die Hauptstämme, die Baktrer, Meder und Perser; selbst der Name Arier ist den Alten, wenn auch nicht in seiner heutigen ethnographischen Ausdehnung, in der wir von arischen Völkern sprechen, bekannt; Herodot weiß von den Medern, daß sie vor Alters allgemein Arier geheißen[1], und nach Strabo umfaßt Ariana folgende Stämme: Arbier, Oriten, Ichthyophagen, Karmanier, Gedrosier, Arachosier, Dranger, Paropamisaden, Areier und Parther; außerdem aber erstrecke sich der Name Ariana noch auf einen Theil Persiens und Mediens, und nördlich Baktriens und Sogdiana's[2].

Um die Ansichten dieser Völker kennen zu lernen, stehen uns zweifache Quellen zu Gebote: auswärtige und einheimische. Die Monarchie der Meder und Perser zog mehr als einmal das lebhafte Interesse Griechenlands auf sich; in den Perserkriegen und in deren politischer Folge, in den Zügen Alexanders, lernten die Griechen persische Ansichten und Sitten in nächster Nähe kennen; andauernder noch war der rege Handelsverkehr, und, was für uns von noch größerer Bedeutung ist,

[1] Vgl. Herodot VII. 62.

[2] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., XIX. S. 12. — M. Duncker, Geschichte des Alterthums, II. S. 297 u. f.

eine Anzahl gebildeter Griechen unternahmen Reisen nach Persien, angelockt durch den zauberischen Glanz, der sich so geheimnißvoll um Name und Lehre des gefeierten Zoroaster ausgegossen hatte. So ist denn Griechenlands Literatur zugleich eine reiche Fundgrube für Sitten und Ansichten, die in Iranien geherrscht. Zu diesen auswärtigen Quellen, die gemäß der Sachlage mehr die westlichen Theile Iraniens berücksichtigen, gesellen sich ergänzend und berichtigend die Denkmäler der einheimischen Literatur, deren älteste Ueberreste dem Osten Iraniens entstammen und so die von den Griechen gelieferten Schilderungen vervollständigen. Freilich sind es nur mehr Trümmer, zersprengte Reste, die auf unsere Zeit gekommen sind, die uns aber doch Glauben und Hoffen der Iranier hinlänglich erschließen. Der Zendavesta, die Gesammtheit der zoroastrischen Religionsschriften, umfaßte zur Zeit der Sassaniden, die als eifrige Anhänger der alten Religion ihre Herrschaft (seit 226 n. Chr.) auf die Restauration derselben begründeten und daher eine neue Sammlung der alten Bücher (soweit sie noch aufgefunden werden konnten) veranstalteten, noch die Zahl von 21 Büchern. Zur Zeit der muhammedanischen Eroberung und Verfolgung ging auch diese Sammlung bis auf wenige Bruchstücke, welche die auswandernden Parsen retteten, verloren. Ein Buch nur hat sich ganz erhalten: es ist das „Gesetz gegen die bösen Geister" Vidaêvadâta, oder persisch Vendidad. Sodann erübrigen unter den Namen Jaçna, Vispered, Jescht Gebete, Hymnen, Anrufungen an die Gottheiten des zoroastrischen Glaubens, und schließlich der Bundehesch, der die zoroastrische Kosmogonie enthält. Letzteres Buch existirt nur in der Übersetzung in's Pehlevi, während die vorhergenannten noch in der Originalsprache des Zend aufbewahrt sind, einer dem Sanskrit nahe verwandten Sprache. Die Zeit ihrer ursprünglichen Abfassung ist ungewiß; jedenfalls bestanden sie vor der medisch-persischen Monarchie. Ebensowenig kann das Zeitalter Zoroasters (Zarathustra) mit Sicherheit bestimmt werden. Die Angaben der Griechen, er habe 6000 Jahre vor Plato, oder 5000 Jahre vor Troja's Fall gelebt, beweisen nur, daß sie nichts Sicheres wußten, aber doch den nachhaltigen Eindruck einer alten, die ihrige weit überflügelnden Cultur und Religion von den Persern mitgebracht hatten [1].

Für unsere Frage nach den Ansichten dieser Völker über das Jenseits bieten beide Quellen, die auswärtigen und die einheimischen, aus-

[1] Vgl. Duncker, l. c. 328. Jahrbücher für d. Theol. 1857, S. 145.

giebiges Material. Fassen wir zunächst einige Punkte der iranischen Mythologie in's Auge. Diese verläugnet ihren Zusammenhang mit den Grundanschauungen der naheverwandten Inder nicht, hat aber manche der dort nicht so scharf hervortretenden Ideen klarer erfaßt und plastischer dargestellt.

Auch die Veda-Religion kennt gute und böse Geister und einen gegenseitigen Kampf derselben, in den der Mensch hineingezogen wird, auf den er mitbestimmend einwirken soll; aber nur die iranische Lehre hat diesen Gedanken zur Grundlage des ganzen Systems gemacht und aus ihm heraus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft construirt und das ganze religiös-moralische, bürgerliche und menschliche Sein und Handeln geregelt. Im 30. Kapitel des Jaçna heißt es: „Es sind zwei ursprüngliche Geister bekannt, ein guter und ein schlechter in Gedanken, Worten und Thaten." Der Name des guten Geistes ist am häufigsten Ahuro-Mazdao (d. h. nach der Erklärung Haugs: lebendiger Weisheitsspender[1] oder nach Justi[2] Herrscher, große Weisheit besitzend), daher der gewöhnliche Name Ormuzd. Dieser ist nach den alten Zendliedern der heiligste Geist, der Allwissende, der Schöpfer, der Wahrhaftige, Allmächtige, unter dessen Herrschaft die ganze Welt steht; er wies der Sonne, dem Mond und den Sternen ihre Bahnen und auf sein Geheiß wehen die Winde; die Erde ist von ihm bereitet; er lenkt und regiert sie; er erzeugt alles Leben; Wasser und Bäume, sowie alles Gute sind seine Schöpfung; er ist die Weisheit und der Verstand; er ist Vater der guten Gesinnung, und Reinheit und Wahrheit sind sein Werk; er verleiht nicht bloß irdische Macht und Gesundheit, sondern auch Unsterblichkeit. Er ist Lehrer und Unterweiser aus der Fülle seines eigenen Geistes; er beschützt die fromme Gesinnung, die Andacht und die Seelen der Reinen überhaupt; als allwissender Gott, dessen Weisheit Niemand zu betrügen vermag, erspäht er allen, auch den geringsten Frevel mit seinen hellleuchtenden Augen. Er ist gnädig; alle Geschöpfe läßt er an seiner Gnade theilnehmen; selbst der Böse, der ganz in schlechte Gesinnungen versunken ist, lebt von seiner Gnade[3].

Wahrlich kein unwürdiger Gottesbegriff! Aber wie kommt trotz des allmächtigen guten Gottes, der das Böse nicht will, das Böse in die Welt?

---

[1] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., IX. S. 688.
[2] Altbaktrisches Wörterbuch s. v.
[3] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., l. c.

An dieser Frage scheitert Zoroasters Weisheit. Die Uroffenbarung ist durch das trübe Medium der abgefallenen Menschheit gebrochen worden in ihrer lichtvollen Klarheit; unverstandene Trümmer einer uralten heiligen Tradition werden zum Neubau, den der Mensch sich ersinnt, angewandt und müssen sich das gefallen lassen, zu was sie im irrenden Geiste werden. So steht denn dem guten Geiste, gleichfalls von Anbeginn, entgegen der böse Geist, der in den ältesten Liedern einfachhin „schlechte Gesinnung, schlechteste Gesinnung, Lüge, Peiniger, größter Peiniger" genannt ist. In späteren Büchern ist durchgängig Auro-mainjus, d. h. verderblicher Geist, gebräuchlich, woraus Ahriman gebildet ist. Er ist ein Mörder dieses Lebens; sein ganzes Wesen ist Lüge; sein Werk ist auch der Zweifel; Lüge und Zweifel bringen alles Böse hervor, was die Menschen thun. Er gab die bösen Lehren zum Schaden der reinen Schöpfung. Neben dieser unvermittelten Gegenüberstellung von Ormuzd und Ahriman findet sich aber auch einmal[1] die Idee ausgesprochen, Ahuramazda habe den guten wie den schlechten Geist geschaffen, womit aber vielleicht nur gesagt sein soll, daß das Böse auch dem Ahuramazda untergeordnet sei und schließlich von ihm überwunden werde, wie es anderwärts bezeugt ist — oder man müßte, was freilich nichts Auffallendes wäre, einen klaffenden Widerspruch in der Begriffsbestimmung des obersten Gottes annehmen.

Der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, der so durch die Existenz von den beiden obersten entgegengesetzten Geistern inaugurirt ist, wickelt sich nun in den beiderseitigen Schöpfungen ab. Ahuramazda umgibt sich zunächst mit guten Geistern. Er schafft sechs große Geister und 24 Genien einer niederen Ordnung und viele andere mindere Geisterwesen, ihn im Kampfe gegen Ahriman zu unterstützen. Diesen himmlischen Heerführern und Heerschaaren setzt Ahriman in ganz analoger Weise seine höllischen Schaaren entgegen. Jene sind im lichtglänzenden Himmel, im Lichte des Sonnenaufganges, im hellen Glanze des reinen Himmels — diese in der tiefen Finsterniß, im kalten, nebeligen Norden, im Westen am Untergang der Sonne, in allen Klüften und Löchern, in die das Himmelslicht nicht hineinscheint. Aus dem Reiche der Geister verpflanzt sich dieser Kampf in die Menschenwelt und die sinnlich wahrnehmbare Schöpfung. Den guten Wesenreihen setzt Ahriman die schlechten und schädlichen gegenüber und versucht, in die guten selbst den Keim des

[1] Jaçna 48, 4.

Bösen, des Todes und der Verwesung, hineinzusenken. Der Schöpfungsbericht, wie er theils in kurzen Andeutungen des Jaçna, dann besonders im Bundehesch enthalten ist, zeigt die deutlichsten Spuren der Uroffenbarung und auffallende Übereinstimmung mit der biblischen Erzählung. Allerdings ist der Bundehesch späteren Ursprungs, allein den Forschern der Zend-Literatur, z. B. Windischmann und Spiegel, gilt es als ausgemachte Sache, „daß er aus den Urtexten schöpfte, daß er sich zum Avesta verhält, wie eine gute biblische Geschichte zur Bibel“ [1]. Es werden nun darin die sechs Schöpfungsperioden in derselben Reihenfolge aufgezählt, wie im mosaischen Bericht. Der Leib des Urmenschen wird aus Feuer, Wasser, Luft und Erde gebildet, von Ormuzd eine unsterbliche Seele hinzufügt. Ahriman aber, der Feind des Lebens, verfolgt Ormuzds Geschöpf und erschlägt es endlich. Doch ein erstes Menschenpaar entsteht aus dem Tode, gleichfalls zur Unsterblichkeit bestimmt; sie leben in einem herrlichen Garten, den Ormuzd für sie bereitet hat, und sind rein und unschuldig. Doch Ahriman mit seinen bösen Geistern, den Daevas (Dews), dringt in den Garten ein und weiß in Schlangengestalt sie zur Sünde zu verführen. Und so tritt der Tod und alles Übel seitdem in der Welt auf und Ahriman hat Gewalt bekommen, den Leib zu zerstören und der Verwesung preiszugeben, die Seelen aber als Gefangene in sein finsteres Reich hinabzuschleppen. Das ist der Raub, den er an Ormuzd begeht, und der Kampf, durch den er das Lichtreich zu vernichten strebt.

Man wird nicht ohne Interesse folgende Stelle aus dem Jescht lesen: „Hätte Meschia (Meschia und Meschiana hieß das erste Menschenpaar) nicht aufgehört, Gott zu ehren, so wäre es ihm beschieden gewesen, rein und unsterblich, wie er geschaffen war, unmittelbar in die Wohnungen der Seligen einzugehen.“ Und aus dem Bundehesch: „Der Himmel war für die Menschen bestimmt unter der Bedingung, daß sie demüthig von Herzen, gehorsam dem Gesetz, rein in Gedanken, Worten und Werken geblieben wären. ... Aber weil sie den Lügen Ahrimans glaubten, wurden sie Sünder und ihre Seelen müssen nun in dem unterirdischen Reiche desselben weilen bis zur Auferstehung ihrer Leiber.“ [2] So ist denn die Erde der Schauplatz des Kampfes zwischen Ormuzd und Ahriman geworden, und Pflicht eines Jeden ist es, zum schließlichen Ausgang desselben, zum endlichen Siege Ormuzds, der langsam aber sicher sich vor-

[1] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., XXVI. S. 721.
[2] Vgl. Ed. Spieß, l. c. S. 257.

bereitet, beizutragen; den verdienten Lohn und Antheil an dem Glücke werden die davontragen, die treulich auf der Seite des Lichtgottes gestanden[1]. Und wie muß der fromme Iranier für Ormuzd Partei ergreifen? Er muß erstens die Schöpfung Ormuzds pflegen, die des bösen Ahriman aber vernichten. Jene ist das augenfällig Nützliche; darum war es bei den Persern ein so hohes Verdienst, Land urbar zu machen und die Garten- und Baumzucht zu fördern, — das Schädliche hingegen auszurotten. Schon die Griechen wissen davon viel zu erzählen. Herodot weiß, daß die persischen Priester es sich große Mühe kosten lassen, Ameisen, Schlangen und andere kriechende und geflügelte Thiere zu tödten. Plutarch berichtet, daß die Perser den, der die meisten Wasserigel getödtet habe, glücklich preisen; daß die Magier die Mäuse tödten, weil sie selbe hassen und auch glauben, daß dem Gotte diese Thiere zuwider seien. Agathias erzählt von dem „Feste der Vernichtung der bösen Dinge", an welchem der Eifer der Frommen durch Tödtung möglichst vieler Reptilien und anderer schädlichen Thiere sich zu bethätigen strebe. In den Acten der persischen Martyrer ist eine Anklage gegen die Christen: „Sie glauben, daß die Reptilien, Schlangen und Scorpionen nicht vom Teufel, sondern von Gott geschaffen sind", und Ameisen tödten wird als Zeichen der Annahme der zoroastrischen Religion angesehen. Ferner muß der Iranier sich selbst an Seele und Leib rein erhalten, er muß Gerechtigkeit üben und namentlich die Wahrheit und Wahrhaftigkeit lieben[2].

Diese Grundanschauungen über Gott, Geisterwelt, Schöpfung und das Verhältniß und die Pflichten der Menschen tragen in sich selbst bereits jene Voraussetzungen, aus denen mit logischer Nothwendigkeit die Ideen über die jenseitige Welt, über die Unsterblichkeit, über das selige Leben der Frommen mit Ormuzd sich ergeben. Die Existenz der Seele ist bei den Persern so markirt als möglich ausgesprochen. Über jede Seele wacht schützend und leitend ein guter und reiner Geist, Fravashi (Ferver) genannt. „Ich rufe an," heißt es in einem Gebete, „die furchtbaren und mächtigen Fravashi der Heiligen, der reinen Menschen, die Fravashi meiner Ahnen und den Fravashi meiner Seele."[3] Da das Licht mächtiger ist als die Finsterniß, das Gute dauerhafter und in sich kräftiger, als das Böse, so kann über den schließlichen Ausgang des

[1] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., V. S. 223.
[2] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., XIX. S. 83; XX. S. 51 u. f.
[3] Vgl. Duncker, l. c. 359.

Kampfes kein Zweifel sein. Auch die Griechen wußten davon. Nach Theopomp muß Ahriman den Kampf mit Ormuzd aufgeben, weil dieser zu stark ist. Ausführlicheres erzählt Plutarch: „Es kommt eine bestimmte Zeit, in welcher Arimanios durch die Seuche und die Hungersnoth, die er herbeiführt, nothwendig selbst ganz vernichtet werden und verschwinden muß; und nachdem die Erde fest und eben geworden, wird ein Leben und ein Staat der gesammten seligen und eine Sprache redenden Menschen sein. Theopomp aber sagt, nach der Lehre der Magier herrsche abwechselnd jeder der beiden Götter 3000 Jahre, und der andere werde beherrscht, weitere 3000 Jahre aber streiten sie und vernichte der eine die Werke des andern. Zuletzt aber unterliege der Hades (d. i. Ahriman) und die Menschen werden glücklich sein, weder der Nahrung bedürftig, noch Schatten werfend." [1] Diese Auffassung ergeben auch die einheimischen Quellen: „Wenn 9000 Jahre zu Ende sind, wird Ahriman abnehmen." [2]

Die Schlußkatastrophe und der endliche Sieg wird nach dem Zendaveſta eingeleitet und bewirkt durch das Erscheinen eines Heilers, eines Erlösers in der Person Çaoshyanç (Sosiosch bei den Späteren). Seine Thätigkeit wird folgender Weise geschildert: „Er wird machen die frische Welt, die nicht alternde, unsterbliche, unverwesliche, nicht faulende, immer lebende, immer glückliche, freiherrschende, wenn die Todten auferstehen, und die Unsterblichkeit der Lebenden kommt." Genaueres wird in den traditionellen Schriften der Parsen, z. B. in der in Huzvareſch-Sprache abgefaßten Erläuterung zum Jaçna gegeben. Man glaubt hier an manchen Stellen Anklänge an die christliche Eschatologie zu vernehmen. So wenn dem eigentlichen Heiland zwei Propheten vorhergehen, oder wenn in den Unterredungen des Schah-Gustaçp mit Jamaçp die Trübsale der letzten Zeiten geschildert werden: „Die Heere der Araber, Griechen und Römer werden an den Ufern des Euphrat große Schlachten liefern. Es erliegen so viele Menschen im Kriege, daß das Blut der Erschlagenen Mühlen treibt. Wölfe und reißende Thiere richten große Verwirrung an, aber auch das sittliche Verderbniß nimmt so überhand, daß die Bösen mit den Frommen ihren Spott treiben. Darnach erscheint der erste Prophet und Vorläufer des Sosiosch. Zum Zeichen seiner Sendung wird er die Sonne zehn Tage lang in der Mitte des Himmels stehen lassen. Er herrscht 1000 Jahre. Nach Umlauf dieser Periode kömmt wieder eine

[1] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., XX. S. 60.
[2] Vgl. a a. O. und Spiegel, Aveſta, II. S. 218.

böse Zeit. Es wird drei Jahre Winter bleiben und heftige Kälte, Wind Sturm und unaufhörlicher Regen kommen, so daß diese Welt öde wird und Menschen und Thiere meistens sterben. Dann tritt der zweite Prophet und Vorläufer auf. Die bösen Geister verschwinden auf eine Zeit, kommen aber bald wieder zum Vorschein. Dieses dauert bis endlich Sosiosch selbst erscheint und mit ihm die selige Zeit der Auferstehung anbricht[1].

Es ist eine unter den heidnischen Religionen einzig dastehende Erscheinung, daß bei den Iraniern so klar und unumwunden die Lehre von der dereinstigen leiblichen Auferstehung vorgetragen wird. Man vermeinte früher, diese Lehre der älteren Zeit des Parsismus und den älteren Schriften absprechen zu können und sie nur dem Bundehesch zutheilen zu müssen. So z. B. Spiegel im ersten Band der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft S. 260. Allein diese Aufstellung Spiegels und Burnoufs mußte aufgegeben werden. Schon die Griechen nämlich zur Zeit Alexanders d. Gr. kennen diese Lehre der Auferstehung als eine bei den Magiern einheimische. Theopomp, Zeitgenosse Alexanders des Großen, berichtet über den Glauben der Magier, daß die Menschen wieder aufleben und unsterblich sein würden. Dasselbe behauptete nach Diogenes Laërtes, dem wir diese Nachricht über Theopomp verdanken, auch Eudemos, ein Schüler des Aristoteles[2]. Aber auch die alten Zendschriften selbst sprechen sich deutlich darüber aus, und zwar ist das jetzt so allgemein anerkannt, daß bereits 1867 in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft geschrieben werden konnte: „Seitdem Windischmanns Zoroastrische Studien veröffentlicht sind, wird wohl die auf die Autorität Burnoufs und Spiegels sich stützende Meinung, ‚die Lehre von der Auferstehung der Todten sei der altiranischen Religion nicht bekannt gewesen', einer entgegengesetzten, durch die von der Auferstehung sprechenden Texte begründeten Ansicht Windischmanns gewichen sein."[3] So heißt es im 18. Fargard des Vendidad: „Diesen Mann übergebe ich dir, diesen Mann gib mir wieder zurück bei der starken

[1] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., XXI. S. 570 u. f.

[2] Vgl. Studien und Kritiken, 1835. S. 483. — Zeitschrift der D. M. G., IX. S. 686; XX. S. 58.

[3] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., XXI. S. 577. Indessen wollen wir nicht unterlassen, zu bemerken, daß die von der Auferstehung handelnden Stellen sich nur in den jüngsten Bestandtheilen des Aveста zu finden schienen. — Vgl. C. de Harlez, Les origines du Christianisme et l'Avesta in der Revue catholique (de Louvain) 1877. XVIII. pg. 134. 381 suiv.

Auferstehung"; und im Jaçna wird die „lange Zeit bis zur Auferstehung, die hehre, gute Auferstehung" zu wiederholten Malen erwähnt; ebenso wird in den Jeschts zu Mithra gebetet, er möge helfen bis zur Auferstehung, und die Fortdauer des Gesetzes bis zur Auferstehung angekündigt u. dgl. Am deutlichsten verbreitet sich darüber der Bundehesch, der seinem wesentlichen Inhalte nach als aus alten Schriften geschöpft anerkannt ist. Es mag nicht uninteressant sein, eine Stelle zu vernehmen; es wird die Frage gestellt: „Den Körper, welchen der Wind fortgetragen, das Wasser fortgeführt hat, woher soll man ihn wieder machen? wie soll die Auferstehung der Todten stattfinden?" Darauf antwortet Ormuzd: „Wenn durch mich das Getreide geschaffen wurde, welches, wenn man es in die Erde legt wieder aufwächst und mehr wird; wenn ich den Bäumen Adern gegeben habe nach ihrer Art; wenn ich mit Bäumen und andern Dingen das Feuer (d. i. die treibende Lebenskraft) geeinigt habe, ohne daß sie verbrennen; wenn ich in die Mutter das Kind gelegt habe; wenn ich dem Wasser Füße gegeben habe, daß es laufe; wenn ich die Wolken geschaffen habe: so war mir dieses schwerer zu thun, als die Auferstehung zu machen, da ich bei der Auferstehung die Hilfe jener habe, die nicht da waren, als ich jenes schuf. Merke nun auf: Dieß Alles ist einst nicht gewesen, und ich schuf es; und das, was schon da war, sollte ich nicht wieder schaffen können?" [1] Was geschieht bei dieser Schlußkatastrophe mit Ahriman und seinen Anhängern, den Seelen der bösen Menschen? Man wird sich nicht wundern, daß hier zwei sich gegenseitig aufhebende Meinungen laut geworden sind. Entweder völlige Vernichtung — oder Bekehrung und Beseligung im Lichtreiche des Ormuzd. Kein Wunder, daß der Heide den Gedanken einer ewigen Hölle nicht fassen mag. Warum, haben wir früher schon angedeutet.

Betrachten wir noch kurz das Loos der einzelnen Seele vor der Auferstehung. Wer rein lebte und den bösen Geistern keinen Einfluß gestattete, der ist selbst rein und licht und kann als reiner Geist zu den Geistern des Lichtes eingehen. Als Lohn bezeichnet der Jaçna „das Kommen in die glanzvolle Wohnung des Ahuramazda". Aber dieses findet erst nach einem strengen Gerichte statt. Über die Schicksale unmittelbar nach dem Tode enthält der 19. Fargard des Vendidad Folgendes. Es frägt daselbst Zoroaster: „Wo sind die Gerichte, wie werden sie abgehalten, welche die Seelen der verstorbenen Menschen betreffen?"

[1] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., XXI. S. 578.

Ahuramazda entgegnet: „Sobald der Mensch gestorben ist, suchen die schlechten Daevas, die in der Kenntniß des Bösen bewandert sind, ihn in die Irre zu führen. In der dritten Nacht nach dem Kommen der Morgenröthe, und wenn auf die Berge mit reinem Glanz Mithra sich setzt und die glänzende Sonne aufgeht, dann führt der Daeva, Vizaresho mit Namen, die Seelen gebunden heran, die Seelen der bösen Menschen, welche in der Sünde gelebt haben, und die Daevas verehrt haben. Er kommt zu den Wegen, die seit der Zeit geschaffen sind: einer für die Gottlosen, einer für die Heiligen; er kommt zur Brücke Cinvat, die von Ahuramazda geschaffen ist, bei der die Seele über ihre Thaten ausgefragt wird. Die Seele der Gerechten kömmt an schön, schnell, glänzend" u. s. f.[1] Kurz, sie allein vermag, begleitet von Schaaren himmlischer Geister, über die Brücke zu gehen; sie kommt zum goldenen Thron Ahuramazda's, zu den Thronen der heiligen Unsterblichen, der sechs obersten Geister, zu den Wohnungen der Reinen. Und Ahuramazda erhebt sich von seinem Thron und geht dem Reinen entgegen und frägt: „Wie bist du, Reiner, hierher gekommen, aus der vergänglichen Welt in die unvergängliche?" Und die Seele verkostet das Glück der Seligkeit. Anders die Seele des Bösen. Ihrer wartet kein Freund bei der verhängnißvollen Brücke. Der böse Geist führt sie gebunden hinab an den Ort der Schlechten, in die Finsterniß, in die Wohnung der Lüge und des Truges. Daß dort ihrer Strafen harren, lehrt unzweideutig der Jaçna: „Viele Strafen erlangt der Mensch, wenn so, wie er es verkündigt hat, offenbar abrechnen wird Ahura, er, der kundig ist durch den besten Geist."[2] Die Vorstellung einer solchen Brücke kehrt auch anderwärts wieder. So die Himmelsbrücke, Bifröst, der Edda, die Brücke Serat bei den Muhammedanern, und auch bei den Bewohnern Paraguay's und auf den Inseln Polynesiens werden wir einer solchen Anschauung begegnen.

Worin besteht nun nach dem Zendavesta die Belohnung der Guten? Ein Jesch-Fragment belehrt uns darüber. Der wesentliche Inhalt ist folgender: Zoroaster frägt, wo die Seele während der drei Nächte nach ihrem Scheiden aus dem Körper weile. Der Bescheid lautet, daß sich die Seele in die Nähe des Kopfes setze und „in dieser Nacht so viel Fröhlichkeit sehe, als die ganze lebendige Welt. Wenn der Verlauf der

[1] Vgl. Les livres sacrés des peuples .. publiés par Migne, t. II. pg. 774.
[2] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., IX. S. 691; XXI. S. 557. — Duncker, Geschichte, II. S. 340. — Fr. Lenormant, Manuel d'histoire ancienne, t. II. pg. 319.

dritten Nacht sich zum Lichte wendet, da geht die Seele des reinen Mannes, an die Gerüche der Pflanzen sich erinnernd, vorwärts. Ein Wind kommt ihr entgegen, geweht aus Süden, wohlriechender als die andern Winde." In ihm tritt ihr unter der Gestalt eines glänzenden Genius ihre reine Handlungsweise entgegen, begrüßt sie und geleitet sie vorwärts. Sie durchschreiten nun drei Paradiese; im vierten, dem Paradiese des unendlichen Lichtes, ertheilt Ahuramazda den Befehl: „Bringet von den Speisen her, dem vollen Fette, das ist die Speise für einen Jüngling, der Gutes denkt, spricht und thut." Der Vollgenuß der Seligkeit besteht in dem blendenden Lichtglanz und dem unausgesetzten Umgang mit den guten Geistern, dessen der Selige gewürdigt wird. Späterhin wurden sieben Himmel und Rangstufen der Seligkeit unterschieden; in das erste Paradies gelangen jene, deren gute und schlechte Handlungen sich das Gleichgewicht halten. Die Seligkeit scheint darin nicht groß zu sein, weil die dort Lebenden Hitze und Kälte zugleich fühlen. Im zweiten, dritten und vierten Paradiese glänzen die Bewohner beziehungsweise wie die Sterne, der Mond, die Sonne. Über diesen Himmeln wölbt sich der Himmel der sechs obersten Geister. Die Seligkeit des sechsten Himmels, des „unendlichen Lichtes", ist für Helden, Gesetzgeber und ausgezeichnete Fromme. Der siebente höchste Himmel, gleichfalls „unendliches Licht, oder Urlicht", ist Sitz der höchsten Vollkommenheit, wo auch Zoroaster auf goldenem Throne herrscht[1].

Erwähnung verdient noch das „Fest der Seelen", das uns einen weiteren Einblick in die iranischen Vorstellungen über das Jenseits vermittelt. Es wurde am Schlusse des Jahres an den fünf Zusatztagen gefeiert, welche den 12 Monaten von je 30 Tagen angefügt wurden, um das Sonnenjahr voll zu machen. Zu dieser Zeit kommen, wie wir einen ähnlichen Glauben schon oben in Japan gefunden haben, die Seelen wieder zur Erde zum Besuche in den Familien. Selbst die Hölle wird vom gütigen Ormuzd geöffnet; die Seelen der Sünder, die Buße thun und denen eigene Verdienste und die ihrer Nachkommen angerechnet werden können, werden erlöst. Jedermann soll täglich während des Festes 12,000 Male beten: „Reinheit und Herrlichkeit ist für den Gerechten, der rein ist. Das ist der Wille Ahuramazda's" u. A.; außerdem schädliche Thiere tödten und den Geistern Speise und Kleider bereiten. An den folgenden fünf Tagen, den ersten des neuen Jahres, kommen die Fravashi, die Schutzgeister der heiligen und reinen Menschen, aus dem Himmel zur Erde.

[1] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., XXI. S. 559 u. f.

Sie ermahnen die Menschen, die reinen Geister mit Gebeten anzurufen und den Priestern Geschenke zu geben, und verheißen den Folgsamen ihren Segen. Noch heute feiern die Parsen diese zehn Tage in der vorgeschriebenen Weise, indem sie Kleider und Speisen für die Seelen zurechtmachen [1].

So war denn bei dem iranischen Volke von jeher das Bewußtsein der Unsterblichkeit in einem hohen Grade ausgeprägt. Ebenso ungeschwächt lebt es heutzutage noch fort in den Trümmern der ehemaligen Nation, die vor dem blutigen Halbmonde fliehend in Indien, dem Lande blutsverwandter Stämme, Zuflucht suchten — in den Parsen von Bombay [2]. Wir können das Zeugniß der Iranier für die Fortdauer der Seele nicht besser zusammenfassend abschließen, als mit der Formel des zoroastrischen Glaubensbekenntnisses, mit jenem magischen Wundergebete Honover, d. h. Ahunavairja, dem heiligsten Gebete der Parsen, das dereinst Ormuzd selbst hersagte und in Kraft desselben dem Ahriman auf 3000 Jahre alle Macht entzog; es lautet nach Roths Übersetzung:

> Wie es eine bessere Welt gibt, so auch ein Haupt derselben:
> Den Gesetzgeber eines frommen Wandels.
> Auch über diese Welt hat Ahuramazda die Herrschaft,
> Und hat in ihr den Hilfsbedürftigen einen Hirten gesetzt [3].

---

[1] Vgl. Duncker, l. c. 361. 362.

[2] Vgl. Kathol. Missionen, 1874, S. 118 u. f.

[3] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., XXV. S. 20. Andere freilich übersetzen anders, z. B. Justi, Altbaktrisches Wörterbuch, s. v. vairya.

8. Die Celten.

Von den arischen Völkern des Ostens, den Indern und Iraniern, wenden wir uns zu den Ariern, die ihren Zug nach Westen nahmen und unser Europa besiedelten, zu den Celten, Slaven und Germanen.

Es liegt etwas Wahres in der Eintheilung der Erde, die Ephorus machte, und der zufolge er den Osten den Indern, den Westen den Celten zuwies, während er im Süden die Äthiopen und im Norden die Scythen unterbrachte [1]. Neuere Ethnographen glauben den Wanderzug des weitschichtigen Volkes der Celten von der Urheimath der Arier aus in der Richtung nach Hyrkanien, dem südlichen Theil des kaspischen Meeres entlang und dem Kaukasus zu, bezeichnen zu können; von da weiter vorwärts gedrängt, wanderten sie an der Nordküste des schwarzen Meeres und zogen endlich, dem Laufe der Donau folgend, in das Herz Europa's und bis zu dessen äußerstem Westen [2]. In dem Zeitraum von 600—300 v. Chr. und noch etwas weiter herab bedeckten celtische Stämme weite Länderstrecken. „Denn vom Cap St. Vincent und Finisterre bis zu den Mündungen der Donau, von Schottland bis Marseille, vom Main und den Quellen der Elbe bis an den Apennin und nach Bosnien und Croatien wohnten Celten." [3] Ihre Kriegslust und Tapferkeit machten mehr als einmal die alte Welt zittern. Sie zogen von den Alpen zum Capitol, von der Donau nach Delphi und Byzanz, von den Dardanellen nach Cappadocien; dienten als Söldner in den Heeren des Pyrrhus, Antigonus, Perseus und anderer macedonischer und epirotischer Dynasten, ebenso bei den Massiliern, bei den Fürsten von Syracus, bei den Karthagern; aber sie verstanden auch Städte zu bauen, Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Handel zu treiben, und zeigten sich für ausländische Bildung und Sitte sehr empfänglich.

---

[1] Strabo, I. 33. 34.

[2] Fr. Lenormant, Manuel d'histoire anc. II. S. 276.

[3] Ersch u. Gruber, I. 21. S. 125.

Die alten Schriftsteller berichten uns nicht bloß über die Körper- und Charakter-Eigenthümlichkeiten der Celten — sie waren groß und stark gebaut, trugen langes blondes oder röthliches Haar, hatten gemeiniglich blaue Augen, schreckende und trotzige Blicke und Gesichtszüge; sie werden als zanksüchtig, aufbrausend, übermüthig, prahlerisch geschildert — sondern sie erwähnen auch oft und ausdrücklich, wie tief die Überzeugung der Unsterblichkeit ihnen eingeprägt war. So gehörte es nach Strabo zur Lehre der celtischen Priester, der Druiden, daß die Seelen unzerstörbar und unvergänglich seien; Cäsar erzählt, daß gerade der Gedanke und die Überzeugung der Unsterblichkeit ihren Muth gestählt und ihnen kühne Todesverachtung eingehaucht habe. Auch weiß er von einer Annahme der Seelenwanderung bei ihnen. Dieses Letztere führt auch Diodor an und meint deßwegen, daß bei ihnen die Meinung des Pythagoras herrsche, die Seelen seien unsterblich, wanderten aber in neue Körper und müßten so eine bestimmte Zeit lang neuerdings das irdische Leben verkosten. Dasselbe äußert auch Marcellinus. Pomponius Mela aber hebt hervor, daß trotz der sonstigen Geheimnißthuerei der Druiden doch ein Grundsatz Allen bekannt gegeben sei, damit sie nämlich um so wackerer im Kriege kämpften, daß nämlich die Seelen unsterblich seien. Ähnliches weiß auch Lucanus von ihnen zu singen. Und Silius Italicus nennt deßwegen die hispanischen Celten ein Volk, das verschwenderisch mit seinem Leben umgeht und sich leichten Kaufes in den Tod stürzt, ja das die Beschwerden des Greisenalters sich selbst durch den Tod abnimmt. Denn, wie Lucanus von den Galliern sagt: feige ist es, das Leben zu schonen, das ja wiederkehren wird [1]. Valerius Maximus weiß von den Celtiberern zu rühmen, daß sie auf dem Kampfplatze jubelnd stürben, weil sie so glorreich und glücklich dieses Leben verließen, während sie es für kläglich hielten, von einer Krankheit dahingerafft zu werden. Und das nennt er eine alacris et fortis philosophia. Derselbe erzählt eine Gewohnheit der Gallier, die recht handgreiflich den Glauben an die Fortdauer ausdrückt. Man

---

[1] . . . inde ruendi
in ferrum mens prona viris, animaeque capaces
mortis; et ignavum est rediturae parcere vitae.

Die Stellen der Alten über den Unsterblichkeitsglauben der Celten findet man, allerdings mit manchem nicht dazu gehörigen untermischt, bei Phil. Clüver, Germaniae antiquae libri tres, lib. I. cp. XXXII. pg. 263 u. f. — Man vergleiche auch: Die Geschichtschreiber der deutschen Urzeit, übersetzt von Dr. J. Horkel, I. S. 210. 675; und Mone, Geschichte des Heidenthums, II. S. 408.

pflegte Geld und Geldeswerth zu leihen mit der Verpflichtung der Zurückerstattung im Jenseits; man ließ sich ohne Schwierigkeit eine Anweisung auf das jenseitige Leben gefallen, in der Überzeugung, daß der Schuldner dort seiner Pflicht getreu genügen werde. Auch Diodor schreibt, daß sie bei der Verbrennung der Leichen oft Briefe an verstorbene Freunde auf den Scheiterhaufen zu werfen pflegten, überzeugt, daß der Todte die Nachrichten in's Jenseits befördere. Das erinnert an eine Sitte, die Herodot von dem thracischen Volke der Geten überliefert. Alle fünf Jahre wurde Einer durch's Loos zum Tode bestimmt, um als Bote des Volkes dem Gotte Zalmoxis Nachrichten zu bringen und die Anliegen vorzutragen. So lebendig war bei den Geten der Glaube an Unsterblichkeit, daß die Griechen sie mit dem Namen „die sich für unsterblich Haltenden" bezeichneten [1], während Suidas von verwandten Stämmen als bemerkenswerth hervorhebt, daß sie in der gleichen Überzeugung bei der Bestattung einen Freudenschmaus veranstalten [2].

Doch, um zu den Celten zurückzukehren, so sei noch bemerkt, daß sie, wie Cäsar und Pomponius Mela angeben, mit dem Todten häufig alles das verbrannten oder begruben, was ihm im Leben lieb und theuer war, selbst Sklaven und Clienten, damit diese ihm das Ehrengeleite in der andern Welt gäben. Auch Angehörige und Freunde hätten oft freiwillig den Scheiterhaufen bestiegen, um in der anderen Welt sich sogleich des Umganges mit dem dahingeschiedenen Theueren wieder zu erfreuen: ein Gebrauch, der namentlich bei den Frauen auch unter andern Völkern herrschte, und den die Alten schon bei den Indern, Scythen, Thraciern und auch bei deutschen Stämmen kannten [3].

Diese Nachrichten der Alten über die Anschauungen und den Glauben der Celten finden Bestätigung und Ergänzung in den neueren Forschungen über das Celtenthum, denen besonders das sprachvergleichende Studium neuen Aufschwung gab. Man untersuchte die Reste der celtischen Sprache, man sammelte alte Volkssagen und suchte soviel als möglich die alten Bardenlieder aufzuspüren und die altceltischen Vorstellungen aus den Zuthaten einer späteren Zeit abzusondern und herauszuschälen. Man gewann hierbei folgende Resultate. Die Seele, des Leibes ledig,

---

[1] Vgl. Herodot IV. 94. V. 4.

[2] Vgl. Ersch u. Gruber, I. 64. S. 448.

[3] Vgl. Clüverii Antiq. Germ. I. cp. 53. pg. 397. — Herodot IV. 71. V. 5. — Mone, Geschichte des Heidenthums, II. S. 399.

schwebt in die Lüfte empor. Die Wolken sind der Aufenthaltsort der Geister; auf ihnen fahren sie umher und der auf Erden wandelnde Mensch hört hie und da einen schwachen dumpfen Laut aus der Wolkenregion, das sind die Stimmen der Geister. Diese Ansicht ist auch in den Gesängen Ossians niedergelegt; die gespenstigen Schleier um die Häupter der Bergriesen sind eben die Geisterschaaren. Andere Male jagen sie in den Wolken wilde Eber von Dunst und Nebel, oder ziehen als Schatten vor dem Monde her. Doch wenn auf Erden eine blutige Schlacht geschlagen wird, da eilen die Geister aus ihren luftigen Wolkenthronen herab zum geliebten Kriegsgetümmel; sie schaaren sich um die Kämpfenden und flößen ihnen, je nach ihrer Parteinahme, Muth oder Schrecken ein und warten, um die Seelen der gefallenen Helden in Empfang zu nehmen. Überhaupt haben diese Wolkenbewohner noch ein recht mitfühlendes Herz bei allen Leiden und Freuden ihrer Stammesgenossen. Auch im Monde wandern abgeschiedene Menschenseelen. Sie ziehen über unermeßliche Flächen von Schnee und Eis, und vergessen da Alles, was sie auf Erden erlebt. Diese scheinen sich im Übergangsstadium zu einer neuen Geburt und einem neuen Beginn des Erdenlebens zu befinden. Bei Sonnenfinsternissen kehren sie in gedrängten Schaaren zur Erde zurück, werden durch die Kraft der siegenden Sonnenstrahlen neubelebt und beginnen dann einen neuen Lebenslauf. Das Erscheinen auf Erden in neuen Leibern reinigt und läutert sie mehr und mehr; und so werden sie schließlich fähig, bis zur Sonne emporzusteigen und die Wand von Saphir, welche die höheren Sphären von den niederen trennt, zu durchdringen; dort schwimmen sie dann in einem Meer von Seligkeit und Licht, frei von der Gefahr, je wieder in die unteren Regionen herabzusinken [1].

Viele celtische Vorstellungen, freilich in christlicher Einkleidung, hat der berühmte Barde des sechsten Jahrhunderts, Taliesen. Man glaubt, als eigentlich druidische Anschauung die Annahme eines dreifachen Kreislaufes des Daseins aufstellen zu können. Der erste Kreis ist der Kreis des Unendlichen, den nur Gott, aber kein Geschöpf durchmißt. Der zweite der der Wanderung, in dem alle lebenden Wesen sich befinden. Sie beginnen ihr Dasein am niedrigsten Punkte und erheben sich durch eine aufsteigende Reihe von Wanderungen allmählich zu immer höherer Vollkommenheit, so weit sie mit ihrem Wesen vereinbar ist. Der dritte

[1] So nach Davies, Celtic Researches. Vgl. Ed. Spieß, l. c. 170. 359.

Kreislauf ist endlich der Kreis der Glückseligkeit, den der Mensch nach dem irdischen Leben zu durchlaufen hat. Reinheit, Demuth, Liebe, Rechtschaffenheit führen aufwärts zu stets höheren Stufen und endlich zum Ziel der Vollkommenheit. War ja doch auch nach Diogenes Laërtes der Hauptgrundsatz der Druiden in der bei ihnen beliebten dreigliederigen Formel ausgesprochen: Gott anbeten, nichts Böses thun, mannhaft sein [1]. Wer aber den Geboten Gottes ungehorsam ist, der geräth mit dem Tode in eine niedrigere Daseinsform; er wandert in ein seinem Sündencharakter gleichgeartetes Thier. Aus der Tiefe kann sich der Mensch wieder emporringen zur Seligkeit. Die Seligen selbst verkosten, um nicht in der Einerleiheit sich zu langweilen, abwechselnd verschiedene Arten von Seligkeiten und erhalten mit dem Wechsel zugleich eine Erneuerung ihrer selbst [2].

Die Idee der Wiederbelebung sprach sich deutlich aus im Culte des Gottes Hu in Wales. Er ward als Todtenrichter und Vergelter angerufen. Auf der heiligen Insel Tenby und auf Mona wurden ihm heilige Feste gefeiert, und beim Feste in Mona die Geheimlehre der Seelenwanderung im Liede geschildert. „Hier erscheint Hu als Vergelter und Aufseher. Menai ist der Todtenfluß, welcher das Land der Lebendigen von der Unterwelt, Mona, trennt. Hu fährt in seinem zum Sarge gewordenen Schiffe über den Fluß zu den Todten. Offenbar ist das Todtenschiff die Erde, die das Samenkorn von der Verwesung rettet, das Grab, das durch Seelenwanderung und Wiedergeburt den Menschen vom Tode rettet . . . Alle Bilder lassen sich auf folgende Hauptlehren zurückführen: der Gang der Sonne durch den nördlichen Thierkreis ist ein Vorbild des irdischen Lebenslaufes und ihr Gang durch den südlichen ein Bild der Wanderung der Seele durch den dunkeln Tod bis zur Wiedergeburt und Auferstehung.“ [3] Letzteren Gedanken symbolisirte der Festzug in der Frühlingsfeier zu Tenby [4].

Wenn die sporadischen Nachrichten uns kein einheitliches Bild und kein folgerichtiges System bieten, so ist das bei der räumlichen Ausdehnung der celtischen Volksstämme und der Beschaffenheit unserer Quellen nicht zu verwundern. Die Alten berichten eben über jene Stämme, mit denen sie bekannt waren, und mochten dabei den celtischen Anschauungen

---

[1] Diog. L. Prooem. V. Vgl. Ersch u. Gruber, I. 27. S. 492.
[2] Vgl. Ed. Spieß, S. 361. 362.
[3] Ersch u. Gruber, II. 11. S. 313.
[4] Mone, Geschichte des Heidenthums, II. S. 498. 511 u. f.

manchmal griechische oder römische Einkleidung verleihen; und die neueren Forscher sehen sich größtentheils nur Bruchstücken und spärlichen Überresten gegenüber. Aber in einem Punkte stimmen alle Nachrichten überein und eine Überzeugung frappirte wegen ihrer durchdringenden Lebendigkeit die bereits skeptisch angehauchten Römer: die Idee der Unsterblichkeit. Man fühlt das unwillkürlich durch, wenn Marcellinus schreibt: Druidae ingeniis celsiores, quaestionibus occultarum rerum altarumque erecti sunt, et despectantes humana, pronuntiarunt animas immortales. „Im stolzen Geistesfluge erhoben sie sich zur Erforschung dunkler und erhabener Gegenstände, und das Menschliche gering achtend, verkündigten sie die Unsterblichkeit der Seelen." Auch Cäsar hebt emphatisch dasselbe hervor: imprimis hoc volunt persuadere, non interire animas[1]. Und so geben uns auch die Celten lautes und vollkräftiges Zeugniß über die Stimme der Natur, über den natürlichen Instinkt und die unabweisliche Ahnung der Unsterblichkeit, die in der Menschheit niedergelegt ist.

---

[1] De bello gall. VI. 14. „Vorzüglich wollen sie den Glauben verbreiten, daß die Seelen nicht untergehen, sondern nach dem Tode von den Einen in Andere übergehen; dadurch, meinen sie, werde man am meisten zur Tapferkeit angefeuert, indem die Todesfurcht zurücktrete. Vielerlei Punkte außerdem — über die Gestirne und ihre Bewegung, über die Größe der Welt und der Länder, über die Natur der Dinge, über der unsterblichen Götter Macht und Gewalt — werden erörtert und der Jugend überliefert." So schildert Cäsar die Lehrthätigkeit der Druiden; nach demselben überlieferten sie ihre Lehren in Versen und nur mündlich, obgleich sie sonst von der Schrift Gebrauch machten; die Lehrzeit dauere oft 20 Jahre.

9. Die Slaven und Lithauer.

Auch die Slaven gehören nach Ausweis ihrer Sprache zu der großen arischen Völkerfamilie; bei ihrer Einwanderung nach Europa, die, wie man annimmt, nach der der Celten und der germanischen Stämme stattfand, wandten sie sich nach den noch freien Gegenden im Nordosten von Europa. Sie besaßen das Land nördlich und östlich von den Karpathen, von der Ostsee bis an's schwarze Meer und die Wolga, und hatten wahrscheinlich auch Länderstrecken an der unteren Donau inne. Sie zerfielen in viele Stämme; Schafarik, der die zerstreuten Notizen der Alten sammelte und in der Geschichte der Slaven als der gründlichste und vielseitigste Forscher gilt, zählt deren nicht weniger als 212 auf. Diese Slaven sind die Ahnen der heutigen Russen, Polen, Bulgaren, Sorben, Serben, Czechen, Chorwaten, Kassuben, Slovenen u. s. f.[1]

Die Nachrichten über die religiösen Anschauungen der alten Slaven fließen ziemlich sparsam. Fr. Palacky faßt sie, größtentheils Schafarik folgend, so zusammen: „Man glaubte an einen höchsten Gott Boh, den Schöpfer der Welt, den Urquell des Lichtes und des Blitzes. Dieser höchste Gott erhielt, wie es scheint, bei den verschiedenen Stämmen verschiedene Namen; Perun war der bekannteste. Ueberdieß verehrten sie eine Menge Dämonen, Diasi genannt, männliche und weibliche, gute und böse. Nicht allein jede Naturerscheinung, sondern auch menschliche Leidenschaften und Gemüthsbewegungen wurden von der Einwirkung solcher Diasen abgeleitet. Opfer und Gebete mit besonderen Ceremonien waren bei ihnen gebräuchlich; auch glaubte man sowohl an die Fortdauer der Seele, als an eine gerechte Vergeltung nach dem Tode" (S. 61). Glücklicherweise sind, um letzteres zu erhärten, uns einige Nachrichten erhalten und Gebräuche überliefert, welche diesen Glauben zur nothwendigen Voraussetzung haben.

---

[1] Fr. Palacky, Geschichte von Böhmen, I. S. 56 u. f. — Ed. Spieß, S. 396.

Der hl. Bonifacius schreibt 745 in einem Briefe an König Ethebald, wie selbst die barbarischen Wenden die eheliche Treue und Liebe hochhielten. Zum Beleg dafür erwähnt er die auf Untreue gesetzte Strafe, und erzählt dann, wie jene Gattin besonderes Lob einernte, welche beim Tode ihres Mannes an sich selbst Hand anlegt, damit sie auf demselben Scheiterhaufen mit ihrem Manne verbrannt werde[1]. Diese Sitte des slavischen Stammes der Wenden spricht für sich selbst. Wir haben eine ähnliche Sitte soeben bei den Celten besprochen und deren Bedeutung durch ausdrückliche Zeugnisse kennen gelernt. Ebenso früher bei den Scythen. Und wer denkt dabei nicht an die heute noch nicht ganz erloschene Sitte der Wittwenverbrennung in Indien und deren Bedeutung? Wir werden dergleichen Menschenschlächtereien beim Tode der Fürsten noch begegnen in den Negerreichen Afrika's, ähnliche Leichenopfer antreffen in Nord- und Südamerika und auf den Inseln Polynesiens und zugleich erfahren, daß allen der Gedanke zu Grunde liegt, den bereits Strabo ausspricht: das Weib muß sich auf dem Grabe des Mannes tödten, um ihm in der anderen Welt dienen zu können[2]. Doch es ist uns zudem eine ausdrückliche Bestätigung aufbewahrt. Der Araber Ibn Foßlan, der im Jahre 921 eine Gesandtschaftsreise von Bagdad zum König der Slaven (Sklabenen) unternahm, war auch darauf bedacht, die Sitten und Gebräuche der alten Russen zu erfahren. Er erzählt, Zeuge der Verbrennung eines gestorbenen Vornehmen am Itil (Wolga) gewesen zu sein. Die Bestattung fand statt durch Anzünden eines Schiffes, in welches man den Todten mit allerlei Kostbarkeiten und ihm zu Ehren geschlachteten Thieren gelegt hatte. Freiwillig bestieg auch ein dem Tode sich weihendes Mädchen das Schiff und rief im begeisterten Taumel die Worte, die ein Dolmetscher dem Araber so übersetzte: „Sieh', ich sehe meinen Vater und meine Mutter. Siehe, dort sehe ich alle meine Anverwandten sitzen"; und zum dritten Male: „Dort ist mein Herr, er sitzt im Paradiese; das Paradies ist so schön, so grün. Bei ihm sind die Männer und Diener; er ruft mich, so bringt mich denn zu ihm." Und der Araber berichtet weiter, wie ihm ein Russe bemerkt habe: „Ihr Araber seid doch ein dummes Volk. Ihr nehmt den, welcher euch unter den Menschen der geliebteste und geehrteste ist, und werft ihn in die Erde, wo ihn die kriechenden Thiere und Würmer

[1] Migne, Patrol. lat., t. 89. pg. 760.
[2] Strabo, IV. 66.

freſſen. Wir dagegen verbrennen ihn in einem Nu, ſo daß er ohne Aufenthalt in's Paradies eingeht." [1]

Einen weiteren Beleg für den Glauben der Slaven liefert uns das Chronikon des 1125 verſtorbenen Prager Dekan Cosmas, des erſten Geſchichtſchreibers Böhmens. Im Anfang des dritten Buches ſchildert er die raſtloſe Thätigkeit des Herzogs Brzieczislaus (oder, wie andere Handſchriften leſen, Braciclaus), um die Reſte des heidniſchen Aberglaubens unter dem Landvolke auszurotten. Das noch halbheidniſche Bauernvolk (villani adhuc semipagani) feierte, namentlich am Dienſtag und Mittwoch der Pfingſtwoche, noch heidniſche Opfergebräuche an Quellen und Bächen, Leichenceremonien in den Wäldern und beging an den Kreuzwegen und über den Gräbern allerlei heidniſchen Mummenſchanz zu Ehren der Todten [2]. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß ſolche Todtenfeier den Glauben an eine jenſeitige Fortdauer zum nothwendigen Inhalte hat. Dasſelbe Ergebniß gewinnen wir aus dem bei den Slaven, wie bei vielen Völkern, einheimiſchen Gebrauche, den Hanuſch und Mone erwähnen, den Todten Speiſen vorzuſetzen. Man glaubte dadurch — ſo iſt es wenigſtens von den anderen Völkern bezeugt — der in der Nähe des Körpers noch weilenden, oder ihn von Zeit zu Zeit beſuchenden Seele Labung und Stärkung zu verſchaffen. Gleich den Celten, glaubten auch die Slaven, daß die Seelen als geſpenſtige Schatten umherflögen, bis der Leib begraben ſei; oder, wie dieſelbe Anſicht im altböhmiſchen Glauben ſich darſtellt, die Seele fliege als Vogel beim Sterben aus dem Munde, ſetze ſich auf die nahen Bäume und verſcheuche durch ihr ſtetes Herumflattern die anderen Vögel, bis die Leiche verbrannt ſei; erſt dann bekomme ſie Ruhe. Damit ſtimmt zuſammen, daß im Mythus die Milchſtraße die Straße der Vögel heißt, weil man ſich eben

[1] Ed. Spieß, l. c. 400.

[2] Item et superstitiosas institutiones (exstirpavit), quas villani adhuc semipagani in Pentecosten tertia sive quarta feria observabant, offerentes libamina super fontes mactabant victimas et daemonibus immolabant, item sepulturas, quae fiebant in silvis et in campis, atque scenas (andere Handſchrift coenas), quas ex gentili ritu faciebant in biviis ac triviis, quasi ob (ad) animarum pausationem, item et iocos profanos, quos super mortuos suos, inanes cientes manes, ac induti faciem larvis bacchando exercebant. So ad ann. 1092. pg. 197. t. I. Scriptorum rerum bohemicarum. Cosmae Chronicon.... Pragae 1783. Sollte nicht die Leſeart coenas vorzuziehen ſein? Coenas ſtimmt zu dem von Hanuſch und Mone erwähnten Gebrauch und wegen der folgenden ioci profani ... larvis induti ſcheint scenas ziemlich überflüſſig.

die Seelen in Vogelgestalt herumflatternd dachte. Die Vögel erscheinen ja auch sonst in den Völkermythen als Boten der Götter und Vermittler zwischen Himmel und Erde; so häufig in den indischen Sagen, so bei den Griechen der Adler, der Bote des Zeus; er erscheint über dem Scheiterhaufen des Herkules als Sinnbild der sich aufschwingenden Seele, und bei den römischen Kaiserapotheosen mußte ein Adler als Symbol der zu den Göttern aufsteigenden Seele vom Scheiterhaufen aus emporfliegen, oder man findet den Adler abgebildet, wie er den Verstorbenen zum Himmel emporträgt. Und in deutschen Sagen ziehen über den Häuptern der Helden Schwäne einher, singend und sie zur Unsterblichkeit in Walhalla rufend, die Walküren selbst nahmen oft Schwanengestalt an [1].

Fügen wir zur Bekräftigung und Vervollständigung des Gesagten noch einige Züge hinzu, die Mone verzeichnet. Bei den altheidnischen Russen wurden die Seelen der Verstorbenen als Zwerge vorgestellt und ihnen als Hausgeistern Opfer gebracht. Bei den Polen hieß der Todtengott Nija (Niam); er war Beherrscher der Seelen und bewahrte sie nach dem Tode des Leibes und führte sie in ein besseres Land ein. In Böhmen gab man den Todten Geschenke mit für die Geister. Derselbe Forscher glaubt sich berechtigt, den Unsterblichkeitsbegriff der Wenden in Verbindung mit der Idee des Lichtgottes Swantewit und dessen Symbol, dem Füllhorn, so zu beschreiben: „Swantewit ist das selige himmlische Leben, ohne Freude und Leid, ohne Leidenschaft, keinem Wechsel unterworfen, daher nie abnehmend und ewig. Das bezeichnet eben sein Füllhorn, das nie versiegt, und er trägt das Horn des Trostes und der Unsterblichkeit. Denn er hat die Sonne in sich aufgenommen durch das Füllhorn, das ihr Segenszeichen ist, und wenn sie stirbt am Ende der Welt, so bewahrt er, der Weltvater, noch das Horn des Lebens, woraus die Seelen himmlische Nahrung empfangen, wie sie in ihrem irdischen Leibe irdische Nahrung von dem segensvollen Gotte empfangen haben. Dieser große Nährvater ist aber das Weltlicht, Licht ist also die Speise der Seelen in jener Welt; sie wohnen im Lichte und durch stufenweise Aufsteigung zur größeren Reinheit gelangen sie zuletzt zum Swantewit, der die geprüften und leidenschaftlosen wieder in sich aufnimmt, wie sie früher von ihm ausgegangen." [2]

---

[1] Friedreich, Symbolik und Mythologie der Natur, S. 372. 540. 590. Mone, Geschichte des Heidenthums, I. S. 143. 151. 155. 168.

[2] Geschichte des Heidenthums, I. S. 143. 151. 158. 198. Bulgarin, Rußland, I. S. 221.

Mit den Slaven sprachlich nahe verwandt sind die alten Lithauer. Daher möge sich deren Zeugniß über die Unsterblichkeit an das der Slaven anreihen. Sie hatten eigene Priester, die Offenbarungen von den Todten zu haben vorgaben. Nach gehaltener Ärnte zu Ausgang Octobers feierten sie das Todtenfest in einer Weise, die lebhaft an die oben bei Japan beschriebene Sitte erinnert. Die Verstorbenen wurden zum Bad und Gastmahl eingeladen, der Tisch mit Speise und Trank reichlich versehen und für jeden der unsichtbaren Hausgäste Stühle und Kleider bereitet. Drei Tage wurde gezecht; am vierten der Todtenschmaus auf die Gräber gesetzt, der Trank ausgegossen und den Geistern Lebewohl gesagt. Es mag auch nicht ohne Bedeutung sein, daß derselbe Gott Pikollos, der das Korn in der Erde bewahrt und zu neuer Frucht zeitigt, auch der Todtengott, der Seelenherr und Gott der Geister ist, der das Abgestorbene empfängt und es gewissermaßen als Samenkorn einer andern Welt in die Erde legt [1].

Diese Bruchstücke des slavischen Heidenthums werden verständlich im Zusammenhalte mit den Anschauungen der anderen stammverwandten Völker, sie bezeugen aber auch, daß bei den Slaven die gleiche Überzeugung von der Fortdauer der Seele herrschte. Einen indirecten Beleg dafür bietet uns noch der obenerwähnte Chronikenschreiber Cosmas, wenn er aus der vorhistorischen Zeit Böhmens von der Tochter des gefeierten Richters und Weisen Crocco, Tetka, erzählt, daß sie die Verehrung der Wald-, Berg- und Erdgeister eingeführt habe und daß noch zu seiner Zeit viele Landleute gleich Heiden (multi villani velut pagani) den Wasser- und Feuergeistern opferten und Bäume und Haine verehrten [2]. Ebenso weiß er von den Wahrsagereien und Zauberkünsten der heidnischen Böhmen viel zu berichten.

Derselbe Glaube an Geister und Gespenster, Todtenorakel, Zaubereien und dergleichen war bei allen slavischen und lithauischen Stämmen in üppigster Fülle verbreitet [3]. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß dieser Glaube und jener Cult der Naturgeister und die Ausübung magischer Künste mit der Ansicht über die Existenz und Fortdauer des menschlichen Geistes in innerlichem Zusammenhange steht, ein Zusammenhang, der ebenso psychologisch als geschichtlich nachgewiesen werden kann. Wir

[1] Mone, a. a. O. S. 85. 89. 96.
[2] Lib. I. pg. 10.
[3] Mone, a. a. O. S. 143. 149. 155. 161. 211.

haben demnach trotz der spärlichen Nachrichten doch von verschiedener Seite her die Gewißheit, daß auch die Slaven dem natürlichen Drange und Triebe, dem Bewußtsein der Unsterblichkeit, eine thatsächliche Huldigung und Anerkennung zollten. Ja, hätten wir weder directe noch indirecte Beweise dafür, so müßte dennoch, weil einmal ihr genealogischer Zusammenhang mit dem arischen Volksstamm feststeht, dieser aber in seinen Gliedern, den Indern, Baktriern, Griechen, Römern, Kelten, Germanen, einen so entschieden ausgesprochenen Unsterblichkeitsglauben bekundet, schon aus ethnographischer Analogie auf das Dasein dieser Überzeugung auch bei den Slaven geschlossen werden. Es erübrigt uns noch, den letztgenannten Zweig des arischen Stammes, die germanischen Völker, auf ihren Unsterblichkeitsglauben zu prüfen. Hier fließen die Quellen wieder reichlich und klar.

10. Die germanischen Völker.

Der Ausdruck „germanische Völker" ist in jener Ausdehnung zu nehmen, die ihm von der Sprachverwandtschaft sowohl als auch von der Mythologie zugetheilt wird. Er umfaßt neben den deutschen Stämmen im engeren Sinne die Friesen an der Küste der Nordsee, die Angelsachsen, in deren älteren Sitzen an deutschen Küsten und in Schleswig noch das alte Beowulfslied spielt, und die altnordischen, skandinavischen Stämme in Norwegen, Schweden und Dänemark. Gerade hier im Norden hat sich die reichste Fundgrube der germanischen Mythologie erhalten. Es sind die Lieder der älteren und jüngeren Edda. Niedergeschrieben wurden sie und andere Aufzeichnungen und Erinnerungen aus der bereits vergangenen heidnischen Zeit freilich erst vom 11.—13. Jahrhundert, aber dies geschah in der Form, die sie noch aus der heidnischen Vergangenheit, aus dem 7. und 8. Jahrhundert hatten. Die Forscher des germanischen Alterthums sind einhellig in der Überzeugung, daß die nordische, in der Edda und ihren Bestandtheilen niedergelegte Mythologie eben die altdeutsche, die germanische im vollen Wortsinne sei. Jene ist vollständiger entwickelt und erhalten. Ein Stimmführer auf dem Gebiete altdeutscher Götter- und Heldensage, K. Simrock, äußert sich in der 2. Auflage seines Handbuches der deutschen Mythologie sehr entschieden in dieser Richtung. „Indem wir uns oft," schreibt er daselbst § 3, „genöthigt sehen, von dem nordischen als dem vollständiger entwickelten und erhaltenen Systeme auszugehen und dann erst nachzuholen, was sich im deutschen Glauben Entsprechendes oder Abweichendes findet, ist unser Verfahren das umgekehrte von dem, was J. Grimm befolgte. Er hat, wie er sich ausdrückt, die nordische Mythologie nur zum Einschlag, nicht zum Zettel seines Gewebes genommen. Das umgekehrte Verfahren, welches das Nordische zum Zettel nimmt, das Deutsche im engeren Sinne als Einschlag benutzt, muß der einschlagen,

welcher sich zur Aufstellung einer gemeinsamen deutschen Mythologie der nordischen Überlieferungen so gut als der im engeren Deutschland fließenden bedienen will. Wenn Grimm hoffte, daß endlich der Zeitpunkt erscheinen werde, wo der Wall zwischen deutscher und nordischer Mythologie zu durchstechen sei und beide zusammenrinnen können in ein größeres Ganzes, so ist für uns dieser Zeitpunkt schon erschienen: wir haben den Wall durchstochen und den Guß einer allgemeinen deutschen Mythologie unternommen. Jetzt, wo dieser vollbracht ist, darf ich es wohl aussprechen, daß weder die deutsche Mythologie der nordischen, noch die nordische der deutschen entrathen kann, indem sie sich gegenseitig fördern und erläutern, da keine über ihre eigenen Gestalten volles Licht zu verbreiten weiß ohne die andere."

Hiemit ist auch uns der Weg gewiesen, auf dem wir zu den Anschauungen der germanischen Völker über das Jenseits vorzudringen haben. Auch hier erneuert sich die Erfahrung, die wir bereits bei den andern Stämmen der arischen Völkerfamilie, bei den Indern, Baktriern und Persern, Griechen und Römern machten, daß die Idee der Unsterblichkeit ungemein lebhaft und wirksam im Geiste derselben sich abgeprägt habe; denn je reichlicher uns die Nachrichten über diese Stämme fließen, um so umfassender und tiefgreifender erscheint uns in ihnen der Gedanke an die Unsterblichkeit. So zeichnet sich das „Volk der Denker" in seinen heidnischen Vorfahren: es ist getragen und durchdrungen von dem Bewußtsein der Unsterblichkeit, der Fortdauer nach dem Tode.

Da zum Erweise dessen einheimische Quellen reichlich vorhanden sind, so mag vorab die Andeutung nur kurz hingeworfen werden, daß dieser Glaube unserer Vorfahren auch den Alten in seiner Frische und wirksamen Überzeugung bekannt war. Was Valerius Maximus, wie wir oben vernahmen, von den Celten rühmte, das hebt er auch an speziell deutschen Stämmen hervor: sie hätten den Schlachtentod für einen Ruhm und für ein Glück gehalten; und Appianus nennt die Markomanen „Verächter des Todes wegen der Überzeugung eines künftigen Lebens", so zugleich uns den Grund angebend, warum ihnen der Schlachtentod glorreich und glückbringend erschien. Doch schöpfen wir aus unseren Denkmälern.

Schon die Ansicht über die Entstehung des Menschen ist geeignet, über den Glauben an die Seele Licht zu verbreiten. Das grundlegende Lied der älteren Edda, Wöluspa, d. i. Rede, Gesicht der Seherin, das eine Übersicht der ganzen Mythologie, des Schicksales der Welt und der

Götter gibt, erzählt den Ursprung des Menschen nach Simrocks Übersetzung so, daß die Trilogie der Götter: Odin, Hönir, Lodhur, sich in die menschenwürdige Ausrüstung von Ask und Embla theilen:

Gingen da dreie aus dieser Versammlung
Mächtige, milde Asen zumal,
Fanden am Ufer unmächtig
Ask und Embla und ohne Bestimmung.

Besaßen nicht Seele, hatten nicht Sinn,
Nicht Blut noch Bewegung, noch blühende Farbe.
Seele gab Odin, Hönir gab Sinn,
Blut gab Lodur, und blühende Farbe.

In den jüngeren Kapiteln der Edda, die man unter dem Namen Dämisaga begreift, findet sich die Vorstellung, daß die Söhne Börs, Odin, Wili, We, am Seestrande zwei Bäume fanden und aus ihnen Menschen erschufen. Odin gab Geist und Leben, Wili Verstand und Bewegung, We Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht[1]. Doch weitaus am besten heißt es in der Dämisaga 3: „Allvater lebt durch alle Zeitalter und beherrscht sein ganzes Reich und waltet aller Dinge, großer und kleiner. Er schuf Himmel und Erde und die Luft und alles, was darin ist, und das ist das Wichtigste, daß er den Menschen schuf und gab ihm den Geist, der leben soll und nie vergehen, wenn auch der Leib in der Erde fault oder zu Asche verbrannt wird. Auch sollen alle Menschen leben, die wohlgesittet sind, und mit ihm sein an dem Orte, der Gimil heißt; aber böse Menschen fahren zu Hel und darnach gen Niflhel, das ist unten in der neunten Welt.“[2]

Allerdings ist die Vermuthung ausgesprochen worden, es möge diese Darstellung durch christliche Anschauung beeinflußt worden sein. Das mag in Betreff Allvaters der Fall sein, der so klar, wie freilich sonst nicht, als Schöpfer hingestellt wird; die Lehre über die Unvergänglichkeit der Seele, über Lohn und Strafe im Jenseits, wird von Niemanden auf eine christliche Quelle zurückgeleitet, da sie ja in rein heidnischen Denkmälern oft und oft niedergelegt ist.

Nach altdeutscher Auffassung entströmt alles Leben aus der Unterwelt und kehrt auch dorthin zurück. Daher ist Hel in der älteren An-

[1] Simrock, Deutsche Mythologie, S. 33.
[2] Simrock a.. a. O. S. 152.

sicht die große Lebensmutter, die Segen und Fruchtbarkeit spendend, eine Göttin des Lebens, selbst als Todesgöttin nicht verderblich wirkt, indem sie die Seelen der Verstorbenen zu sich zurücknimmt. Auch bei den Göttinnen Frouwa und Berchta weilten die Seelen ungeborener Kinder und früh gestorbene kehrten zu ihnen zurück [1]. In der älteren Auffassung waren in der Unterwelt bei Hel sowohl die Freudensäle als die Stätten der Qualen. Ersteres erhellt aus der Sage von Baldur; ihm werden daselbst im Voraus die Ehrensitze gerüstet, und die glänzenden Betten mit Gold bedeckt, auch steht ihm der Meth bereits eingeschenkt. „Nach Baldurs Tod eilt Hermodur neun Nächte durch tiefe dunkle Thäler, bis er zum Giöllflusse kam und über die Giöllbrücke ritt, die mit glänzendem Golde bedeckt ist. Modgudr heißt die Jungfrau, welche die Brücke bewacht; die fragte ihn nach Namen und Geschlecht und sagte, gestern seien fünf Haufen todter Männer über die Brücke geritten, ‚und nicht donnert sie jetzt minder unter dir allein, und nicht hast du die Farbe todter Männer: warum reitest du den Helweg?‘ Er antwortete: ‚Ich soll zu Hel reiten, Baldur zu suchen. Hast du vielleicht Baldur auf dem Helwege gesehen?‘ Da sagte sie: Baldur sei über die Giöllbrücke geritten, ‚aber nördlich geht der Weg hinab zu Hel.‘ Da ritt Hermodur dahin, bis er an das Helgitter kam: da sprang er vom Pferde und gürtete es fester, stieg wieder auf und gab ihm die Sporen; da setzte der Hengst so mächtig über das Gitter, daß er es nirgends berührte. Da ritt Hermodur auf die Halle zu, stieg vom Pferde und trat in die Halle. Da sah er seinen Bruder Baldur auf dem Ehrenplatze sitzen“ [2]; es wird eben das Fest in der Unterwelt gefeiert, zu dem oben die Zurüstungen angegeben sind. Doch gewöhnlich werden die Wohnungen der Seligen nicht in die Unterwelt verlegt. Der Palast Gimil, der Himmel der verjüngten Welt, steht am südlichen Ende des Himmels; er ist der schönste von allen und glänzender als die Sonne; alle guten und rechtschaffenen Menschen aller Zeiten werden ihn bewohnen. So Dämisaga 17.

Doch das ist nicht der einzige Himmel. In Dämisaga 52 heißt es: „Es gibt viele gute und viele üble Aufenthalte. Am besten ist es, im Gimil zu sein. Sehr gut ist es in dem Saale, der Brimir heißt, und gleichfalls im Himmel steht. Ein guter Saal ist auch jener, der Sindri heißt und auf den Nidabergen steht, ganz aus rothem Gold gebaut.“ In der

[1] Simrock a. a. O. S. 14. 41. 212. 304. 333.
[2] Simrock a. a. O. S. 81. 336.

Wöluspa ist die Rede von „des Riesen Biersaal, Brimir genannt", was uns erklärt, warum auch dieser Saal eine Anziehungskraft auf die alten Deutschen ausübte. Die im Kampf gefallenen Helden kommen in den Himmel Odins, nach Walhall. Bald ist es die Göttin Freyja, bald sind es die Walküren, welche die Opfer der Schlacht, die Helden, auserwählen und sie zu Odins Halle geleiten. Daselbst empfangen sie auch als Mundschenkinnen die Helden und reichen ihnen das Trinkhorn. „Odin aber selbst geht seinen Gästen entgegen und empfängt sie an der Schwelle; schon vorher hatte er das Mahl rüsten lassen zu ihrem Empfang. Sie trinken dann mit den Göttern den süßen Meth, der aus dem Euter der Ziege Heidrun fließt. Auch die Speise, das Fleisch des Ebers Sährimnir, ist ihnen mit den Göttern gemein. Jeglichen Tag wird er gesotten, und ist am Abend wieder heil. Auch an Kurzweil fehlt es da nicht: jeden Morgen, wenn sie angekleidet sind, wappnen sie sich und gehen in den Hof und fällen einander. Das ist ihr Zeitvertreib. Und wenn es Zeit ist zum Mittagsmahl, reiten sie heim gegen Walhall und setzen sich an den Trinktisch. So ist ihr Leben eine Fortsetzung, aber zugleich eine Verklärung des irdischen." [1]

Das ist also die Überzeugung und Hoffnung, welche die Germanen nach dem Berichte der Römer so todesmuthig machte und ihnen den Tod auf dem Schlachtfelde so wünschenswerth erscheinen ließ. Daß man aber Walhall noch für den von der Erde kommenden Schmerz zugänglich hielt, zeigt die Sage von Sigrun, wie sie um den gefallenen Helgi trauert. Ihr sehnsüchtiger Schmerz zieht ihn aus Walhall zurück, denn ihre heißen Thränen fallen ihm auf die Brust, so daß er die Freuden der himmlischen Halle nicht genießen kann. Es werden auch zwölf Himmelsburgen der Götter erwähnt; die fünfte heißt Gladsheim und da ist Walhall.

Gladsheim heißt die fünfte, wo golden schimmert
Walhalls weite Halle.
Da kiest sich Odin alle Tage
Vom Schwert erschlag'ne Männer.

Diese Helden sind die Einherier, und von ihnen heißt es in einem andern Eddalied:

Die Einherier alle in Odins Saal
Streiten Tag für Tag,

[1] Simrock a. a. O. S. 207. 359. 376.

Sie kiesen den Wal und reiten vom Kampf heim,
Mit Asen Ael zu trinken,
Und Sährimnirs satt, sitzen sie friedlich zusammen.

Nach der Darstellung im Eddaliede Grimnismal hat die Göttin Freyja das Recht, die Hälfte der gefallenen Helden in ihrer Himmelshalle zu bewirthen, die Folkwang heißt und von den zwölf stattlichen Himmelshallen die neunte ist.

Folkwang ist die neunte: da hat Freyja Gewalt,
Die Sitze zu ordnen im Saal,
Der Walstatt Hälfte hat sie täglich zu wählen,
Odin hat die andere Hälfte.

Anders ist es für die Verbrecher bestellt. Die Unterwelt wird bald im Norden gedacht, bald unter der Erde im Schooße der Fluth und der hohlen Berge. Die deutsche Strafhölle wird in Dämisaga 52 so beschrieben: „In Nastrand (Leichenstrand) ist ein großer, aber übler Saal, dessen Thüren nach Norden sehen. Er ist mit Schlangenrücken gedeckt und die Häupter der Schlangen sind alle in das Haus hineingekehrt und speien Gift, daß Ströme davon im Saale rinnen, durch welche Eidbrüchige und Meuchelmörder waten müssen, wie es heißt (in der Wöluspa):

Einen Saal seh' ich, der Sonne fern,
In Nastrand; die Thüren sind nordwärts gekehrt.
Gifttropfen fallen durch die Fenster nieder,
Aus Schlangenrücken ist der Saal gewunden.
Im starrenden Strome stehen da und waten
Meuchelmörder und Meineidige."

Und in der 40. Strophe der Wöluspa wird dieselbe Qual so veranschaulicht:

Ein Strom wälzt ostwärts durch Eiterthäler (Giftthäler)
Schlamm und Schwerter, der Slidur heißt.

Die Schrecklichkeit des Ortes ward sodann auf die Beherrscherin der Unterwelt, auf Hel, übertragen. „Ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüssel, Gier ihr Messer, Träg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle, ihr Bette Kümmerniß und ihr Vorhang dreuendes Unheil. Sie ist halb schwarz, halb menschenfarbig, also kenntlich genug durch grimmiges, furchtbares Aussehen." So in einer Dämisaga [1].

Der Glaube an ein Jenseits spiegelte sich ferner in manchen Sitten

[1] Vgl. bei Simrock a. a. O. S. 47. 49. 158. 334. 377.

und Einrichtungen. Bei den Herulern und Skandinaviern war es Brauch, daß die Frau dem Manne auch im Tode folge — eine Sitte, die in manchen Sagen als eine freiwillige That getreuer Liebe verherrlicht wird. Als nach Sigurds Ermordung Brunhilde den Scheiterhaufen gerüstet hatte, auf dem sie mit ihm verbrannt werden wollte und dann das Schwert gegen das eigene Herz kehrte, sprach sie: „nun fällt ihm die schwere Thür der Unterwelt nicht auf die Ferse, wenn ich ihm dahin nachfolge." Verbreitet war auch der Gebrauch, den Todten in ein Schifflein zu legen und den Wellen zu überlassen, oder ihn auf brennendem Schiffe in's Meer hinaustreiben zu lassen. Er hing mit dem Glauben zusammen, daß Britannien das Todtenland sei. Man gab ihm mit, was ihm im Leben besonders theuer gewesen, damit es ihm auch drüben wieder diene: so dem Kinde sein Spielzeug, der Frau den Schmuck, dem Manne die Waffen, dem Reichen überdieß sein Roß und manchmal auch Diener und Dienerinnen, die durch diese Todesweihe sich den Eingang in den Herrenhimmel erkauften. Dem Armen wurden wenigstens feste Schuhe an die Füße gebunden, damit er die Wanderung nach dem Todtenreiche sicher antreten könne[1]. Jungfrauen konnten, wenn sie neben dem jungfräulichen Stande sich kriegerischen Gewerbes beflissen, zu Walküren werden und in Wuotans und Frouwas Dienste eintreten.

Eigenthümlich ist der deutschen Göttersage die Ankündigung von dem bevorstehenden Weltuntergang, bei dem die Götter ihren Feinden im Kampfe unterliegen und schließlich ein allgemeiner Weltbrand das All verzehrt, dann folgt die Erneuerung der Erde und der Götter. Obgleich also auch hier der Phönix verjüngt aus seiner Asche aufsteigt, so ist es doch das eifrigste Bestreben der Götter, den Einbruch jener Katastrophe so lang als möglich hinauszuschieben und sich Helfer für den gewaltigen Streit beizugesellen. Es ist nun Aufgabe der Menschen, in doppelter Hinsicht die Götter zu unterstützen. Das eröffnet uns eine neue Seite der Betrachtung des jenseitigen Lebens. Indem nämlich Odin die Helden auf dem Schlachtfeld sich auserwählt und sie nach dem Tode im Kampfe in seine Halle beruft, stärkt er seine Macht gegen die Riesen; die gefallenen Helden sollen einst als Einherier mit ihm zur Walstatt reiten und den letzten Kampf kämpfen helfen.

---

[1] Vgl. Ersch u. Gruber, I. S. 61. 345. 349. Mone, Geschichte des Heidenthums, I. S. 262. 296; II. S. 146. Simrock, S. 597.

Fünfhundert Thüren und viermal zehn
Wähn' ich in Walhall;
Achthundert Einherier gehen aus je Einer,
Wenn es dem Wolf zu wehren gilt,

d. i. wenn Odin den Kampf gegen den Fenriswolf zu bestehen haben wird. So im Eddalied Grimnismal. Es ist darum Pflicht und Ehre, tapfer zu sein, und zugleich frommer Sinn gegen die Götter, wenn einer den Tod auf dem Schlachtfeld jenem zu Hause vorzieht. Unter denselben Gesichtspunkt fällt die Pflicht, dem Todten die Nägel zu beschneiden. Denn aus den Nägeln der Todten wird das Schiff Naglfar gemacht; dieses Schiff wird beim Einbruch des letzten Kampfes flott; ehe es vollendet ist, können die Riesengewalten, der Fenriswolf, die Weltschlange, die Muspels Söhne nicht gegen die Götter losbrechen. Es gilt demnach den Bau des Schiffes zu verzögern. Läßt man aber die Nägel unbeschnitten, wird er beschleunigt.

Odin wird allerdings vom Fenriswolf überwunden, aber von Widar gerächt werden. Widar wird nämlich den Fuß, an dem er den großen Schuh hat, dem Wolfe in den Unterkiefer setzen und mit der Hand nach dem Oberkiefer greifen — keine leichte Arbeit, denn der Fenriswolf fährt einher mit klaffendem Rachen, daß sein Oberkiefer den Himmel, der Unterkiefer die Erde streift — und ihm den Rachen entzwei reißen. Zu diesem großen Schuh muß nun alle Zeit hindurch gesammelt werden; dazu dienen die Lederstreifen, welche die Menschen von ihren Schuhen schneiden, wo die Zehen und Fersen sitzen. Wer also den Asen zu Hilfe kommen will, soll diese Streifen wegwerfen. Simrock glaubt, daß in diesem Mythus eine Pflicht der Milde oder Pietät eingeschärft werden solle, indem die Lederstreifen, welche die Reichen wegwerfen, von den Armen benutzt werden können. Den Schuh Widars bilden helfen, mit dem er die Unsterblichkeit erkämpft, enthält somit nach Simrocks Worten „eine Mahnung an die Menschen, sich dieser Unsterblichkeit durch gute Werke theilhaftig zu machen“ [1].

Dem Weltuntergang geht eine schreckliche Zeit vorher. Neben den physischen Uebeln der Kälte und scharfen Winde, dreier Winter hintereinander ohne Sommer, hausen schwere Kriege und haben eine Lösung der sittlichen Bande zur Folge, so daß sogar Brüder sich aus Habgier morden; in der Wöluspa heißt es:

[1] Simrock a. a. O. S. 137. 139.

Brüder befehden sich und fällen einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen,
Unerhörtes ereignet sich, großer Eh'bruch.
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, eh' die Welt zerstürzt,
Der Eine schont des Andern nicht mehr[1].

Ist das Böse durch den Weltbrand vernichtet, so folgt eine herrliche Erneuerung, die in der Wöluspa folgendermaßen von der Seherin geschildert wird:

Da sieht sie auftauchen zum andern Male
Die Erd' aus dem Wasser und wieder grünen ...
Die Asen einen sich, auf Idafeld
Über den Weltumspanner, den großen, zu sprechen,
Uralter Sprüche sind sie da eingedenk ...
Da werden unbesäet die Äcker tragen,
Alles Böse schwindet, Baldur kehrt wieder,
In des Siegesgottes Himmel wohnen Höldur und Baldur.
Einen Saal seh' ich, heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt, auf Gimils Höhen,
Da werden werthe Fürsten wohnen,
Und ohne Ende der Ehren genießen[2].

Schon die beigebrachten Angaben — und sie ließen sich noch leicht vermehren — zeigen uns, wie lebhaft der germanische Volksstamm vom Bewußtsein der jenseitigen Fortdauer durchdrungen war. Ueberreiche Belege hiefür enthalten noch die alten Heldensagen und die den einzelnen Stämmen eigenthümlichen Stammsagen und religiösen Gebräuche. Es ist für unseren gegenwärtigen Zweck nicht mehr nothwendig, auf diese im Einzelnen einzugehen. Nur ein Punkt sei noch kurz berührt, der uns die Lebendigkeit jener Anschauung recht klar vorführt: nämlich der Reichthum der deutschen Sage an Riesen und Elben, an Zwergen und Geistern aller Art. Da sind Bergriesen, Reifriesen oder Frostriesen, Wasserriesen, Feuerriesen: besonders zahlreich ist das Geschlecht der Elben, Wichtel, Wichtlein, Wichtelmännchen; die Edda kennt Lichtelben und Schwarzelben oder Dunkelelben; diese wohnen in der Erde, jene in Alfheim, das in den höchsten Regionen liegt, vielleicht in der Sonne selbst. Die in der Erde wohnenden sind kunstreiche Schmiede und Verfertiger von Schmucksachen, und leisten auch den Göttern werthvolle Dienste. Außerdem gibt es zahlreiche Waldgeister, Wassergeister, Feuer- oder Hausgeister u. dgl. —

[1] Bei Simrock a. a. O. S. 124.
[2] Simrock a. a. O. S. 150.

lauter Anzeichen, wie frisch und kräftig das Bewußtsein von einer Geisterwelt und von der Verwandtschaft des Menschen mit den Geistern bei unsern Vorfahren quoll.

Was wir demnach bei den übrigen arischen Stämmen vorgefunden, das tritt uns auch bei den germanischen Völkern entgegen und zwar nicht obenhin oder nebenbei, sondern ihr ganzes Sinnen und Trachten durchdringend und beherrschend. „Der Denkmäler hohe und mühselige Ehre" verschmähten unsere Altvordern „als drückend für die Geschiedenen", wie uns Tacitus berichtet[1]. Daher sind es nicht großartige Mausoleen und Grabgewölbe, die uns die Überzeugung der Germanen von der Existenz und Fortdauer der menschlichen Seele verkünden; aber ihr ganzes Leben und Treiben, wie wir es aus den erhaltenen Sagen und aus der Geschichte erkennen, wird uns erst verständlich im Lichte des Unsterblichkeitsglaubens. Wenn daher irgendwo, so spricht bei den alten germanischen Stämmen die Stimme der Natur unverkennbar deutlich: bei den Einzelnen und bei den Völkern „kündigt es tief im Herzen sich an: zu Besserem sind wir geboren".

[1] Germ. 27.

11. Die Bekenner des Islam.

Man beziffert die Zahl der Anhänger Muhammeds und seiner Lehre, des Islam (d. h. der Hingebung), auf 130 Millionen. Das Ansehen des falschen Propheten behauptet eine hervorragende Geltung in Arabien, Kleinasien, Persien, Ägypten und Nordafrika; auch im Innern Afrika's hat der Koran festen Fuß gefaßt, so in Bornu, in Sudan und Hussa, in den Ländern am Niger, im Mandingo-Lande; ebenso bei den Tataren, im westlichen Theile von China, in Vorder- und Hinterindien und auf der malayischen Halbinsel.

Es ist hinlänglich bekannt, wie sehr Muhammed von Anfang an die Lehre von der jenseitigen Fortdauer betonte. In drei Sätzen ward der Kern der neuen Lehre zusammengefaßt. Es ist nur ein Gott, Allah; Muhammed ist der größte und letzte Prophet und Gesandte Gottes; es gibt ein zukünftiges Gericht, eine Vergeltung, ein Paradies und eine Hölle in der Ewigkeit. Die ersteren zwei Sätze waren den heidnischen Arabern, unter denen Muhammed auftrat, fremd — waren sie ja so sehr von der Religion Abrahams, Ismaels, Joktans abgefallen, daß im Haupttempel, in der Kaaba zu Mekka, an 366 Götzen friedlich nebeneinander hausten; und doch rühmten sie sich Jener als ihrer Väter — aber den Glauben an ein Jenseits hatten die heidnischen Araber nicht eingebüßt; ebenso war ihr Glaube an Geister und deren schädliche Einwirkungen, gegen die man sich ganz besonders durch zauberkräftige Mittel zu schützen habe, z. B. durch Umhängen des Zahnes eines Fuchses oder einer Katze, oder des getrockneten Saftes von heiligen Bäumen [1], bereits vor Muhammed sehr ausgebildet. Dieselbe Wahrnehmung drängt sich auch bei andern Völkern auf, die im Lauf der Zeit den Islam annahmen. So im 13. Jahrhundert die Mongolen. Gleichwie wir von Völkerstämmen im Hindu-Kuh und von Ostturkestan bestimmte Nach-

[1] Zeitschrift der D. M. G., VII. S. 464. 486. 503. Ritter, Asien, VIII. S. 37.

richten haben, daß sie vor dem Brahmanismus oder Buddhismus das Bewußtsein der Unsterblichkeit und einer Geisterwelt hatten [1], so empfingen auch die Mongolen dieselbe Idee nicht etwa erst durch den Islam.

Die ersten Nachrichten über sie verdanken wir den Berichten der Franziscaner- und Dominicanermissionäre des 13. und 14. Jahrhunderts. Um die civilisirte Welt vor der Vernichtung durch die wilden Horden der Mongolen zu retten, versuchte der römische Stuhl, dem Christenthum unter ihnen Eingang zu verschaffen und die beiden großen Orden unterzogen sich bereitwilligst der schwierigen Sendung. Ein Jahrhundert lang wurden diese Versuche nicht ohne Erfolg für die Ausbreitung des Christenthums und mit reichem Gewinne für Vermehrung der geographischen und ethnographischen Kenntnisse fortgesetzt, bis der Zusammenbruch des unermeßlichen Mongolenreiches und die verheerenden Kriegszüge Timurs die aufkeimende Saat zerstörten und jede Verbindung zwischen Europa und den östlichen Gegenden Asiens aufhoben. Diese Reiseberichte jener Missionäre gelten mit Recht als ungemein schätzenswerth. Ihnen verdanken wir auch, was wir über den Unsterblichkeitsglauben der damaligen Mongolen wissen. Nach den Angaben des Franziscaners Giovanni dal Piano di Carpine, der 1245 seine Reise unternahm, glaubten sie, daß sie nach dem Tode in einer andern Welt leben, zahlreiche Heerden besitzen, essen und trinken und sich an all' dem erlustigen würden, was ihnen hier besonders Freude macht. Ähnliches berichtet auch sein Ordensgenosse Wilhelm von Ruisbroek (gewöhnlich, auch bei Ritter, Rubruquis genannt). Ausführlicher schildert der Dominikaner Ricoldo de Monte-Croce ihre Todtengebräuche. Man gibt dem Todten Speise in das Grab; die Reicheren kleiden ihn in kostbare Stoffe und legen noch andere Stoffe und Geld dazu. „Will dir Jemand," so rufen sie dem Verstorbenen zu, „das Kleid nehmen, worin du eingehüllt bist, so dulde es nicht, sondern gib ihm das, was unter deinem Kopfe liegt." Mit dem Vornehmen wird ein Pferd in voller Ausrüstung begraben, damit es der Herr, wenn die Zeit der Auferstehung kommt, sogleich besteigen könne. Früher, sagt Ricoldo, pflegte man auch zehn Sklaven mit ihm zu begraben, damit er seine Bedienung habe; aber seitdem die Mongolen bemerkt hätten, daß sie deßwegen von anderen Völkern verabscheut würden, hätten sie das aufgegeben. Aber noch Oktai, Sohn und Nachfolger Dschingis-Khans, sandte seinem Vater vierzig Mädchen aus den edelsten Familien und im

[1] Ritter, Asien, V. S. 208. 360.

kostbarsten Schmucke nebst vielen Rossen in's Todtenland nach; und wenn die Leiche eines Großkhans oder Fürsten zum Begräbnißplatz, wozu ein hoher Berg gewählt wird, mit allem Pomp geleitet wird, so erwürgen die Begleiter Alle, die dem Zuge begegnen, indem sie ihnen zurufen: „gehet in die andere Welt und dienet dort eurem verstorbenen Herrn". Als die Leiche Mangu's nach dem Altai gebracht wurde, sollen an 10,000 Menschen dieser barbarischen Sitte zum Opfer gefallen sein [1].

Obgleich demnach der Islam den Glauben an das Jenseits nicht erst bei den Arabern u. s. f. wachrief, so ist es dennoch unbestritten, daß er ihn zu einer gewaltigen Kraft entflammte. Wie ein mächtiger, alles überwältigender und mit sich fortreißender Strom ergossen sich die moslemischen Heeresmassen über Arabien hinaus nach Persien, Mesopotamien, Syrien, Ägypten, Westafrika, Spanien, und neben den irdischen Vortheilen und Genüssen, die den Siegern winkten, neben dem auflodernden Fanatismus, dem nationalen Selbstgefühl und glühenden Hasse gegen die „Ungläubigen", wirkte als eine die Massen elektrisirende, zur beispiellosen Todesverachtung und zu unwiderstehlichem Muthe anstachelnde Macht die lebendige Ueberzeugung, *unmittelbar des Paradieses und seiner Wonnegenüsse theilhaftig zu werden*, deren Besitz ihnen der Kampf gegen die Ungläubigen und der Tod auf dem Schlachtfelde unausbleiblich zusicherte. So ist auch der Islam und seine ganze Geschichte trotz all' der traurigen Verirrungen und schonungslosen Zerstörungen ein Zeuge dafür, wie sympathisch dem Menschen die Idee des jenseitigen Lebens ist und mit welcher Gluth der Begeisterung sie von ihm erfaßt und festgehalten wird, und für uns ein neuer Beleg, wie Alles in der Menschheit mächtig und ununterbrochen auf ein Jenseits hinweist und hindrängt. Von diesem Gesichtspunkte aus mag ein kurzer Aufriß der moslemischen Anschauungen über das Jenseits auch hier eine Stelle beanspruchen.

Der Koran enthält sehr häufige und eingehende Hinweise auf das zukünftige Gericht, auf einen Läuterungsort, auf das Paradies und die Hölle. Auch der Auferstehung des Leibes räumt er eine hervorragende Stelle ein und bemüht sich, die anscheinenden Schwierigkeiten dieses Glaubenssatzes durch Berufung auf Gottes Allmacht und auf die in der Natur vor sich gehende Erneuerung und Wiederbelebung zu heben. Hier

[1] Vgl. Dr. Ph. H. Külb, Geschichte der Missionsreisen nach der Mongolei, I. S. 2. 56. 192; II. S. 201; III. S. 58. Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilchane, d. i. der Mongolen in Persien, I. S. 48. 229.

sind, wie in so vielen Punkten, manche Anklänge aus dem Judenthum und Christenthum verwerthet. So Sure 7, Vers 55: „Gott ist es, der die Winde, die Vorläufer seiner Gnade, vorausſendet. Auf unser Geheiß tragen sie die regenschwangeren Wolken herbei und wir senden sie zu dem erstorbenen Lande; wir lassen das Wasser herniederströmen und vermittelst dessen alle Früchte emporsprossen. Auf dieselbe Weise werden wir auch die Todten wieder aus ihren Gräbern hervorführen. Möget ihr dies wohl beachten." Oder Sure 16, 40: „er wird die Todten auferwecken in Kraft seiner wahren Verheißung, die Erfüllung heischt . . Was ist unser Wort, wenn wir das Dasein eines Dinges wollen? Wir sagen: es sei — und es ist." Und Sure 17, 100: „Sie sagen, wenn wir nur Gebein und Staub sind, werden wir uns in neuer Gestalt erheben? Sehen sie denn nicht, daß Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, auch Körper schaffen kann gleich den ihrigen?" oder, wie es Vers 52 heißt: „ist es möglich, daß wir aus Staub und Asche zu neuer Gestalt erstehen? Sage ihnen Ja; auch wenn ihr Stein und Eisen oder sonst etwas wäret, was eurem Geiste unmöglich erscheint. Sie werden entgegnen: wer wird uns zum Leben zurückführen? Antworte: Derjenige, der euch zuerst erschaffen hat. Dann werden sie den Kopf schütteln und dich fragen: wann wird das geschehen? Antworte: vielleicht bald." [1] Die dem letzten Weltgericht vorhergehenden Schrecken und das Gericht selbst werden in Zügen vorgeführt, die von selbst eine genaue Anlehnung an die Bibel bekunden [2]. Die Umstände der Auferstehung, ob in Herrlichkeit oder in Schande, die darauffolgende Vergeltung, hängen von dem Verhalten im Leben ab. „Am Tage der Auferstehung wird es weiße und schwarze Gesichter geben. Diesen letzteren wird Gott sagen: seid ihr es nicht, die, nachdem sie geglaubt hatten, wieder ungläubig geworden sind? Gehet hin, die Strafe für euern Unglauben in Empfang zu nehmen. Diejenigen aber, deren Gesichter weiß sind, werden die Barmherzigkeit Gottes an sich erfahren und sich derselben ewig erfreuen." [3]

Auch eine Hölle lehrt der Koran, und in ihr die Qual des Feuers. „Diejenigen, die unseren Zeichen den Glauben verweigern, werden

[1] Vgl. gleichfalls Sure 19, 67. 22, 5. 23, 37. 82. 27, 67 30, 49. 32, 9. 34, 7. 35, 10. 36, 80. 37, 16. 43, 10. 45, 23. 50, 2. 56, 52. 64, 7. 75, 3. 99, 2.

[2] Sure 23, 103. 28, 84. 37, 19. — besonders Sure 81. 82. 84. 88. 99. 101.

[3] Vgl. Sure 3, 102.

wir dem brennenden Feuer überantworten. Ist deren Haut durch das Feuer verzehrt, so bekleiden wir sie mit einer anderen, um ihnen die Pein empfindlich zu machen. Gott ist mächtig und weise." „Feuer ist die Vergeltung der Feinde Gottes; zur ewigen Wohnung soll es ihnen sein." Neben dem Feuer haben die Verworfenen noch andere Strafen zu bestehen. „Dort sollen sie brennen. Trinket siedendes Wasser und eckelerregende Dinge und verkostet die Qualen." Schluckweise muß er das schmutzige Wasser trinken. Der Tod wird ihn von allen Seiten anfallen, er aber wird nicht sterben. Das siedende Wasser wird ihm die Eingeweide zermartern." „Und frägt man sie, was hat euch in die Hölle geführt? so entgegneten sie: wir haben das Gebet nicht verrichtet, den Armen nicht genährt, unsere Zeit in schlechten Unterhaltungen vergeudet, und den Tag der Vergeltung für eine Lüge gehalten bis zu dem Augenblicke, der uns die Gewißheit davon brachte." [1]

Und die Dauer der Strafen? Der Koran lehrt: „Die Verworfenen werden in's Feuer gestürzt; daselbst werden sie stöhnen und seufzen. Solang Himmel und Erde dauern, werden sie dort verbleiben, wenn Gott es nicht anders will. Dein Herr thut, was ihm gut dünkt." [2] Wohl im Anschluß an diesen Ausspruch wurde es bei den Moslemin herrschende Ansicht, daß die Hölle nur für die „Ungläubigen" ewig sei; jeder Moslem aber, mag er auch noch so schlecht gelebt haben, schließlich aus ihr befreit und zu den Paradiesesfreuden werde zugelassen werden. Den sieben Himmeln des Koran stellt man die sieben Höllen gegenüber, in deren oberster die schlechten Moslemin einige Zeit Buße thun. Die übrigen sechs, die ewig sind, vertheilen sich der Reihe nach mit zunehmender Größe der Strafen auf die Juden, Christen, Sabäer, Feueranbeter, Fetischdiener und auf die Heuchler aus allen Bekenntnissen. Daß die Moslemin sich allein aus der Hölle befreien, bedarf keiner Erklärung, indem dieses ja ebensowohl dem Stolze als der ungenirten Bequemlichkeit entspricht.

Die Freuden des Paradieses schildert der Koran in lebhaften, aber widerlich sinnlichen Farben. Jedoch gerade so mußten sie auf die glühende Phantasie und die ebenso glühenden sinnlichen Leidenschaften der Orientalen jenen Eindruck hervorbringen, den uns der todverachtende Fanatismus der moslemischen Heeresmassen in den ersten Zeiten der Vernichtungskriege gegen die Ungläubigen in grellen Zügen vor Augen führt.

---

[1] Sure 4, 59. 7, 36. 14, 19. 38, 57. 41, 28. 47, 17. 74, 29. 74, 43.

[2] Vgl. Sure 11, 109.

Bemerkenswerth ist, daß manche Koranerklärer die bloß sinnlichen Wonnen in der Beschreibung des Koran[1] durch allegorische Auslegungen wegzudeuten, oder durch die Annahme einer höchsten Stufe der Seligkeit, auf welcher die am meisten Begnädigten der Gegenwart Gottes genießen würden, zu mildern und zu vergeistigen suchten. Ohne Zweifel ist dieses Bestreben auf die Polemik mit den Christen als auf dessen Quelle zurückzuführen. Trotzdem aber blieb ein großer Theil dem Wortlaute des Koran treu und rechnet die Anschauung Gottes gar nicht zu den Freuden des Paradieses, weil der Unendliche von dem beschränkten endlichen Wesen nicht geschaut werden könne[2].

Neben den Angaben des Koran enthält die mündliche Überlieferung der Aussprüche des Propheten und die Weiterbildung der Lehre in den moslemischen Schulen noch viele das Jenseits betreffende Einzelheiten. Die Einen wollen, daß das Gericht über den einzelnen Menschen nicht gleich nach dem Tode, sondern erst am Tage der allgemeinen Auferstehung erfolge. Damit verbindet man die Ansicht, daß dem Gläubigen überhaupt keine Sünde schade, oder daß er am Tage der Auferstehung nur ganz kurz, etwa während des Übergangs in's Paradies, zu büßen habe. Andere glauben, daß nur die Seelen bevorzugter Männer gleich zum Paradies zugelassen würden; die der Alltagsmenschen aber unterdessen in der Erde schliefen, bis die Trompete Israfils die Menschheit zum Gericht aus den Gräbern rufe; wieder andere, daß auch diese gleich einen Vorgeschmack der Paradiesesfreuden zu verkosten bekämen, bis endlich der Gerichtstag die volle und ganze Seligkeit mit der Auferstehung des Leibes bringe. Eine sehr verbreitete Ansicht läßt den Leib im Grabe einer Prüfung unterworfen werden. Nach der Beerdigung erscheinen nämlich zwei häßliche bleifarbige Geister bei der Leiche und stellen sie über Glauben und Wandel zu Rede. Fällt die Antwort befriedigend aus, so darf der Todte in Frieden ruhen und wird durch kühle aromatische Lüfte aus dem Paradiese erfrischt. Wird er aber als Ketzer oder Ungläubiger erfunden, wehe ihm! mit eisernen Keulen zerarbeiten sie seine Schläfen, daß er vor Schmerz laut aufschreien muß. Dann pressen sie mit fürchterlichem Druck die Erde auf den Leib; von Nattern und Skorpionen zernagt und zerstochen muß er dann daliegen, bis der Tag der Auferstehung und Israfils Posaune ihn zu vermehrten Peinen auferweckt. Die Scheidung

[1] Sure 2, 23. 3, 13. 4, 60. 10, 9. 13, 22. 19, 61. 36, 54 u. f.

[2] Vgl. Döllinger, Muhammeds Religion, eine historische Betrachtung, S. 101.

der Guten von den Bösen wird auch durch die Brücke Serat vollzogen. Sie ist dünner als ein Haar und schärfer als die Schneide des besten Schwertes und heißer als Feuerflammen; und wölbt sich über den Höllenabgrund hinüber zum Paradies. Muhammed schreitet voran; leicht und schnell folgen die Guten. Der schmale Steg wird unter ihren Tritten breiter — nach anderer Auffassung sind die guten Werke die Schuhe, welche allein das Überschreiten der Brücke ermöglichen — Engel verhüllen mit ihren Flügeln den Anblick des unten kochenden Feuersees und rasch gelangen sie zum Lande der Wonne. Anders die Bösen. Ihnen erscheint kein rettender Engel; umsonst versuchen sie auf der schwanken Brücke voranzuschreiten. Der düstere Schimmer der Gluth blendet sie, sie stürzen bald kopfüber in den Schlund [1]. Und welche Wonnen erwarten die Guten? „Nach einer schiitischen Sage versprach Mohammed seinem Schwiegersohne Ali zwölf Paläste im Paradiese, die von Gold und Silber, Moschus und Ambra gebaut wären. Der Boden ringsum sei mit Diamanten und Rubinen gepflastert; das Erdreich bestehe aus Safran, die Hügel aus Kampher. Bäche von Honig, Wein, Milch und Wasser fließen durch jeden Hof; darin spiegeln sich allerlei wunderbare Bäume, unter welchen Lauben stehen, die aus einer durchsichtigen Perle gemacht sind. In diesen Lauben sitzen auf smaragdnen Thronen Nymphen mit je siebzig grünen und siebzig purpurnen Gewändern angethan. Von Rauchfässern entströmt, ohne daß es dazu des Feuers bedürfte, ein süßer, mit Nichts, was wir kennen, vergleichbarer, noch von keinem Sterblichen genossener Dufthauch. Für Alles aber, was den Seligen an immer wechselnden, unaussprechlichen Freuden geboten wird, bringt er eine stets sich verjüngende und in alle Ewigkeit sich steigernde Genußfähigkeit mit u. s. w. [2]

Das sind die allgemeinen Grundzüge, wie sie vom Koran und den Überlieferungen geboten werden. In den verschiedenen Secten und Abtheilungen des Islam, z. B. den Sufis, Dschahmis, Hodailis, Motozalliten u. s. f. herrscht ein buntes Gewimmel von Ansichten über einzelne Punkte der Vergeltungslehre u. dgl. Darauf einzugehen wäre ermüdend und zwecklos. Ebenso haben die verschiedenen Völkerstämme, die im Laufe der Zeit dem Islam huldigten, neben einigen Ideen des

---

[1] Vgl. Ed. Spieß, l. c. 496. 500 und das Gedicht Rückerts: „Die Scheidungsbrücke".

[2] A. a. O. 504.

Koran noch vielfach ihre eigenthümlichen Ansichten und Gebräuche beibehalten. Die Duschik-Kurden z. B. geben den Todten etwas Brod, Käse und einen Stock mit in's Grab. Es begegnen ihm nämlich auf seiner Wanderung böse Geister. Diesen soll er zuerst, um sie zu beschwichtigen, jene Leckerbissen anbieten; reicht das nicht aus, so mag er sich mit dem Stocke helfen[1]. Bei den Kirgisen werden am Grabe eines Häuptlings dessen Lieblingspferde getödtet und neben ihm begraben[2], ganz wie bei den Buräten, Tungusen und vielen andern Völkern der alten und neuen Zeit. Die Somalineger, „denen der Muhammedanismus nur sehr lose auf den Schultern hängt", begraben in gewissen Monaten, die sie für ungünstig halten, ihre Todten nicht, sondern legen die Leichen, in eine Matte gehüllt, auf einen Baum, damit der Verstorbene seinen Stammgenossen nicht schaden könne[3]. Von den Tebus (Tibbu) im Süden von Fessan, die gleichfalls nur obenhin den Islam angenommen haben, erzählt Dr. Vogel, daß sie die Leichen in tiefe Gruben werfen und diese mit den schwersten Steinen anfüllten, um die Verstorbenen am Wiederkommen zu verhindern[4]. In Bezug auf die Nämlichen berichtet Lyon, sie glaubten, Donner und Blitz würden von ihren verstorbenen Freunden hervorgebracht und fürchteten sich daher sehr vor den Gewittern[5]. So könnten wir bei den meisten mehr oder weniger wilden Stämmen Asiens und Afrika's, denen der Islam aufgezwungen wurde, noch Sitten und Ansichten finden, welche sie aus ihrer vormuhammedanischen Religion herübergenommen haben und welche ebenfalls für die allgemeine Überzeugung des Menschengeschlechtes von der Unsterblichkeit Zeugniß ablegen.

---

[1] Vgl. Zeitschrift der D. M. G., XVI. S. 623.

[2] Central-Asien von Fr. v. Hellwald, Leipzig 1875, S. 34.

[3] K. Andree, Burtons Reisen nach Medina und in das Somaliland, S. 265.

[4] Dr. Vogels Reise nach Central-Afrika in Petermanns Geogr. Mittheilungen, 1855. S. 252.

[5] Dr. Behm, Das Land und Volk der Tebu in Petermanns Inner-Afrika. 2. Abth. S. 42.

12. Die Völker des hohen Nordens.

Wir haben bisher größtentheils Völker betrachtet, die durch Cultur und Geschichte sich auszeichneten, die vermöge ihrer Macht einen bedeutenden Einfluß ausübten und in den von der Natur begünstigten Erdstrichen ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Richten wir nun unsere Blicke nach dem kalten, öden Norden von Europa und Asien. Da sind keine mächtigen Staatengebilde, kein Aufschwung der Cultur oder Kunst, keine üppig grünende Natur, die aus Tod und Verwesung selbst schwellendes Leben erzeugt. Es fehlen alle jene Vorbedingungen, die den Schwung des Geistes und seine lebensvollen Entfaltungen bedingen — die Verhältnisse sind arm, niederdrückend, wie die karge und frostgebundene Natur, der trübe Himmel, die langen Nächte. Man hat es begreiflich finden wollen, daß der Unsterblichkeitsglaube das Erzeugniß hochfahrender menschlicher Eitelkeit sei, die sich wie in großartigen, die Spanne der Lebenszeit überdauernden Schöpfungen, so schließlich in jenseitiger Fortdauer zu verewigen das Bedürfniß gefühlt habe, oder das Product einer glühenden poetischen Phantasie, oder der Reflex des üppig fortwuchernden Naturlebens: wandern wir deßhalb in die kalten Regionen des Nordens; alle diese vorausgesetzten Stützen, oder Hebel und Factoren des Unsterblichkeitsglaubens fehlen — er selbst aber lebt klar und frisch im Bewußtsein der ärmsten Stämme; er erstarrt nicht in der lebentödtenden Kälte, er geht nicht unter im harten Ringen zur Fristung einer ärmlichen Existenz, er verliert sich nicht, mag auch der geistige, nationale wie physische Gesichtskreis in noch so enge Grenzen sich eingeschlossen finden. Die Völker des Nordens vervollständigen somit unsern Beweis, daß im Unsterblichkeitsglauben sich die Stimme der Natur selbst ausspricht.

Die **Lappländer** lebten und leben zerstreut in einzelnen Hütten: keine ausgebildete Priesterschaft, kein nationales Bewußtsein, kein großer nationaler Cult hielt und hält sie zusammen; die einzelnen Geschlechter und Familien vererbten die Überlieferungen und Gebräuche der Vorzeit im engen

Kreise der Haushaltungen weiter, darunter die unzerstörbare Überzeugung von dem Fortleben nach dem Tode. Unter den Göttern der Lappländer befindet sich Rädian, der die frommen Seelen der Todten zu sich in den Himmel nimmt — aber in Mitte der Erde haust Peskal, der oberste der bösen Geister und Rota, der über die Sünder und Gottlosen waltet. Über diesen thront ein noch höherer Gott Tiermes, der Menschenherr, der Gott des Lebens und des Todes, der den Blitz sendet; aber sein Blitz ist auch ein Geisterstrahl, ein Seelenlicht, das die zaubermächtigen bösen Geister unschädlich macht und den guten Menschen nach dem Tode zur Lichtwelt leuchtet. Ihm gesellt sich die Todesmutter Jabme Akko zu, die Nährmutter der Seelen, die sie erhält und pflanzt, bis Tiermes durch sein Licht sie den dunklen Weg der Wanderung geführt.

Diesem Glauben entsprechen verschiedene Gebräuche der Lappen. Den Geistern der Todten werden Opfer dargebracht. Die Seelen guter Menschen sind auch nach dem Tode gute und wohlwollende Geister; anders die der Bösen. Letztere werden böse Hausgeister, die man durch Sühnopfer zu beschwichtigen suchen muß. Ist Jemand gestorben, so flieht Alles aus dem Hause aus Furcht vor dem Geiste des Dahingeschiedenen. Zur Besorgung der Grabgebräuche wird ein Mann aufgestellt; er trägt, damit ihm unterdessen der Geist des Gestorbenen nicht zu schaden vermöge, einen messingenen Ring von einem Verwandten. Der Todte wird in Leinwand oder Wolle eingewickelt, in einen hohlen Baumstamm gelegt und ihm Stahl, Feuereisen und Beil mitgegeben. Sein Feuerzeug soll ihm Licht geben auf der langen Wanderung durch dunkles Land zum Lichtreiche hin, sein Beil ihm die unwegsamen Wälder lichten, die er zu durchschreiten hat. So wird er in Wäldern oder Höhlen beigesetzt. Das Renthier, das den Leichnam gezogen, wird geopfert, nachdem man die Zaubertrommel gerührt und gefragt hat: wollt ihr ein Opfer, ihr Geister? Sein Fleisch dient zum Leichenschmaus; die Knochen werden mit einem hölzernen Bilde des Todten in eine Kiste gelegt und begraben. In der Folge werden diese Todtenopfer öfters wiederholt, weil ja die Seele des Gestorbenen, sobald sie im Lichtreiche angekommen ist, auch eine Art schützender Hausgottheit geworden ist. So hat jedes Haus einen oder mehrere Hausgeister. Daher ist es Aufgabe des Hausvaters, die Kunst des Umganges mit ihnen und die Nutzbarmachung ihrer Kraft, d. h. die Zauberei, zu verstehen. Lappen und Finnen waren ehemals dieser Fertigkeit wegen selbst in Schweden und Norwegen berühmt, und aus

diesen Ländern kamen lernbegierige Schüler der Zauberei in das unwirthliche Land der Lappen und Finnen. Auch über böse Geister hatten die Zauberer Macht und konnten sie zwingen, Anderen Unheil zuzufügen. Doch wir überheben uns billig der Mühe, diese dunkle Seite des Unsterblichkeitsglaubens näher darzulegen; sie ist uns auch nur wichtig, insofern sie diesen Glauben selbst bezeugt, und hiezu genügt die Thatsache, die wir constatirt haben [1].

Ähnliche Ansichten und Gebräuche waren auch bei den **Finnen** im Schwang. So derselbe Glaube an Hausgeister. Bereitete man Speise und Trank, so ward ihnen die Erstlingsgabe gespendet. Bei jeder Mahlzeit wurden sie bedacht, indem man für sie etwas hinterlegte. Ihr gewöhnlichstes Opfer bestand in Milch. Die Todten kamen in's Todtenreich nach Tuolana; da essen sie Wildpret und Fische in Hülle und Fülle und ermangeln auch nicht des Labetrunkes. Man mußte den Todten bei den Finnen sowohl, als auch bei den Esthen, Liefländern und Kuren ihre Waffen mit in's Grab geben, weil sie deren in der andern Welt zur Jagd und zum Kriegspiele bedurften. Doch als höherer Grad der Seligkeit galt es, wenn die Seele auf die Schultern des großen Bärengestirns steigen durfte; dann ging sie ein in die himmlische Seelenstadt im Großen Bären, in den höchsten Himmel und in die größte Seligkeit. Das Gestirn, das niemals untergeht, ist zugleich die Seelenherberge. Wie bereits bemerkt, war bei den Finnen die Zauberei sehr ausgebildet und im Gefolge davon der Glaube an zahlreiche Erd-, Wasser- und Luftgeister, gute und böse, vorhanden; die Vieh- und Stallgeister behexen die Heerden, stehlen die Milch, verderben die Butter; andere Geister machen die Kinder schielend, beängstigen die Schlafenden, und fliegen in Gestalt kleiner Puppen oder Schneeflocken umher; streut man Jemanden Erde oder Knochen von einem Grabe in die Hüte, so kann man ihm die Quälgeister auf den Hals schicken. So weiß sich denn auch die nordische Phantasie, gleich der orientalischen und griechischen, eine zahlreiche Geisterwelt, lebend und webend um den Menschen, zu schaffen.

Von den Pormiern oder Biarmiern, einer Völkerschaft am weißen Meer und an dem Ausfluß der Dwina, ist uns wenigstens der Gebrauch Todtenopfer zu bringen berichtet. Die Hinterlassenschaft ward nämlich zwischen dem Verstorbenen und seinen Erben getheilt, und der Antheil des Todten, die Hälfte, ein Drittel oder noch weniger, in die Wälder

[1] Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa, I. S. 28—41.

versteckt, oder in die Erde vergraben[1]. Besonders lebhaft malten sich die **Kamtschadalen** das glückliche Jenseits aus. Es ist ein unterirdisches Paradies, ein neues, aber schöneres Kamtschakka, das alle Vorzüge desselben in gesteigertem Maße und keinen seiner Nachtheile hat. Die Lieblingsbeschäftigung, Jagd und Fischfang, dauert fort; die besten Waffen und Geräthe stehen den Verklärten zu Gebote; der Ertrag ist stets reichlich und dabei keine Ermüdung, nur Freude und Lust. „Alle, die während ihres irdischen Lebens arm waren und nur wenige, magere Hunde hatten, werden dort durch eine Menge von fetten und starken Hunden entschädigt und können Thran genießen nach Herzenslust. Die Phantasie der Bewohner jener entlegenen, unwirthlichen Halbinsel ist so lebhaft und spiegelt ihnen das zukünftige Leben so verlockend vor, daß sie aus Ungeduld und aus Sehnsucht nach den vorangegangenen Gefährten sich oft selbst das Leben nehmen, um früher in die andere Welt zu kommen. So erzählt wenigstens Meiners in seinen ‚Vermischten Schriften' I. S. 169 u. f." [2]

Indem wir die Kamtschadalen berührten, gingen wir vom weißen Meere gleich über zum äußersten Nordosten Asiens. Aber auch die im asiatischen Norden zwischen den Permiern und Kamtschadalen ärmlich lebenden Völkerschaften kennen den Glauben an ein Jenseits und an die Geisterwelt. Man bezeichnet sie als Anhänger des *schamanischen* Aberglaubens, der zwar buntgestaltig genug auftritt, aber doch das Gemeinsame hat, daß neben mehreren oberen Göttern eine Anzahl dämonischer Untergötter und Geister verehrt wird und daß Zauberei, Geisterbeschwörung u. dgl. vollauf in Blüthe sind. So bei den *Samojeden*, *Jakuten*, *Jukagiren* u. s. f. [3]. Und wenden wir uns etwas nach *Süden* hin, um die Landstrecken bis zum Aral-, Balkasch- und Baikalsee und zum Gebiet des Amur flüchtig zu überschauen, so begegnet uns auch der deutlichste Hinweis auf den Glauben an ein Jenseits. Soweit die spärlichen Nachrichten einen Einblick gestatten, stellt es sich heraus, daß die Völkerstämme, auch bevor der buddhistische Lamaismus oder der Muhammedanismus bei einzelnen derselben Einfluß und Anhänger gewann, der Ueberzeugung von einer künftigen Fortdauer lebten. Hiefür legen ein beredtes Zeugniß ab die sog. *Tschudengräber*, die am ganzen Nord-

[1] Mone, a. a. O. 46—77.

[2] Ed. Spieß, l. c. 155.

[3] Ritter, Asien, I. S. 1043. Ersch u. Gruber, II. 14. S. 244.

rande Hochasiens von dem Irtisch über den Jenisei bis zur Selanga und zum Amur eine Strecke von 400—500 geographischen Meilen einnehmen und in manchen dieser Ländergebiete in dichtgedrängter Menge gefunden worden. Welchem Volke mögen sie angehört haben? Man nennt sie „die Grabfelder der verlornen Nation" — auch eine Antwort auf neugierige Fragen. Wir wissen, daß in jenen Gegenden Dauren und Dutscheri, Mongolen, Tungusen, Mandschuren, Buräten saßen, „aber wer vorher dort einheimisch war, die Oberfläche der Erdrinde in so großen Strecken durchwühlte und auf allen Steppen und Flächen seine zahllosen, oft colossalen reichgefüllten Denkmale zum Staunen der Nachwelt und zur Beschäftigung für so viele Tausende gieriger Hände der Folgezeit, mit nicht geringer Anstrengung aufbaute, ist schwierig zu ermitteln" [1]. Man findet in ihnen Schmuck von Gold und Silber, in Gefäßen, Gürteln, Ohrringen, Armbändern. Dem Menschenschädel zur Seite liegt oft ein Pferdekopf mit Zaum und Stange und Riemenreste mit silbernen Buckeln und Beschlägen. Wir begegnen also hier der Anschauung, die wir schon oft angetroffen haben; man gab dem Todten seine Kostbarkeiten und sein Pferd mit, damit er würdig im Jenseits auftreten könne. Es ist der gleiche Gedanke, der dem sterbenden Leonidas die Worte eingab: „ich will auch den Hades nur als Lakedämonier betreten, begrabt mich auf meinem Schilde". Ritter sagt daher nach Beschreibung der Tschudengräber ganz richtig: „in diesen Gräbern wurden also ganze Leichen niedergelegt, andere auch verbrannt, öfters mit Pferden, als ihren Begleitern für das jenseitige Leben, wie bei Skythen, Mongolen und anderen Völkern" [2].

Doch wenden wir uns von den Zeugnissen über die Ansichten von der „verlorenen Nation" zu jenen Völkern, deren Nachkömmlinge heute noch jene Steppen Asiens durchstreifen. Die Ost-Kirgisen (Hakas) sind heute Muhammedaner. Als sie noch vollständig Heiden waren, war der Glaube an Geister und Dämonen vorherrschend, die dem Feuer, der Luft, dem Wasser vorstanden — ein Glaube, der sich in gleicher Weise bei den Turkstämmen der Sagaiersteppe fand. Von den Hakas scheint auch eine Anzahl der durch Gold- und Silberreichthum ausgezeichneten Gräber in der Kirgisensteppe am Jenisei herzurühren. Von ihren Leichengebräuchen wissen wir

[1] Ritter, Asien, II. S. 320.
[2] A. a. O. 329.

wenigstens soviel, daß wir daraus eine fernere Bestätigung für ihre Ansicht von der Fortdauer nach dem Tode gewinnen. Sie liefen dreimal heulend um die Leiche und verbrannten sie dann; die Gebeine wurden ein ganzes Jahr aufgehoben und dann begraben. Von Zeit zu Zeit ehrte man die Verstorbenen dadurch, daß man an ihren Grabhügeln von Neuem die Todtenklage erschallen ließ[1]. Die Kaschtar oder Katschinzen an der Westseite des Jenisei und nördlich am Katschafluß angesiedelt, bringen ihren Todten ein Pferd zum Todtenopfer, das mit Bändern geziert unter monotoner Klage geschlachtet und verzehrt wird; die Abgeschiedenen werden in ihrem Waffenschmucke begraben und man gibt ihnen Reisegeräthe, Trinkschalen u. dgl. mit in's Grab. In Betreff der Zaubereien stehen sie den Kalmücken und Sagaiern nicht nach. Die Buräten, die Ursassen des Baikallandes, die in ihrer Religion den Tunguſen nahe stehen, begraben gleichfalls ihre Todten mit den Waffen, mit dem liebsten Pferde und verschiedenen Hausgeräthen; sie verehren eine große Menge Untergötter und Geister; außerdem mischen sie auch lamaische Gebräuche ein — lauter Anzeichen, daß auch sie an die Fortexistenz der Seele glauben. Dasselbe erhellt aus einem bei den tungusischen Stämmen einheimischen Gebrauche, der uns namentlich von den Daures (oder wie sie gleichfalls genannt werden, Taguri, Targasin, Mergenzen u. s. f.) berichtet wird. Sie bringen nämlich ihren Todten noch lange nach dem Begräbnisse Speise und Trank und lassen beim Aufwerfen des Grabes eine Oeffnung, um diese ihnen noch im Grabe reichen zu können. Nach ethnographischer Analogie ergibt sich hier von selbst der Schluß, daß sie die Seelen auf der Reise begriffen glauben, die sie noch unterstützen müssen, bis sie den neuen Aufenthaltsort erreicht haben[2].

Beschließen wir unsere Skizze über die Stämme des Nordens, indem wir von Asien aus über die Behringsstraße nach dem nördlichen Amerika reisend uns nach den Anschauungen der **Eskimos** erkundigen. Man begreift unter diesem Namen, der Fischesser bedeutet, die Bewohner des nördlichen Amerika's von hervorragend mongolischer Gesichtsbildung.

---

[1] Vgl. Ritter, Asien, I. S. 1133. Die weiter südlich wohnenden Turkomanen haben nach Vambery die Sitte, daß im Zelte des Verstorbenen ein Jahr lang jeden Tag ohne Ausnahme in der Stunde, in welcher der Betrauerte seinen Geist aufgab, Klageweiber die üblichen Klagelieder anstimmen, an denen auch die anwesenden Familienglieder theilnehmen müssen. Fr. v. Hellwald, Central-Asien, S. 332.

[2] Ritter, Asien, I. S. 1090. 1097. 1132; II. S. 126. 322.

In die besten Kleider gehüllt und in gute Seehundsfelle eingewickelt wird der Todte zu Grabe gebracht; in das Grab wird dem Manne seine Waffenrüstung und sein Werkzeug, dem Weibe Messer und Nähzeug mitgegeben. Die Kinder bekommen ihr Spielzeug mit und den Kopf eines Hundes, damit er den noch unerfahrenen Kleinen ein Wegweiser sei in's Land der Seelen; denn der Hund findet sich überall zurecht und weiß aller Orten den Weg nach Hause. Häufig ist auch die Sitte, daß die Angehörigen am dritten Tage nach der Beerdigung das Grab besuchen, um dort mit dem Verstorbenen zu reden, ihm zu danken für die Verschönerung des Lebens, die er ihnen verursacht habe; von da an sind dergleichen Besuche beim Grabe häufig. Anderswo, besonders bei den Grönländern, muß derjenige, welcher die Bestattung vornimmt, sich gewisser Speisen und Arbeiten enthalten, um der Seele ihre Reise an den neuen Bestimmungsort nicht beschwerlich zu machen. Die Eskimos halten auch darauf, einen Bogen über die Leiche zu wölben, damit sie von den Steinen des Grabes nicht gedrückt werde[1]. Nach weiteren Vorstellungen hat die Seele längere Zeit zu wandern, bis sie endlich in das unter dem Meere gelegene Paradies gelangt. Da ist beständiger Sonnenschein, Überfluß an Renthieren, Walfischen, Seehunden und Vögeln, und die Seligen führen ein Leben voll Glück und Freude. Dieses wird aber nur den Guten, den Kühnen und Muthigen zu Theil. Die Schlechten, die Feiglinge und Trägen werden in eine wilde Gegend verbannt voll öder Felsen, wo grause Stürme, immerwährende Kälte und allerlei Ungeheuer zur Qual der Verdammten hausen. Die Hoffnung auf ein glückliches Jenseits wird bei ihnen so lebhaft gehegt, daß es ihnen als fromme That des Sohnes gilt, wenn er seine altgewordenen Eltern tödtet, um sie in eine bessere Welt zu befördern[2]. Merkwürdig ist, daß die Eskimos gleichfalls von dem künftigen Untergang der Welt, deren Erneuerung und von der Auferstehung der Todten Kunde haben. Wenn nämlich dereinst alle Menschen gestorben sind, so wird der Erdklumpen zerschmettert und sodann durch eine große Wasserfluth vom Blute der Todten gereinigt werden. Alsdann weht ein Wind den reingewaschenen Staub zusammen und verleiht ihm eine schönere Gestalt. Die ganze Erde wird eine lachende, blühende Flur sein ohne Klippen und Felsen. Auch die Thiere werden aufleben; auf

[1] Erich u. Gruber, I. 38. S. 130. Ähnlich die Niamniam in Central-Afrika. Schweinfurth, Im Herzen Afrika's. Leipzig 1874. II. 38.

[2] Ed. Spieß, a. a. O. 155.

die Menschen aber wird Gott Pirksoma seinen Odem herunterſenden, und ſie werden zu neuem Leben erſtehen. Neben dem unterſeeiſchen Paradies wird auch eine Wohnung der Seligen im oder am Himmel angenommen; das erhellt, weil viele Eskimos das Nordlicht für die Seelen von Verſtorbenen halten, welche am Himmel ſich mit Spiel und Tanz vergnügen [1].

So haben alſo ſelbſt dieſe ärmſten Menſchen in der rauheſten Gegend ein klar entwickeltes Bewußtſein von der Beſtimmung der Seele, fortzuleben. Von Nacht und eiſigem Tode umgeben, von den Mühſeligkeiten des ärmlichſten Daſeins niedergedrückt, ſchauen ſie doch froher Hoffnung einem künftigen beſſeren Leben jenſeits des Grabes entgegen — ein neuer Beleg, daß das Bewußtſein der Unſterblichkeit eben in der Anlage und Natur der Seele begründet ſein muß, daß es die Stimme, der Trieb und Inſtinkt der Natur ſelbſt iſt; mag deſſen konkrete Äußerung ſich noch ſo verſchieden geſtalten, es klingt doch der eine Grundton, die eine Wahrheit überall vernehmlich durch, die ebenſo, wie die Natur ſelbſt, Wirklichkeit ſein muß. Oder wann entſpricht einer wahren Naturanlage, einem wahren Naturtriebe in der exiſtirenden Welt Nichts? Dann wären die Naturgeſetze ſelbſt die größte Illuſion. Wenn ſie das aber nicht ſein können, warum ſollten ſie es trotzdem in einem ſo conſtanten, ſo allgemeinen Falle bei Millionen und Millionen Weſen und gerade bei der höchſt entwickelten Weſensgattung ſein? Auf dieſen klaffenden Widerſpruch mit der eigenen Methode der Forſchung ſollte doch die nach Verendung lüſterne Naturforſchung zuerſt eine Antwort geben, ehe ſie erklärt, daß ſie von Unſterblichkeit nichts wiſſen könne, oder gar daß ſie das Aufhören der Fortdauer wiſſe.

---

[1] Erſch u. Gruber, l. c. S. 129. Vgl. über das unterſeeiſche Paradies der Eskimo und ihren Unſterblichkeitsglauben P. Petitot, Vocabulaire français-esquimau, dialecte des Tschiglit, précédé d'une monographie de cette tribu. Paris 1876, und Globus 1877. XXXI. S. 105. Über den Unſterblichkeitsglauben der Grönländer handelt ausführlich Abbé Morillot, Mythologie et Légendes des Esquimaux de Groenland, Paris 1875. Ausland 1878, S. 48 ff.

13. Die afrikanischen Völker.

Doch setzen wir unsere Umschau fort. Wir müssen das Zeugniß der menschlichen Natur noch studiren in den Negerstämmen, sowie in den Völkern der neuentdeckten Welttheile, und wenn wir allenthalben dieselbe Anlage, dieselbe Organisation möchten wir sagen, für die Überzeugung der jenseitigen Fortdauer finden, dann dürfen wir wohl uns überzeugt fühlen, daß die Naturforschung, wenn sie folgerichtig ihren eigenen Grundsätzen treu bleiben wollte, die erste Verkünderin des Unsterblichkeitsglaubens sein müßte.

Da unsere Umschau nicht zunächst nach geographischen Gesichtspunkten sich richtet, sondern wohl passender hauptsächlich die großen Reiche der alten Welt und die weitverzweigten Völkergruppen nach Verwandtschaft der Abstammung und der Religion in's Auge faßte, so war von manchen Gegenden und Völkern, die geographisch zu Afrika gehören, bereits die Rede. Das alte Ägypten hat sein Zeugniß abgegeben. An der Nordküste Afrika's begegnete uns in alter Zeit Carthago nebst andern phönicischen Colonien; in neuerer Zeit der Islam, dem heute nicht bloß die Mauren, Araber, Berber (Kabylen) zugethan sind, sondern der auch nach dem Süden hin und an der West- und Ostküste sich Anhänger verschaffte; so in Sudan, Hassu, Darfur, bei den Tuareks und Tibbus am östlichen Ende der Sahara, in Senegambien, in Sansibar u. s. f. Sprechen wir demnach von afrikanischen Völkern, so verstehen wir den Ausdruck in einem engeren Sinne von den Negern, den Hottentotten, Kaffern, Gallas und den Bewohnern der Inseln an der afrikanischen Küste.

Doch ehe wir diese um ihr Zeugniß über das Jenseits befragen, sei es gestattet, zur Vollständigkeit des Gemäldes ein paar Worte über die alten Bewohner Libyens und Äthiopiens einzuschalten. Um die Anschauungen der alten Libyer zu erkunden, steht uns ein zweifacher Weg offen, der uns zum gleichen Ergebnisse, zur Idee der Unsterblichkeit, führt. Zuerst die Mythologie. Die libysche Mythologie ist nach den Forschungen Movers'

„in durchgängiger Abhängigkeit von der phönicischen und ägyptischen" — also von zwei Mythologien, in denen die Idee der jenseitigen Fortdauer unwidersprochen und klar niedergelegt ist. In der That finden sich phönicische Culte bei den libyschen Nomadenstämmen und Spuren, daß Helden nach ihrem Tode mit göttlicher Ehre bedacht, Stammesfürsten als schützende Gottheiten verehrt wurden; ja Movers nennt es geradezu „Sitte der Libyer, namhafte Personen der Vorzeit und sogar die Könige wie Götter zu ehren" [1]. Dieselbe Sitte bestand bei den Äthiopiern des Staates von Meroe, und wenn von verschiedenen Stämmen der Troglodyten, der Höhlenbewohner an der Ostküste, berichtet wird, daß sie ihre Todten mit Lachen und Fröhlichkeit begruben, so spricht in dieser Freudigkeit eben Glaube und Hoffnung eines jenseitigen Lebens sich unverkennbar aus [2]. Schon dem Herodot war es bekannt, daß die Äthiopier ihre Todten mit größter Sorgfalt behandeln, ein Jahr in ihren Häusern aufbewahren und ihnen Spenden und Opfer darbringen [3]. Nach den Angaben Strabo's waren die bei den Todten geschworenen Eide ihnen besonders heilig und kannten sie auch den Gebrauch, dem verstorbenen Könige einige vertraute Diener in den Tod nachzuschicken. Das libysche Volk der Nasamonen schwor in gleicher Weise bei den Helden der Vorzeit und erholte sich bei den Todten durch Gebete und Schlafen über den Gräbern Rath und Hilfe [4].

Der andere Weg wird durch Stammverwandtschaft eröffnet. Freilich kann nicht behauptet werden, daß die alten Libyer geradezu von Semiten oder Ägyptiern abstammten, allein das wenigstens muß zugegeben werden, daß sie einem großen Theile nach Mischvölker waren. Dafür liefern in einzelnen Gegenden schon die Namen Belege, und darauf deuten auch die Sagen von uralten fremden Eroberungen, von Wanderzügen asiatischer Völker, die in Afrika mit den libyschen Urbewohnern sich verbunden haben sollen. Den Nachrichten der Alten zufolge haben, wenn wir aus den bunten Sagen den historischen Kern herausschälen, in der Urzeit Völker dunkelfarbigen Stammes aus Oberägypten über den Küstenrand Afrika's sich ausgebreitet, zu denen später Stämme canaanitischen Blutes sich gesellten. Diese Völkerelemente, zusammengehalten mit obigen Andeutungen aus Mythologie und Sitte, ergeben

[1] Movers, Die Phönicier, II. S. 2. 414. 463. 504—506.
[2] Ersch u. Gruber, I. S. 2. 104. 105.
[3] Herodot 3, 24.
[4] Herodot 4, 152.

die volle Gewißheit, daß auch die Bewohner Afrika's in der ältesten Zeit dem Glauben an ein Jenseits huldigten [1].

Und die heutigen Bewohner? Wir kommen jetzt zu Völkern, die großentheils auf den unteren Stufen menschlicher Cultur sich befinden. Sie haben kein künstlich angelegtes oder weit ausgesponnenes Göttersystem, keine Heldensagen, die dem idealen Aufschwung oder dem nationalen Selbstgefühl Ausdruck verliehen, ebensowenig bilden sie große Nationalitäten, die in sich selbst etwa das Hochgefühl und den Stolz einer weitreichenden Bedeutsamkeit und Größe trügen. Aber gerade deßwegen sind sie für den Gegenstand dieses Schriftchens von besonderer Wichtigkeit. Man hat in den aufgezählten Dingen oft eine Quelle, oder wenigstens eine Stütze oder einen Erklärungsgrund des Unsterblichkeitsglaubens finden wollen. Hier begegnen wir Stämmen, bei denen aus solcher Grundlage, weil sie eben nicht vorhanden ist, die Idee der Fortdauer nicht entspringen konnte; durchdringt nun letztere dennoch auch jenes menschliche Leben, das auf einer niedrigen Stufe des Daseins hingeschleppt wird, ist dann nicht diese Thatsache ein glänzender Erweis, daß es gerade die Natur selbst, die einfache menschliche Natur an und für sich ist, welche, unabhängig und unbeeinflußt von allen äußeren Umständen, immer und überall mit Naturnothwendigkeit zur Annahme und zum Bewußtsein einer Fortdauer über den Tod hinaus drängt und treibt? Wir denken ja; und mit diesem leitenden Gesichtspunkte wollen wir im alten und doch noch immer neuen Afrika unsere Wanderung fortsetzen.

Die Berichte von Reisenden, die Angaben der Geographen, und namentlich die Schilderungen der Missionäre geben uns das ausreichende Material an die Hand. Die größte Bedeutung legen wir der letztgenannten Quelle bei. Denn die Missionäre sind es größtentheils allein, welche, Jahre lang unter den uncivilisirten Stämmen wohnend und deren Sprachen mächtig, über Anschauungen und Sitten derselben ein zuverlässiges Urtheil haben können. Sie leben in und mit dem Volke, während die Reisenden nur zu oft dem Volke fern bleiben, dessen Sprache nicht verstehen, nur wie im raschen Fluge und aus der Vogelperspektive die Verhältnisse zu Gesicht bekommen und der beständigen Gefahr ausgesetzt sind, Zufälligkeiten für das Wesen zu nehmen, oder ihre eigenen Anschauungen und Vorurtheile statt der Ansichten des Volkes aus Sitten und Gebräuchen abzuleiten. Und das kann um so eher der Fall sein, wenn das betreffende Volk keine Literatur

[1] Vgl. Movers, l. c. S. 370. 395. 413. 424 u. A.

besitzt, die eine Verkörperung des Volksgeistes in greifbarer und leicht zugänglicher Gestalt darböte, sondern wenn die ganze Ideenwelt nur aus dem sprudelnden Quell des Volkslebens selbst geschöpft werden muß[1].

Die Ansichten der Naturstämme über das Jenseits sind im Allgemeinen sehr einfach. Wir haben hier keine zusammenhängenden Ideensysteme zu entwickeln und sind auch selten in der Lage, aus vielerlei Äußerungen des Volkslebens die zu Grunde liegenden religiösen Anschauungen zu erschließen. Es ist ein bestimmter, eng abgegrenzter Kreis von Vorstellungen und Sitten, der mehr oder minder bei allen Stämmen, die wir jetzt zu besprechen haben, wiederkehrt. Um daher lästige Wiederholungen zu vermeiden, wollen wir nicht Stamm für Stamm, oder Land für Land durchgehen, sondern sogleich die Hauptpunkte fixiren, aus denen sich uns die Beweise für das Dasein der Unsterblichkeitsidee ergeben, und bei den einzelnen Punkten kurz die Länder oder Stämme anmerken, bei denen jede einzelne Anschauung besonders bezeugt ist. Wir beginnen mit den **Negern.**

Eine weitverbreitete Gewohnheit dieser Naturvölker verlangt, daß man den Verstorbenen für die Reise in das jenseitige Leben Speise mit in's Grab gebe, oder daß man der Seele, die von Zeit zu Zeit zu der alten Wohnstätte des Körpers wie zum Besuch zurückkehrt, Speise vorsetze.

Thomas Nicols, der sieben Jahre auf den kanarischen Inseln sich aufhielt, berichtet, daß die Eingeborenen den vornehmeren Todten als nothwendigen Bedarf für ihre Reise zwei Krüge voll Milch und Wein in's Grab stellten[2]. Einen gleichen Gebrauch findet man in der Nähe des grünen Vorgebirges. Die Bewohner pflegen mehrere Jahre hindurch täglich Morgens und Abends ein Gefäß mit frischem Wasser, die wohlhabenderen auch Wein zu der Ruhestätte eines lieben Todten zu bringen. In Sierra Leone erheischt die Sitte außerdem noch die Auf-

[1] Mit Recht bemerkt Dr. Schweinfurth: „Daß ein Reisender nach fünfwöchentlicher Anwesenheit unter einem Volke sein Urtheil über die religiösen Vorstellungen desselben gebe, wird Niemand im Ernste verlangen können." Im Herzen von Afrika. Leipzig 1874. II. S. 129. Um so merkwürdiger ist es, daß er trotzdem apodictisch den Bongo „jede Ahnung von der Unsterblichkeit" abspricht und es bezweifelt, „ob überhaupt der Unsterblichkeitsglaube in Afrika einheimisch sei". (I. 334.) Allerdings schreibt er dann wieder von den Schilluk-Negern: „Von den Verstorbenen nehmen sie an, daß sie unsichtbar stets in der Nähe der Lebenden weilen und sie begleiten." (I. 99.)

[2] Vgl. Histoire générale des voyages, III. pg. 5.

stellung von verschiedenen Gerichten, nachdem der Todte mit dem Besten und Kostbarsten seiner Habe begraben worden ist[1]. Denselben Gebrauch beobachten mehrere Monate lang nach einem Todesfalle die von Sierra Leone aus landeinwäts wohnenden Stämme. Man bringt Reis, Bananen, Palmwein u. dgl. zu den Gräbern und bittet die Todten, dieser Vorräthe sich zu bedienen, wenn sie während der Reise in das weitentlegene Land der Freuden und Wonnen Hunger und Durst empfinden sollten. Bei den Negerstämmen der Goldküste legen die Freunde und Bekannten des Todten als letztes Zeichen der Treue noch Geschenke auf das Grab, zugleich mit allem Geräth und allen Waffen des Verstorbenen und dessen Lieblingsspeisen, damit er gut ausgerüstet bei den Geistern der Ahnen sich zeigen könne[2]. Und welche Ansichten an der Beninküste verbreitet sind, ersehen wir unter Anderem aus dem Berichte eines Missionärs der Neuzeit. Herr Beaugendre aus der Gesellschaft für die afrikanischen Missionen schildert in einem Briefe vom 10. Nov. 1872 seinen Besuch bei einem Fetischpriester. Er fand diesen beschäftigt, wie er eben seinen Fetischen opferte. Der Missionär frägt ihn: „Warum hast du den Kopf dieses großen Fetisch mit Blut bestrichen?" Die Antwort ist: „Er ist mein Geist in der andern Welt; ich muß ihm daher wohl Opfer bringen." — „Und wer ist der andere, der ganz mit Palmöl bestrichen ist?" forscht der Missionär weiter. — „Das ist mein Vater," erwiedert der Fetischanbeter. „Seitdem er starb, sind schon viele Monde verflossen. Er war reich, hatte viele Feinde getödtet, und als großer Häuptling besaß er auch viele Weiber. Daher wurde er auch von vielen betrauert, und viele Freunde brachten Öl und Tafia; wir tanzten und beteten lange." Der Neger gab dann das zu Ehren des Verstorbenen gesungene Lied zum Besten, von dem die Zeile „auf Wiedersehen, tapferer Genosse" uns allein interessirt. Dann fuhr er fort: „Nachdem wir noch lange gebetet und meinem Vater viel Tafia zu trinken gegeben, brachten wir ihm auch kostbare Stoffe dar, damit er immer ein schönes Kleid habe, Muscheln, damit er sich Sklaven kaufen könne, und überreichten ihm einen Säbel und ein Messer. Auch ließen wir ihn das Blut von einem Hahn, einer Ziege und einem Ochsen trinken. Sieh nur, was ich ihm noch täglich gebe! Dieses Öl muß er verspeisen; mit jenem (dabei deutete er auf die irdenen Töpfe, die umherstanden) seinen Leib einreiben, damit er immer

[1] Vgl. Histoire générale des voyages, IV. pg. 139. 240. 257.
[2] L. c. V. pg. 33. 52. 234.

gelenkig und kräftig bleibe. Da hat er auch Kolas, Wasser, Muscheln; Alles, was er bedarf, um gut zu leben. Morgens und Abends komme ich, ihn zu fragen, was er nöthig habe, und wenigstens viermal im Monat schlachte ich ihm einen Hahn oder ein Ziegenböcklein oder einen Ochsen." Diese Worte des Negers der Beninküste geben uns die beste Erklärung, die wir nur wünschen können, über den bei den Negern so verbreiteten Gebrauch, Speisen den Todten vorzusetzen, und zeigen zugleich, wie tief ihnen die, wenn auch noch so rohe Idee des Fortlebens nach dem Tode eingeprägt ist. Als der Missionär ihm entgegnete: „Glaubst du denn, daß dein verstorbener Vater esse, trinke und dich höre?" war er über eine solche Frage und den in ihr liegenden Zweifel ganz erstaunt [1].

Wandern wir an der Küste nach südwärts voran, so finden wir z. B. am Gabun, da wo der Äquator die Küste schneidet, ganz dieselbe Sitte und Anschauung. Die Stämme der Eingeborenen betrachten die Seelen ihrer Vorfahren als mächtige Schutzgeister, deren Gunst und Segen zu allen Handlungen nothwendig ist, und deren Beistand man sich durch Spenden von Nahrungsmitteln zu erkaufen hat. In den Jahrbüchern der Glaubensverbreitung hat P. Schwindenhammer, auf seine und seiner Gefährten zwölfjährige Erfahrung und Bekanntschaft mit den Ansichten der Neger gestützt, einen ausführlichen Bericht darüber niedergelegt [2]. Noch südlicher, in der Gegend des Zaire oder Congo, wird die gleiche Sitte, den Todten mit Tabak, Stoffen und dergleichen Geschenke zu machen, angetroffen [3]. Cameron fand ebenfalls diese Sitte unter den Wamerina in Inner-Afrika [4], so daß wir sie als eine allen Negern gemeinsame bezeichnen dürfen.

Aber nicht bloß mit Speisen wird der Todte bedient. Bei sehr vielen Negerstämmen herrscht jene blutige Gewohnheit, die uns bereits mehrmals entgegentrat, zum Dienste des Verstorbenen in der andern Welt Sklaven und Weiber zu schlachten. Diesen Gebrauch fand Brue, der viele Jahre Generaldirector der französischen Handelsgesellschaft für den Senegal war (zuerst 1697—1702, dann nochmals 1714—1720), auf den Bissagos-Inseln vor. Um den Fürsten in der andern Welt Gesellschaft zu

[1] Vgl. Katholische Missionen, 1873. S. 58. 59. Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens, 1873. II. S. 56 u. f.

[2] Annales de la propagation de la foi, XXXII. pg. 22. 23.

[3] Histoire générale des voyages, VI. pg. 225.

[4] Cameron, Quer durch Afrika. Leipzig 1877. I. S. 103.

leisten und Unterhaltung zu bieten, wurden die Lieblingssklaven und Musiker am Grabe getödtet, oder auch lebendig mit ihnen begraben[1]. Ähnliche Opfer fielen beim Tode der Reicheren und Vornehmeren. Das Gleiche fand auch statt im Reiche der Aschanti an der Goldküste[2]. Am bekanntesten vielleicht sind die massenhaften Schlächtereien beim Tode der Könige von Dahomey. Im Jahre 1860 noch mußten mehr als 3000 menschliche Schlachtopfer das Leichenbegängniß des Negerkönigs Ghezo „verherrlichen". Einige wurden gleich nach dessen Tode in's Meer gestürzt, damit sie ihrem verstorbenen Fürsten die Hafenpforte in der anderen Welt öffneten, andere wurden vor Beginn des Festes gemordet, weil der Sohn des Verstorbenen dem Vater allerlei Botschaften noch zu übersenden hatte; während des mehrtägigen Festes fielen täglich hunderte[3]. Ein ähnliches Opfer von 2000 Menschenleben wird aus Calabar gemeldet[4], dem Küstenlande an der Mündung des Nun oder Quorra. Dieser blutige Gebrauch macht sich gleichfalls, wenn auch in geringerer Ausdehnung, geltend im Lande Quoja an der Sierra-Leona-Küste. An der Pfeffer-Küste (Malaguetta, in Oberguinea) muß die „erste Gattin", d. h. diejenige, die zuerst dem Manne ein Kind geschenkt hat, sich lebendig mit ihm begraben lassen[5]. Am Hofe des Beherrschers von Juida an der Sklavenküste bestand ein Amt mit dem Titel des Günstlings des Königs. Wer dieser Würde theilhaftig wurde, genoß große Auszeichnungen und Vorrechte. Aber sein Leben hing von dem des Königs ab. Starb dieser, so fiel zuerst der Kopf des „Günstlings", sodann wurden acht der königlichen Frauen und so viele von den übrigen Sklaven ihm zur Bedienung nachgeschickt, als der neue König und der Oberpriester für gut fanden[6]. Ähnlich an der Goldküste; nur müssen da die Unglücklichen oft unter entsetzlichen Martern ihr Leben aushauchen, und Barbot weiß daselbst von einem Sklavenmarkt zu erzählen, der zu dem Zwecke abgehalten wird, um den Reichen bei Todesfällen den nöthigen Bedarf für Menschenopfer zu liefern[7]. Das gleiche

[1] Histoire générale des voyages, III. pg. 382.

[2] L. c. IV. pg. 488.

[3] Vgl. Kathol. Missionen, 1874. S. 99. Annales, XXXIII. pg. 152. Histoire générale, IV. pg. 563.

[4] Annales, XX. pg. 316.

[5] Vgl. Histoire générale, V. pg. 33. 47. Gaume, Geschichte der häuslichen Gesellschaft, III. S. 58.

[6] Histoire générale, V. pg. 416.

[7] L. c. V. pg. 240.

bluttriefende Bekenntniß des Glaubens an ein jenseitiges Fortleben wird abgelegt an der Beninküste, am Gabun, in Congo und in Matamba im südwestlichen Afrika[1]. Führen wir hier noch an, was einer der allerneuesten Afrikaforscher, V. L. Cameron, über die Bestattung eines Häuptlings in Urua, im eigentlichen Herzen von Afrika, erzählt: „Man leitet den Lauf eines Flusses ab, gräbt eine breite und tiefe Grube und bedeckt deren Boden mit lebenden Frauen. An dem einen Ende kauert eine Frau auf ihre Hände und Knie nieder; auf ihren Rücken wird der todte Häuptling gesetzt, mit seinen Perlen und andern Schätzen geschmückt und auf jeder Seite von einer seiner Frauen gehalten, während die zweite Frau zu seinen Füßen sitzt. Dann schaufelt man Erde darüber und alle Frauen, mit Ausnahme der zweiten, werden lebendig begraben. Wenn dies geschehen ist, wird eine Anzahl männlicher Sklaven, manchmal 40—50, geschlachtet und mit ihrem Blut das Grab besprengt. Hierauf läßt man den Fluß wieder in sein Bett zurückströmen."[2]

Doch wenden wir unsere Augen ab von diesem scheußlichen Schauspiel und verweilen wir lieber bei harmloseren Äußerungen derselben Überzeugung über die jenseitige Fortdauer. Außer den schon angeführten Ehrenbezeugungen für die Todten finden sich nämlich noch andere Arten der Todtenverehrung bei den Negern, die denselben Glauben ausprägen. So bemerkte Villault in der Nähe des heutigen Liberia die Gewohnheit, vor dem Trunke einen Theil des Palmweines auf den Boden auszugießen. Auf seine Frage nach der Bedeutung dieses Gebrauches erwiederte ihm der Negerhäuptling: „Mein Vater ist todt; ich ehre ihn dadurch; hat er Durst, so wird er kommen und das Ausgegossene trinken." In derselben Gegend wohnte Capitän Thomas Phillips (1693) einem Festmahl der Neger bei. Mit Befremden bemerkte er, daß beim Beginne des Mahles alle in ehrfurchtsvoller Haltung und feierlicher Stille in die Mitte des Speiseraumes sich begaben und dort etwas Speise und Trank in eine Bodenöffnung gleiten ließen. Er erhielt die Erklärung, das sei eine dem gestorbenen König dargebrachte Huldigung und würde bei jeder Mahlzeit beobachtet[3]. Dasselbe beobachtete Loyer im Negerreich Assin an der Goldküste als ganz allgemeine Sitte gegen alle verstorbenen Freunde[4].

[1] Histoire générale, VI. pg. 20. 315. 426. Katholische Missionen, 1874. S. 54. Malte-Brun, Géographie complète et universelle, VII. pg. 445. 495.

[2] Cameron, Quer durch Afrika. II. S. 95.

[3] Histoire générale des voyages, IV. pg. 369. 388.

[4] L. c. IV. pg. 471.

Landeinwärts von Sierra-Leone werden die Geister der Dahingeschiedenen als Schutzgeister angerufen und verehrt. Die Neger von Guoja z. B. schreiben es dem Wohlwollen ihrer verstorbenen Eltern und Freunde zu, wenn sie auf der Jagd gute Beute machen, oder einer drohenden Gefahr entgehen. Dankerfüllt opfern sie dann auf den Gräbern Reis und Palmwein; wollen sie sich an ihren Feinden rächen oder die Zukunft erforschen, wenden sie sich gleichfalls an die Geister der Verstorbenen. Und diese Verehrung ist nicht bloß Sache der einzelnen Familie, jedes Dorf hat dafür einen eigens bestimmten Platz, an den dreimal im Jahre reiche Opfer und Vorräthe zum Dienste der schützenden Geister gebracht werden[1]. Ein gleicher Todtencult wird von den Negervölkern am Gabun geübt. Hören wir die Erzählung des P. Schwindenhammer: Sie wenden sich in ihrem Gebete an die Vorfahren, d. i. an die, die sie gekannt haben und die ihnen in's Grab vorangegangen sind. Wer Glück hat, lebt der Überzeugung, daß er ihrem wohlwollenden Beistande Alles verdanke, während der vom Mißgeschick Verfolgte sich für einen Gegenstand ihres Hasses und eine Beute ihres Grimmes hält. Von dieser Ansicht stammen tausend Arten sonderbarer Gebräuche, durch deren Beobachtung sie sich die Gunst derselben zu verschaffen oder deren Zorn zu beschwichtigen hoffen. Da läuft einer wie toll durch die Gassen, eine Schelle heftig schüttelnd und hinter ihm drein seine Weiber und Kinder, weiß, schwarz und roth angestrichen — denn das sind Farben von günstiger Vorbedeutung — was soll das? Morgen will er eine kleine Reise antreten und sich daher jetzt der Gunst seiner Ahnen versichern. Kurz vor Sonnenuntergang — das ist die günstigste Geisterzeit — begibt er sich zum Grabe, ruft laut die Namen aller, deren er sich entsinnen kann, und fleht sie an, alles Unheil von seinem Hause zu entfernen und ihm reichsten Segen für alle Unternehmungen und die Schätze der schwarzen und weißen Menschenstämme zu gewähren. Um sie günstig zu stimmen, spart er auch Thieropfer nicht. Ja, diese gelten für besonders kräftig und wirksam bei den Geistern der Ahnen[2]. Daher sind denn auch jene Fetische, in denen die Geister der Ahnen hineingebannt sich befinden, von besonderer Bedeutung und die Götzenpriester, die dergleichen anfertigen, hochgeschätzt. Die Zubereitung ist übrigens einfach. Der Priester zerreibt einige Todtengebeine zu Staub und füllt damit den Kopf und Bauch eines frisch angefertigten

[1] Histoire générale des voyages, V. pg. 38. 39.
[2] Annales, XXXII. pg. 22.

Götzenbildes. Das geschieht am Grabe selbst. Fünf Tage hindurch verrichtet er noch allerlei Hokuspokus — und der Fetisch ist fertig. Im festlichen Zuge wird er in's Dorf gebracht und in einer eigenen Hütte in der Nähe dessen, der sich ihn hat anfertigen lassen, niedergesetzt. Das ist nun ein Familienheiligthum. Hier wird gebetet, geopfert und dem Schutze der Ahnen alles Kostbare anvertraut [1].

Als der Todtenverehrung ergeben werden noch geschildert die Stämme im Süden von Jakoba, die Marghi, die M'Pongwes [2], die weiter im Innern wohnenden Schokanis und Bakeles, die den Gebeinen der Verstorbenen große Ehrfurcht erweisen. Ähnlich die Yorubas, die auch dem bei den Susus häufigen Glauben huldigen, daß bisweilen der Geist eines Todten in einem seiner Enkel seine Wohnung aufschlage [3] — eine Annahme, die uns bei einigen Australvölkern insoweit begegnet, daß sie die Einkehr der Seele eines Verstorbenen in einen Lebenden überhaupt für ganz gewöhnlich halten [4].

Noch in anderer Form stellt sich derselbe Glaube dar. Man befrägt und beschwört die Todten, man glaubt an eine Seelenwanderung, man fürchtet die Rückkehr der Seelen als unheilbringend. Erkrankt z. B. Jemand, so glaubt man, die Geister der Todten hätten ihm die Krankheit geschickt, um ihn durch dieselbe in ihre Gesellschaft zu bekommen. Deßwegen begeben sich die Fetischpriester an die Stätte der Gräber, stellen den Geistern vor, wie nützlich und beliebt bei den Lebenden der Kranke ist, bitten sie, von ihrem Wunsche abzustehen, und geloben Opferspenden [5]. Vermuthet man, Jemand sei eines gewaltthätigen Todes gestorben, so wird die Leiche unter gewissen Zauberformeln auf den öffentlichen Platz getragen und über die Art des Todes befragt. Der Geist des Verstorbenen antwortet sodann durch geheime, nur dem Zauberer bemerkbare Zuckungen und bezeichnet sogar die Person des Übelthäters [6]. An der Küste Sierra-Leone und von da nach Süden hin und landeinwärts ist auch der Wahn verbreitet, daß die Seelen in Thierkörper wandern, besonders in Eidechsen. Daher haben die Neger solche gerne bei ihren Hütten, freuen sich, wenn sie in

[1] Annales, XXXII. pg. 25.
[2] Kathol. Missionen, 1874, S. 53.
[3] Waitz, Die Negervölker und ihre Verwandten, S. 181.
[4] Mémoires sur l'Australie par. Mgr. Salvado, pg. 162.
[5] Histoire générale des voyages, IV. pg. 421.
[6] L. c. V. pg. 39. 236.

die Hütten kommen, indem sie sagen: Sehet da, Vater, Mutter, Verwandte und Freunde statten uns einen Besuch ab [1]. In Guinea glaubt man, daß die Seelen der Gestorbenen bald wieder in einem neuen Körper und in einem andern Lande geboren würden [2]. Manche Neger sind daher voll froher Hoffnung, demnächst als mächtige und kluge Weiße wieder auf die Erde zu kommen [3]. Dieser Glaube war bei Beginn mancher Missionsstationen eine Quelle des Mißtrauens gegen die Missionäre. Man hielt dafür, daß der Missionär die Macht habe, durch seinen Blick den Kranken die Seele zu rauben; „noch vor wenigen Jahren," schreibt P. Le Berre am 1. März 1873 über das apostolische Vikariat der beiden Guinea, „war dieß eine ziemlich verbreitete Überzeugung, und man fügte noch bei, daß sich in unserer Anstalt eine zahlreiche Sammlung auf solche Weise geraubter Seelen befinde. Da unsere Neger auch an die Seelenwanderung glauben, und in unserer Genossenschaft eine Menge Knaben sahen, sagten sie, der Missionär raube nicht nur die Seelen, sondern besitze auch die Macht, sie in jungen Negern wieder aufleben zu lassen und diese durch eine besondere Anziehungskraft an die Anstalt zu fesseln." [4] Die Gewohnheit, die Todten um Auskunft zu fragen, ist auch in Loango einheimisch. Von den Seelen der Könige und Häuptlinge glaubt man daselbst, daß sie nur in den gleichen Familien wiedergeboren werden; die Seelen der anderen Menschen werden entweder Schutzgeister, oder erhalten einen Aufenthaltsort unter der Erde, oder logiren sich im Dache der Hütte ein, die sie früher bewohnten. Hat Jemand einen Todschlag begangen, so kann er die Seele des Gemordeten zwingen, das Grab zu verlassen und ihm beliebige Dienste zu leisten [5]. In Congo dagegen fürchtet man die Rückkehr der Seelen, weil sie durch ihre Erscheinungen unrettbar den Tod brächten. Um daher diesen zuvorzukommen, müssen bei der Leichenfeier bestimmte Ceremonien beobachtet werden. Mit Hühnerblut wird die Hütte außen und innen besprengt und die Knochen werden über das Dach geworfen. So ist der Platz gegen die Seelen gefeit [6].

Welches Leben führt nun die Seele nach dem Tode des Leibes? Gibt es eine Vergeltung, eine Gerechtigkeit im Jenseits und

---

[1] Histoire générale des voyages, IV. pg. 223.
[2] Ähnlich in Senegambien (vgl. Kathol. Missionen, 1877. S. 78).
[3] Annales, XXIII. pg. 12.
[4] Jahrbücher, 1873, III. S. 57.
[5] Histoire générale des voyages, VI. pg. 268.
[6] L. c. VI. pg. 314.

worin besteht sie? Um die Anschauungen der Neger in etwa vollständig zu haben, müssen wir uns diese Fragen noch kurz beantworten. Im Allgemeinen ist den Negern das Leben nach dem Tode ein Reflex, eine Erhöhung des glücklichen Lebens auf Erden. Daß die irdischen Verhältnisse sich irgendwie fortsetzen, erhellt schon aus der Ansicht über die als Begleiter und Diener am Grabe geschlachteten Sklaven und Weiber und aus dem Bedürfnisse nach Nahrung. Auch die Idee einer Vergeltung schimmert meistentheils durch[1]. Es war nicht selten, daß Negersklaven sich tödteten, in der gewissen Hoffnung, so in ihr Heimathland zurückzukehren[2]. Die Neger von Assin verlegen den Aufenthaltsort der Seelen in die Mitte der Erde; dort empfangen sie einen neuen Körper und finden all' dasjenige vor, was man beim Leichenbegängnisse für sie aufgewendet. Je großartiger dieses, desto feierlicher sei auch ihr Einzug und ihr Empfang im Todtenreiche[3]. Andere Stämme der Goldküste verlegen den Ort der Seelen unbestimmt in ein fernes Land voll Freuden; noch andere lassen die irdischen Beschäftigungen einfachhin fortdauern und zwar so, daß die Seelen sich das selbst von den Lebenden holen, dessen sie bedürfen; daher erklärt es sich, daß wir so Vieles verlieren: die Seelen haben sich das weggenommen. Einige haben auch die Ansicht von einem Todtenflusse, an dem ein Todtengericht stattfindet. Er fließt im Innern der Erde. An seinen Ufern angekommen, wird die Seele über ihr Leben geprüft. Hat sie die Fetische gut verehrt und Treue in der Erfüllung von gemachten Versprechen bewährt, so wird sie über den Fluß in's Land der Seligkeit zugelassen. Wenn nicht, so wird sie in den Fluß versenkt. Einige Stämme an der Sklavenküste haben noch die Idee einer jenseitigen Bestrafung durch Feuer[4], eine Idee, die man auch bei den Eingeborenen auf Teneriffa vorfand, welche die gestorbenen Verbrecher in den feuerspeienden Bergen gepeinigt werden ließen[5]. In der Meinung der Negerstämme von Benin ist Hölle und Paradies unter dem Meere; eine jenseitige Rechenschaft muß abgelegt werden, bei der der Schatten des Menschen, welcher ihn auf Erden so treu begleitete, als Zeuge oder Ankläger auftritt[6]. Nach dem Ibos sieht der

[1] Br. Cruickshank, Ein 18jähriger Aufenthalt auf der Goldküste, S. 221.
[2] Histoire générale des voyages, IV. pg. 414.
[3] L. c. IV. pg. 467. 471.
[4] L. c. V. pg. 244. 376.
[5] L. c. III. pg. 29.
[6] L. c. VI. pg. 23.

Gute den Gott Tschuku im Jenseits; die Schlechten aber kommen in's Feuer[1]. Die Krus und Scherbros hoffen gleichfalls mit Gott und ihren Vorfahren vereinigt zu werden. Deutlich wird die Idee der Vergeltung von den Odschis, den Stämmen in Aschanti, Akim, Aquapim und Akwambu, bezeugt, „ihnen gilt der Himmel als Aufenthaltsort der Guten nach dem Tode; sie steigen zu ihm auf dem ‚Geisterwege', der Milchstraße, hinauf, wogegen die Bösen im andern Leben zu leiden haben, doch verbinden sich bei ihnen mit dieser Ansicht auch mancherlei vage Vorstellungen von Seelenwanderung; insbesondere glauben sie, daß die abgeschiedene Seele unmittelbar nach dem Tode noch auf der Erde, vorzüglich in der Nähe des Grabes, sich umtreibe und auf das Schicksal der Überlebenden vielfachen Einfluß ausübe; nur von ganz gemeinen Verbrechern sagt man, daß sie noch einen zweiten Tod sterben und für ihre Thaten büßen müßten."[2]

Das ist das Zeugniß der Neger. Es reicht wohl das Beigebrachte hin — eine erschöpfende Darstellung der Einzelheiten ist ja für unsern Zweck nicht gefordert —, um die Überzeugung wach zu rufen, daß auch die Negerstämme mit aller Entschiedenheit an ein jenseitiges Leben glauben. Auf die übrigen afrikanischen Naturvölker wird es genügen einen flüchtigen Blick zu werfen. Bei den Kaffern genießen die Geister der verstorbenen Häuptlinge einer religiösen Verehrung; man ruft sie mit Gebet und Opfer an und ist der Ansicht, daß sie oft in Gestalt gewisser unschädlicher Schlangen sich zeigen[3]. In Monomotapa, einem Gebirgslande im südlichen Ostafrika, das ebenfalls Kaffernstämme bewohnen, gelten die verstorbenen Könige als Schutzgeister des Landes, die in Macht und Herrlichkeit im Jenseits lebten und verehrt sein wollten[4]. Auch die Betschuanen kennen die Fortdauer der Seele und die Verehrung der Geister der Vorfahren[5]. Ebenso ist der Unsterblichkeitsglaube einheimisch bei den Gallas, wofür schon der ungemein lebhafte Glaube an gute und böse Geister und in Folge davon an die Macht der Zauberei spricht. Sie flehen u. A. zu ihrem Gott: „Nimm uns zu dir in deinen Garten."[6] Derselbe Glaube ist bei den heidnischen Bewohnern von Kordofan und

[1] Waitz, Negervölker, S. 169.
[2] Waitz, a. a. O. S. 191.
[3] Waitz, a. a. O. S. 411.
[4] Histoire générale des voyages, VI. pg. 551.
[5] Waitz, a. a. O. S. 411.
[6] Waitz, a. a. O. S. 517.

Umgebung vorhanden[1], und über die Stämme von Zanzibar (Küstenland und Insel) schreibt der Missionär P. Horner: „Eine besonders hohe Verehrung haben sie für die Geister; diesen errichten sie aus Blätterwerk kleine Heiligthümer im Innern der Wälder unter Affenbrodbäumen, bringen ihnen Opfergaben dar, die in Lappen, Scherben, Eßwaaren u. dgl. bestehen.“[2] Die Hottentotten, denen man freilich manchmal aus Mangel an genauerer Kenntniß ihrer Sitten und Sprache jeden Begriff eines zukünftigen Lebens abgesprochen hat, bekunden ihren Glauben dadurch, daß sie tapfere und einflußreiche Männer ihrer Ortschaften auch nach deren Tode ehren, sie anrufen und Wälder, Berge und Flüsse deren Andenken weihen und alsdann diesen Orten nur mehr mit Ehrfurcht nahen. Andererseits haben sie auch Furcht vor den Geistern der Verstorbenen, schreiben ihnen Unglücksfälle zu, und wechseln oft ihren Aufenthaltsort, wenn er ihnen wegen der Nachstellungen derselben nicht mehr sicher ist. Sie glauben, daß die Seelen in der Nähe der Leichname sich aufhalten müssen und daß die Zauberer über die Dienste und Kräfte derselben verfügen können[3].

Und nun noch einen Blick auf die große Insel an der Ostküste Afrika's, Madagaskar! Die Bewohner zerfallen ethnographisch in zwei Gruppen. Die eine zeigt nahe Verwandtschaft mit den Kaffern des Kaplandes; so die Sakalaven an der Westküste und im Norden der Insel die Antsianaken. Die andere Gruppe, die Stämme der Howas, der Betsileos und der Betsimisaraken im Innern, Süden und Osten der Insel begreifend, prägt den Charakter der Malaien auf den Sunda-Inseln und in Polynesien aus. Um älterer Nachrichten über den Unsterblichkeitsglauben der Madegassen nicht zu gedenken[4], seien hier nur kurz die Mittheilungen des P. Finaz erwähnt, der seit mehr als 30 Jahren in der Mission von Madagaskar thätig ist und über die Begräbnißfeierlichkeiten u. dgl. der heidnischen Bevölkerung eigene Untersuchungen angestellt hat[5]. Er schreibt u. A.: „Die Schatten der Todten üben über die Phantasie aller Madegassen eine große Herrschaft aus. Die Merinesen und Betsileos sind der An-

[1] Malte-Brun, Géographie, VII pg. 243. 270. 570. Ersch und Gruber, I. S. 52. 434.

[2] Jahrbücher des Glaubensverbreitung, 1870, I. S. 41.

[3] Histoire générale des voyages, VI. pg. 490.

[4] A. a. O. XI. pg. 203. 231.

[5] Kathol. Missionen, 1876, S. 47 u. f.

sicht, die Seelen der Verstorbenen versammelten sich zu Ambudrobe in einem Thale; die Sakalaven dagegen nehmen an, daß sie bei den Gräbern zurückbleiben. Da nun die Schatten außerdem für böse gelten, fürchtet man auf der Westküste die Nähe der Begräbnißstätten .... Doch können die Seelen auch von den Gräbern aus kleinere oder größere Ausflüge machen. Bei dieser Gelegenheit erscheinen sie dann den Lebenden, meistens während des Schlafes, und ihre Erscheinung hat regelmäßig ein Unheil zur Folge. Nur die Seelen der verstorbenen Eltern bringen Glück; man ruft sie daher an und bringt ihnen Opfer." In hohen Ehren stehen auch die Seelen der verstorbenen Könige. Die Howas halten die Nähe der Gräber für segenbringend; auch sie verehren die Geister der Abgeschiedenen und bringen ihnen Opfer, in der Überzeugung, daß sie den Lebenden durch Rath und That beistehen können. Die Ehrfurcht vor den Todten spricht sich auch in der Sorge für die Grabstätten aus.

Blicken wir auf die in diesem Abschnitte besprochenen Völker zurück, auf Neger, Hottentotten, Kaffern und Stammverwandte der Malayen — auch sie bezeugen einstimmig: Deus creavit hominem inexterminabilem, Gott hat den Menschen unsterblich erschaffen[1]. Nach zwanzigjährigem Aufenthalt unter den Völkern im westlichen Afrika äußerte Wilson: „Die eingebornen Afrikaner würden ebenso gut an ihrer gegenwärtigen Existenz als an ihrer zukünftigen zweifeln. Jeder Traum, jeder beliebige Einfall gilt ihnen als ein Geflüster und als Eingebung einer abgeschiedenen Seele. Leibliche Schmerzen und geistige Angst und Unruhe kommen von bösen Geistern her, unter welchen die Seelen der Verstorbenen sich mit befinden."[2]

[1] Sap. 2, 23.

[2] Vgl. Ed. Spieß, l. c. S. 150, und Waitz, l. c. S. 193.

14. Die Bewohner von Süd- und Mittel-Amerika.

Und nun hinüber zur neuen Welt! Neu war und ist sie in mehr als einer Beziehung, oft ein entschiedener, oft ein ergänzender Gegensatz zur alten und doch wieder eine eigene, abgesonderte Welt für sich — neu in physischer und ethnologischer Hinsicht. Etwa auch neu betreffs des Unsterblichkeitsglaubens? Oder tönt auch hier die alte wohlbekannte Stimme der Natur, jener Trieb, der wie mit Naturnothwendigkeit über die Spanne Zeit und den verfallenden Leib hinausweist und hinein in neue Region des Lebens jenseits des Grabes? Sehen wir zu!

Die Entdecker fanden uncivilisirte Stämme vor und zwei mächtige Staaten, die in Cultur, ja selbst in der Verfeinerung ziemlich weit vorangeschritten waren: Peru und Mexiko. Das Reich der Inkas, **Peru**, erstreckte sich längs des stillen Meeres vom zweiten Grad nördlicher bis zum siebenunddreißigsten Grad südlicher Breite, so daß es die heutigen Staaten Ecuador, Peru, Bolivia und Chili in sich begriff. Seine östliche Grenze ist unbestimmt, dürfte aber wohl im Allgemeinen durch die riesigen Cordilleren der Andes bezeichnet werden. Auf diesem langen, aber schmalen (das Inkareich soll in seiner größten Breite 120 Leguas nicht überschritten haben) Streifen wohnte ein mächtiges Volk, dessen Verstand und Fleiß selbst dem widerstrebenden Boden eine hohe Culturblüthe abgerungen hatte. „Durch eine verständige Anlegung von Kanälen und unterirdischen Wasserleitungen wurden die wüsten Landstriche auf der Küste mit Wasser reichlich versehen und dadurch in fruchtbare, schöne Gegend verwandelt. An den steilen Wänden der Cordilleren wurden Erdstufen angelegt, und da die verschiedenen Erhebungen die Wirkung verschiedener Breitegrade hatten, boten sie in geregelter Abstufung jede Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen . . . Ein betriebsames Volk siedelte sich längs der hohen Gegenden der Tafelländer an, und zahlreiche Städte und Weiler, mitten unter Obst- und anderen ausgedehnten Gärten, schienen weit über die gewöhnliche Erhebung der Wolken in der Luft zu schweben. Der Verkehr zwischen diesen zahlreichen Ansiedlungen

wurde vermittelst der Landstraßen unterhalten, welche die Bergpässe durchschnitten und eine bequeme Verbindung zwischen der Hauptstadt und den äußersten Enden des Reiches eröffneten." [1] Das Reich konnte sich goldstrahlender Tempel, königlicher Paläste, gewaltiger Festungen, zahlreicher Landstraßen, Hängebrücken, Manufakturen, Bergwerke, selbst der Einrichtung des Postwesens u. dgl. rühmen. Für die Gründung des Reiches, für alle Gesetze und Einrichtungen nahmen sie göttlichen Ursprung, göttliche Belehrung in Anspruch. Die Sonne selbst, die oberste Gottheit, die große Leuchte und Mutter der Menschheit, hatte ja nach peruanischer Sage zwei ihrer Kinder, Manco Capac und Mama Oello Huaco, abgesandt, um die wilden Einwohner zur Gesittung des Lebens und zu einem wohlgeordneten Staatswesen zu führen und alle Kunst und Bildung zu lehren. Von diesen „Kindern der Sonne" stammt das königliche Herrschergeschlecht der Inkas ab. Was haben nun die „Kinder der Sonne" über Seele und Unsterblichkeit mitgetheilt?

Wenn ein Inka starb, so wurde er nach dem allgemein üblichen Landesausdrucke „zur Wohnung seines Vaters, der Sonne, heimgerufen". Seine Bestattung wurde mit außerordentlicher Pracht und Feierlichkeit begangen. Der Leichnam ward kunstvoll einbalsamirt und nach dem großen Sonnentempel in der Hauptstadt Cuzco gebracht; die Eingeweide aber im Tempel von Tampu beigesetzt mit einer Menge von kostbaren Geschirren und Juwelen. Zugleich wurden eine Anzahl Diener und Frauen, die sich zuweilen auf Tausende beliefen, über seinem Grabe geopfert, um ihm in der jenseitigen Welt Gesellschaft zu leisten. Dieser blutige Gebrauch fand auch, wenngleich nicht in solchem Umfange, beim Tode der Vornehmen statt. Man glaubte, daß die Seele des verstorbenen Herrschers nach einiger Zeit wiederkehren werde, um den Körper auf Erden neu zu beleben. Daher ließ man alle Schätze, Geräthe und Kleidungsstücke mit Ausnahme der zum Leichenbegängniß verwendeten so, wie er sie hinterlassen hatte, und verschloß auch seine Wohngebäude. Er sollte bei seiner Wiederkehr Alles genau so antreffen, wie er es im Leben gewohnt gewesen. Die Vorstellungen über das Jenseits schildert Prescott auf Grund zuverlässiger Quellen, z. B. nach Garcilasso, der der Sohn einer Inkatochter war, in folgender Weise: „Sie nahmen die Fortdauer der Seele nach dem Tode an und brachten damit den Glauben

[1] W. H. Prescott, Geschichte der Eroberung von Peru, aus dem Englischen. Leipzig 1848. S. 6.

an die Auferstehung des Leibes in Verbindung. Sie wiesen den Guten und den Bösen verschiedene Orte zum Aufenthalte an; die Letztern verwiesen sie in den Mittelpunkt der Erde. Die Guten, meinten sie, würden ein üppiges Leben von Ruhe und Gemächlichkeit, worin ihre höchsten Begriffe von Glückseligkeit bestanden, führen, die Bösen aber ihre Verbrechen durch Jahrhunderte voll mühseliger Arbeit abbüßen. Der Glaube an die Auferstehung des Leibes war es, der sie veranlaßte, diesen mit so großer Sorgfalt zu erhalten — jedoch durch ein einfaches Verfahren, das, ungleich dem mühsamen Einbalsamiren der Ägyptier, nur darin bestand, daß man ihn der kalten, außerordentlich trockenen und sehr verdünnten Bergluft aussetzte. Da sie glaubten, daß die Beschäftigungen in der künftigen Welt denen der gegenwärtigen sehr ähnlich sein würden, so begruben sie mit einem verstorbenen Edelmann etwas von seiner Kleidung, seinen Geräthschaften und häufig auch von seinen Schätzen, und zum Schluß der düsteren Ceremonie opferten sie seine Weiber und Lieblingsdiener, um ihm in den glückseligen Gefilden jenseits der Wolken Gesellschaft zu leisten und ihn zu bedienen." [1] In der That hat man Grabesstätten mit reichen Schätzen gefunden. Humboldt besuchte das Grab eines peruanischen Fürsten, aus welchem ein Spanier im Jahre 1576 eine Masse Gold von einer Million Dollars an Werth gezogen hatte.

Aber was fühlen, denken, urtheilen die Barbaren, die wilden Stämme der neuen Welt? Beginnen wir im Süden von Südamerika. Da sind die **Patagonier.** Die erste nähere Bekanntschaft mit ihnen ward in Europa vermittelt durch den Brief des P. Manuel Garcia vom 7. Juni 1746, den P. Charlevoix auszugsweise mittheilt [2]. „Alle halten die Seelen für unsterblich." Sobald Jemand gestorben ist, versammeln sich die Weiber in dessen Hütte und beginnen, ein Klagegeheul aus allen Kräften anzustimmen. Die Verwandten des Todten antworten in derselben Weise; hat diese wechselseitige Todtenklage eine Zeitlang gedauert, so bringt man die Leiche an die Stätte des Begräbnisses und begräbt mit ihr alles, was der Verstorbene im Gebrauche hatte. Selbst seine Hütte wird in Brand gesteckt. Man ist darauf bedacht, nichts übrig zu lassen, was an ihn erinnern könnte. Von dem Todten zu träumen, gilt als ein sehr schlimmes Vorzeichen. Die Zauberei ist sehr im Schwunge; sie wird

[1] W. H. Prescott a. a. O. S. 24. 68.

[2] P. Charlevoix, Histoire du Paraguay. Paris 1756. III. pg. 238.

nur von Frauen geübt, die sich aber rühmen, mit den bösen Geistern häufigen Verkehr zu haben." Diese Schilderung wird auch von neueren Missionären bestätigt [1]. Aus der Zerstörung der Geräthe, deren sich der Verstorbene bediente, und aus dem Versuche, sein Andenken auszulöschen, geht offenbar hervor, daß man die Seelen der Gestorbenen fürchtete und sich deren Einflusse zu entziehen trachtete. Gegen diesen zu feien, war auch eine Hauptbeschäftigung der Zauberweiber.

Über die zahlreichen Stämme der Indianer im alten **Paraguay** erhalten wir die zuverlässigsten Nachrichten in der Geschichte von Paraguay, die der Jesuit Petrus Franz de Charlevoix nach den Originalberichten seiner Ordensgenossen über Sitten, Anschauungen und Einrichtungen der alten Bewohner angefertigt hat. Alle Angaben liefern den glänzenden Beweis, daß die Existenz einer Geisterwelt und die Fortdauer der Seele in Südamerika ebenso fest und unbezweifelt geglaubt wurde, als bei den Völkern Asiens, Europa's und Afrika's. Allgemein war der Glaube an gute und böse Geister, deren Macht man sich durch Zauberei unschädlich oder dienstbar machen könnte. Daher denn die Zauberer und Gaukler in hohem Ansehen standen, und oft wurden berühmte Meister noch nach ihrem Tode verehrt und um Beistand gegen übelwollende Geister angerufen. So bei den Guaranis, die sich glücklich schätzten, ein Knochenstück von Zauberkünstlern als Talisman bei sich zu tragen und diese nach ihrem Tode fast wie Götter verehrten. Nach dem Glauben der Guaranis hält sich die Seele nach dem Tode noch in der Nähe des Leibes auf; sie machen daher die Gräber ziemlich geräumig, damit sie sich nicht beengt fühle. Erde auf die Leiche werfen, hätte als Frevel und Grausamkeit gegolten, weil man dadurch die Seele beschwert und niedergedrückt hätte [2]. Einen besseren Aufenthalt gaben die Diaguiten, ein anderer Stamm, den Seelen der Abgeschiedenen. Sie versetzen sie unter die Sterne. Und zwar leuchten die Seelen der Häuptlinge als Planeten, die Seelen der Übrigen als funkelnde Sterne [3]. Der gleichen Ansicht waren auch die Chiquiten. Die Seelen tummeln sich zwischen den Sternen herum. Es geht hierbei oft lebhaft zu und sie bekommen auch Streit mit den Sternen. Das Getöse desselben ist auch

[1] Annales, XXII. pg. 79. Vgl. auch Musters, Unter den Patagoniern. Jena 1873. S. 191.

[2] Histoire du Paraguay, I. pg. 182. 191. 468.

[3] L. c. I. pg. 204.

auf Erden hörbar — es ist der Donner. Übrigens setzen die Seelen unter den Sternen so ziemlich das hier auf Erden gewohnte Leben fort. Daher muß man ihnen auch die Waffen mit in's Grab geben, damit sie auf den unermeßlichen Jagdgründen des Firmamentes der Waidmannslust sich hingeben können. Auch ist es räthlich und Zeichen frommer Liebe, ihnen Speisen mit in's Grab zu geben [1]. Noch weiter gehen andere Stämme; sie schicken, wie die Peruaner es thaten, den Todten menschliche Schlachtopfer zur Begleitung und Bedienung nach. So wird bei den Guayacuru dem verstorbenen Häuptling nebst seinem Schmucke und zahlreichen Geschenken auch eine Anzahl Männer und Frauen in's Grab nachgeschickt, damit er in der anderen Welt als angesehener Häuptling auftreten könne. Bei den Itatinen pflegte sich ein Theil der Verwandten durch Herabstürzen aus einer Höhe selbst den Tod zu geben, um den Verstorbenen in die andere Welt zu begleiten [2].

Vernehmen wir noch etwas ausführlicher die Ansichten der Mañacica; sie mögen als Probe der alten paraguayanischen Eschatologie dienen. P. Charlevoix erzählt: „Die Mañacica halten die Seelen für unsterblich und sind ganz fest überzeugt, daß dieselben beim Austritt aus dem Körper durch einen Mapono (Götzenpriester) in den Himmel zur ewigen Freude hinübergeleitet werden. Sobald Jemand gestorben ist, erhält der Mapono, der mit dessen Seele betraut ist, von den Angehörigen des Todten Geschenke; er sprengt Wasser aus, um die Seele von ihren Makeln zu reinigen, er tröstet die Verwandten und gibt ihnen Hoffnung, daß er wohl bald ihnen gute Nachrichten über den Verstorbenen würde mittheilen können. Er läßt sich hierauf eine Zeitlang nicht mehr sehen — bei seinem Wiedererscheinen versammelt er die Angehörigen, nimmt eine heitere Miene an und ermahnt sie, ihre Thränen zu trocknen und alle Trauer abzulegen, denn die Seele sei jetzt glücklich im Himmel angekommen und erwarte sie dort zur Theilnahme an der eigenen Glückseligkeit. Sodann erzählt er weit und breit, was für Beschwerden er bei dieser Reise habe ausstehen müssen: dichte Wälder, steile Berge, reißende Ströme, ausgedehnte Sümpfe waren zu passiren; endlich gelangte er an das Ufer eines großen Flusses, dessen hölzerne Brücke Tag und Nacht vom Gotte Tatusio bewacht wird. Dieser Gott hat die Überfahrt der Seelen zu überwachen; sein Gesicht ist bleich, sein Kopf gelb, sein

[1] Histoire du Paraguay, II. pg. 236.
[2] L. c. I. pg. 73. 405.

Aussehen fürchterlich; er ist mit Geschwüren und Lumpen bedeckt. Oft hält er die Seelen, die hinübergehen wollen, auf, um sie noch von anklebenden Makeln zu reinigen. Wehe, wenn die Seele den geringsten Widerstand entgegensetzt; er stürzt sie dann sogleich in den Fluß; und das hat unausbleibliches Unheil für die Angehörigen oder selbst für den ganzen Stamm im Gefolge. Daher kommen überhaupt die meisten Unglücksfälle. Aber dieses Mal ging es gut. Der Gott ließ den Mapono mit der ihm übergebenen Seele sogleich zum Wege zu, der zum Himmel führt." Dieses Paradies ist übrigens in der Einbildung der Indianer nicht gar wonnevoll. Es befinden sich dort sehr große Bäume, die ein gewisses Harz ausschwitzen, und dieses bildet die Nahrung der Seelen; außerdem noch Honig und etwas Fische. Jeder Gott hat seinen eigenen Haushalt. Platz zum Spazierengehen ist überreichlich vorhanden. Die Seelen sind in drei Abtheilungen eingereiht, je nach ihrer Todesart. Die erste bilden die Seelen der Ertrunkenen, die zweite jene, die in den Wäldern ihren Tod fanden, die dritte gehört denen, die in ihren Hütten starben [1].

Was die Indianerstämme in Brasilien über Seele und Jenseits denken, davon gibt uns ein Specimen folgender Vorfall, den uns ein Missionär, der Kapuzinerpater Samuel de Lodi, von den **Botokuden** und Camacanen erzählt: „P. Ludwig hörte einst gegen 10 Uhr Nachts in der Nähe seiner Hütte verworrenen Lärm und bald das bei den Indianern gebräuchliche Kriegsgeschrei, wenn sie sich von einem feindlichen Überfall überrascht glauben. Er geht dem Lärme nach und findet einen Haufen Camacanen in äußerster Angst und Bestürzung und mit den Vorbereitungen zur Vertheidigung beschäftigt. Der Himmel ist klar, die Sterne glitzern, aber eine Mondsfinsterniß hat vor kurzem begonnen. Der Missionär frägt nach der Ursache des Lärmens und der Angst. Man deutet erschreckt auf den Mond. ‚Siehst du nicht das drohende Unglück? Der Mond ist der Sammelpunkt für die Seelen; aber heute sind sie in so großer Zahl dort eingetroffen, daß seine Scheibe sich immer mehr und mehr verfinstert. Wer weiß, ob Weggiahara (der oberste Geist) sie nicht zu uns herabschickt, damit der Mond seinen Glanz wieder erhalte? Dann aber fahren die Seelen in wilde Thiere und giftige Schlangen, um uns zu vertilgen.'" [2] Also hier dieselbe Furcht vor dem

[1] Histoire du Paraguay, II. pg. 277. 278.
[2] Annales, XVII. pg. 418.

schädlichen Treiben der Seelen, welche wir oben bei den Patagoniern antrafen. Doch scheint es, daß die Seelen nicht gleich ihre Mondfahrt antreten. Denn nach den Angaben desselben Missionärs, der 20 Jahre lang unter den Camacanen, Botokuden, Pataxen und Mongojen seine Beobachtungen machte, glauben sie, daß die Seele einige Zeit nach dem Tode bei ihrem Körper verweile. Daher wird dieser neun bis zehn Tage bewacht, damit kein wildes Thier sich an ihm vergreife, und ebenso lange kommen abwechselnd Freunde und Verwandte des Todten zum Grabe, um mit dessen Seele zu sprechen und sie zu unterhalten." [1]

Obige Ansicht über den Mond fand auch Alex. v. Humboldt bestätigt. Er schreibt: „Überall ist der Trabant der Erde für den wilden Amerikaner der Wohnplatz der Seligen, das Land des Überflusses. Der Eskimo, für welchen eine Planke, ein Baumstamm, den die Strömung an eine pflanzenlose Küste geworfen, ein Schatz ist, sieht im Mond waldbedeckte Ebenen; der Indianer in den Wäldern am Orinoko sieht darin kahle Savannen, deren Bewohner nie von Moskitos gestochen werden." [2]

Ebenso wenig unterfteht es einem Zweifel, daß die **Karaiben** und die Urbewohner der westindischen Inseln den Glauben an Geister und Unsterblichkeit hatten. Die Karaiben verehrten die Sonne und andere Naturgegenstände; sie beteten zum großen Geist, Juluka, dessen Haupt der Regenbogen ist; nebenbei fürchteten sie auch einen obersten bösen Geist, unter dem zahlreiche andere Geister stehen. Hilfe vor ihnen gewährt die Zauberei. Auf den westindischen Inseln standen die Zemes oder Geister, besonders die Nachtgeister, in großem Ansehen. Vermittler zwischen ihnen und den Menschen waren die Zauberer [3]. Ein weiterer Beweis ist, daß z. B. auf der Insel Haïti der Gebrauch nicht unbekannt war, dem verstorbenen Manne einige Frauen in's Grab zur Begleitung nachzusenden [4]. Über die alten Bewohner dieser Insel haben wir die freilich dürftige Schrift des Hieronymiten Romanus Pane „von den Alterthümern der Indianer, die er mit Sorge gesammelt als ein Mann, der die Sprache derselben weiß". Im zwölften Kapitel schreibt er: „Sie sind überzeugt, daß es einen Ort gibt, an den sich die

[1] Annales, XVII. pg. 419.

[2] Reise in die Äquinoctial-Gegenden, bearbeitet von H. Hauff. Stuttgart 1862. IV. S. 272.

[3] Vgl. J. G. Müller, in den Studien und Kritiken, 1849, S. 810, wo auch die Originalbelege gegeben sind.

[4] Histoire générale des voyages, XVIII. pg. 225.

Todten begeben; er heißt Coaibai und ist in einem Theile der Insel Soraia. Sie behaupten, daß die Todten ihnen oft erscheinen, besonders bei Nacht; daher wagen sie nur mit großer Furcht, bei Nacht allein auszugehen. Bei Tag sind die Todten eingeschlossen, bei Nacht aber gehen sie umher; sie nähren sich von einer gewissen Frucht, die man Guabaza nennt." Ferner gibt er an, daß sie auch die Gewohnheit hatten, dem Todten über die Ursache seines Todes u. dgl. noch Fragen vorzulegen, und glaubten, von dessen Seele die Antwort zu erhalten — lauter Umstände, die von selbst das Vorhandensein des Unsterblichkeitsglaubens bezeugen [1].

Gehen wir von den Stämmen der Patagonier, der Botokuden, Karaiben u. s. f. nach Mittelamerika in die Staaten der Tolteken, Azteken, der Tezcucanen, kurz nach **Mexiko**, so ändert sich freilich die äußere Scene gewaltig. Land und Völker erscheinen in jenen Verhältnissen, welche eine höhere Bildung in den Künsten des Friedens zu gewähren pflegen: Gut angebaute Ländereien, große Städte mit monumentalen Prachtbauten, theatralische Unterhaltungen, Handel, Bilderschrift, astronomische Berechnungen, öffentliche Schulen u. s. f. machen uns so recht wiederum den tiefgreifenden Unterschied fühlbar zwischen einem gebildeten Volke und den umherschweifenden Horden der Wälder. Aber mögen die Gegensätze noch so groß oder unvermittelt erscheinen, es ist doch eine und dieselbe menschliche Natur, die in ihren wesentlichen Äußerungen sich überall gleich bleibt, auf religiösem und moralischem Gebiete die Idee der Unsterblichkeit und einer jenseitigen Vergeltung hoch hält und klar ausspricht.

Die Mexikaner nahmen im Jenseits *drei* bestimmte Orte für die Seelen an. Die Seelen der Soldaten, die im Kriege fielen oder in der Gefangenschaft unter den Feinden umkamen, gelangten in das Haus der Sonne, welches Gestirn sie für den Herrn der Herrlichkeit hielten, und führten da ein Leben voll Freude und Vergnügen. Mit Gesang, Tanz und Musik begleiten sie das Tagesgestirn auf seinem täglichen Rundgang durch den Himmel. Nach vier Jahren eines so glorreichen Lebens belebten diese Geister die Wolken oder flatterten nach Belieben umher in der Gestalt von Vögeln mit entzückend schönem Gefieder und herrlichem Gesang; doch war ihnen der Zutritt zum Himmel stets offen.

[1] Die Schrift ist abgedruckt in dem Buche des Abbé Brasseur de Bourbourg: Relation des choses de Yucatan de Diego de Lauda etc. Paris 1864. pg. 431. 449.

Die Seelen derjenigen, die durch einen Unglücksfall oder an einer Krankheit starben, sowie die Seelen der Kinder, die dem Wassergotte Tlaloc geopfert worden waren, kamen an einen angenehmen und kühlen Ort, zur Residenz dieses Gottes, wo sie Speisen und Vergnügen in Menge vorfanden. Man zeigte auf einem Berge eine Höhle, die der Eingang zum Paradiese sein sollte. Daher ließen sich die Vornehmen gerne in ihrer Nähe begraben, um desto schneller und sicherer den Weg zum Paradies zu finden. Der dritte Platz hieß Mictlan, die Hölle, der Ort für die Bösen. Er war vollständig finster und nach Vieler Meinung in der Mitte der Erde gelegen. Die einzige Strafe für die Seelen bestand darin, stets in dieser undurchdringlichen Finsterniß verweilen zu müssen [1].

Einen noch näheren Einblick in die Anschauungen der Azteken gewinnen wir durch die Gebräuche beim Leichenbegängnisse. Der Todte wurde von Priestern in die Tracht des Gottes gekleidet, dem er durch seine Lebensstellung angehörte, oder dem er sich besonders geweiht hatte, oder in dessen Elemente er umgekommen war. So ward ein Krieger in die dem schrecklichen Huitzilopochtli eigenthümliche Gewandung gekleidet; ein Kaufmann trug Farbe und Schnitt der Kleidung des Jacateukli; der Ertrunkene die des Gottes Tlaloc; der Trunkenbold die des Weingottes Tezcatzonkatl; der wegen Ehebruch Hingerichtete die des Tlazolteotl u. s. f. Sodann wurde dem Todten ein Becher mit Wasser für die Reise in die andere Welt mitgegeben und mehrere Papierstreifen, die mit geheimnißvollen Zeichen beschrieben waren. Diese dienten für bestimmte Gefahren, die während der Reise zu bestehen waren. Beim Umhängen des ersten Streifens sagten die Priester zum Todten: mit diesem wirst du ohne Gefahr zwischen den beiden zusammenschlagenden Bergen durchgehen — der Leser erinnert sich an eine ähnliche Gefahr, welche die kühnen Argonauten bedrohte —; beim zweiten: mit diesem wirst du ohne Gefahr die von der Schlange bewachte Straße passiren. Der dritte gab freien Durchpaß an einer andern gefährdeten Stelle. Der vierte öffnete den Durchgang durch acht Wüsten, der fünfte durch acht Hügel. Der sechste schützte gegen einen Wind, der so heftig blies, daß er Felsen wie Federbälle schleuderte, und so scharf war, daß er schnitt wie ein Messer; damit nun der Todte von dieser schneidenden Kälte weniger leide, wurde mit seinen Kleidern und Waffen ein tüchtiges Feuer angemacht, dessen

[1] Clavigero, Storia antica del Messico, t. II. pg. 4—7. — Prescott, History of the Conquest of Mexico, t. I. pg. 33.

Rauch ihm wohlthätige Wärme beim Wehen jenes fürchterlichen Windes zuführen sollte. Außerdem wurde ihm zum Führer und Begleiter auf der Reise ein Tekiki (eine Hündchenart) mitgegeben. Das Thier wurde getödtet und ihm ein Band um den Hals gelegt, das war für den Durchgang durch den tiefen Strom Kiuhnahuapan nothwendig. War die Leiche verbrannt, so wurde in die Mitte der Asche ein Edelstein gesteckt, dessen Werth nach dem Reichthum des Verstorbenen gewählt wurde. Dieser sollte in der anderen Welt die Stelle des Herzens bei dem Todten einnehmen. Beim Tode der Könige und Vornehmen fielen auch Menschenopfer, manchmal in gräßlicher Menge. Auch sonst wurde kaum ein Fest ohne solche gefeiert. Wer sich so opfern ließ, der betrat den geraden Weg zum Paradiese [1].

Höher, als die Azteken, standen in geistiger Bildung und gesellschaftlicher Verfeinerung die Acolhuanen oder Tezcucanen, denen zur Zeit der Eroberung ihr Landsmann Ixtlilxochitl, ein Sprosse des königlichen Hauses von Tezcuco, ein literarisches Denkmal in seinen Relaciones und seiner Historia Chichemeca setzte — Arbeiten, die von allen spanischen Schriftstellern in Mexiko fleißig ausgeschrieben wurden und denen auch die heutige Kritik den größten Werth wegen der ausgedehnten Forschungen und den Fähigkeiten des Forschers zuerkennt [2]. Einen der interessantesten und lehrreichsten Theile bildet die Geschichte der Regierungszeit des Königs Nezahualcoyotl. Der Geschichtschreiber hat uns unter Anderem auch mehrere Proben der Dichtkunst seines erlauchten Ahnen, der 1462 starb, hinterlassen. Wir geben nach Prescott [3] eine Elegie desselben aus seinen späteren Lebensjahren, die uns zugleich einen Einblick in die Ansichten über das Jenseits gewährt: „Allen Dingen der Erde steht das Ende bevor und inmitten der freudenreichsten Laufbahn ihrer Schönheit und ihres Glanzes bricht ihre Kraft und sie sinken in den Staub. Das ganze Erdenrund ist nur ein Grab, und Alles, was die Erde ernährt, das verbirgt und begräbt sie auch. Voran fließen die Bäche, Flüsse, Ströme und Wasserquellen: niemals kehren sie zur heiteren Geburtsstätte zurück, mit Hast drängen sie vorwärts zu dem unermeßlichen Herrschergebiete des Tluloca (Oceans) . . . Das Leichenfeld ist angefüllt mit Staub, den Überbleibseln von Körpern, die einst von lebenden Seelen beherrscht

[1] Clavigero, a. a. O. 93. — Prescott, a. a. O. 45.
[2] Vgl. Prescott, a. a. O. 115.
[3] A. a. O. 108.

waren, die Throne einnahmen, in Versammlungen den Vorsitz führten, Heere befehligten, Länder unterjochten, für sich Verehrung in Anspruch nahmen, und von eitler Pracht und Herrschergewalt aufgebläht waren. Aber diese Herrlichkeiten sind entschwunden, wie der Rauch, der aufsteigt aus dem Schlunde des Popocatepetl; keine Spur ihres Daseins ist übrig, als die Erinnerung im Werke des Geschichtschreibers. Der Große, Weise, Tapfere, Schöne — ach, wo sind sie nun? sie liegen im Staub der Erde — und ihr Loos wird auch das unserige und das unserer Enkel und der kommenden Geschlechter sein. Doch fassen wir Muth, erlauchte Fürsten und Häuptlinge, treue Freunde und getreue Unterthanen — laßt uns nach dem Himmel trachten, wo Alles ewig ist und Verwesung nicht einzudringen vermag. Die Schrecken des Grabes sind nur die Wiege der Sonne und die finsteren Todesschatten sind strahlende Lichter für die Sterne." Die letzten Worte bringen die Idee zum Ausdruck, daß der sterbende Edle sich zur Sonne aufschwingt, um sie auf ihrem glänzenden Zuge zu begleiten, und so aus der Todesnacht neues Leben und unermeßlicher Glanz entsteht.

Als Ergänzung des Vorhergehenden und fernerer Beleg für den Glauben an die Fortdauer der Seele möge hier noch ein Auszug aus der Relacion de las cosas de Yucatan von dem Franziscaner Diego de Lauda stehen, der als zweiter Bischof von Merida 1579 starb. Seine Angaben stützen sich auf eingehende Untersuchungen und persönlichen langjährigen Verkehr mit den Eingeborenen. Dem Todten wurden zerstoßener Mais und einige jener Steinchen mitgegeben, die in Yucatan als cursirende Münze galten, damit sie auch in der anderen Welt zu essen hätten. Auch Götzenbilder, Werkzeuge, Zaubermittel, und bei Priestern auch Bücher, wurden mitbegraben. Die Bilder der Ahnen, kleine Holzstatuen, in deren hohlem Schädel ein Theil der Asche von den verbrannten Leichen aufbewahrt wurde, erhielten Platz und Verehrung zwischen den Götzen. Häufige Spenden wurden ihnen dargebracht, und man glaubte dadurch ihre Seligkeit in der anderen Welt zu erhöhen, da die Seelen herabstiegen und dieser Geschenke sich erfreuten. Allgemein war der Glaube an die jenseitige Vergeltung. Das ewige Leben der Guten floß in angenehmer Ruhe beim Überfluß an köstlichen Speisen an einem durch den kühlenden Schatten eines Riesenbaumes geschützten Orte dahin; die Bösen aber waren der Tyrannei des gewaltthätigen Geistes Hanhau überantwortet, und litten entsetzlich vor Hunger, Kälte, Ermattung und Traurigkeit. Das Loos beider, der Guten und Bösen, war ewig. Son-

derbar erschien dem Missionär ihr fester Glaube, daß derjenige, der sich erhänge, sogleich in's Paradies eingehe; er berichtet, daß oft das geringste Ungemach hingereicht habe, sie zum Selbstmorde durch Erhängen zu verleiten; so sehr waren sie überzeugt, daß die Göttin der Erhängten, Ixtab, sogleich sie in ihr Reich aufnehme [1].

Mögen auch die Formen, in die sich der Glaube kleidet, noch so verkehrt und verwerflich sein, was Wahrheit ist und wohin die Stimme der Natur zielt, ist trotz aller Entstellung offen daliegend. Auch Süd- und Mittel-Amerika liefern ihren Beitrag zur Bewahrheitung des Satzes Cicero's: permanere animos arbitramur consensu nationum omnium.

---

[1] Vgl. Relation des choses de Yucatan de Diego de Lauda . . . par l'Abbé Brasseur de Bourbourg, pg. 200.

15. Die Indianerstämme Nordamerika's.

Der rothe Mann ist ein Naturkind nach der guten und schlimmen Bedeutung des Wortes. Er kann gutmüthig, hochherzig, opferwillig, treu, anhänglich sein; das Leben in den Wäldern und Jagdgründen verleiht seinen Sinnen eine für den civilisirten Menschen räthselhafte Schärfe, und macht ihn mit der umgebenden Natur, mit der Pflanzen- und Thierwelt, den Anzeichen von Wind und Wetter auf's Innigste vertraut. Aber er kann auch eine Beute der gräßlichsten, in der gefallenen Natur lauernden Leidenschaften werden. Glühende Rachsucht, kaltblütige Grausamkeit, hinterlistige Falschheit — wenn einmal der Zorn oder die Habgier des rothen Mannes gereizt, sein Stolz herausgefordert, sein Gerechtigkeitsgefühl schnöde verletzt war. Leider haben nur zu oft die Ungerechtigkeit und empörende Schandthaten der „Bleichgesichter" das Letztere gethan.

Belauschen wir die Ahnungen des von den Weißen und ihrem Feuerwasser noch nicht ruinirten Naturkindes über das Jenseits. Auch der rothe Mann trägt inmitten all' seinen Wanderungen nach ergiebigen Jagdgründen oder reichlichem Fischfang, inmitten seiner Anstrengungen zum Schutze des Wigwams und zur Abwehr feindlicher Stämme, in seinem Herzen das unauslöschliche Bewußtsein, daß der Lebensfunke mit dem Tode nicht erlischt, sondern daß die Seele im Tode nur die Wanderung antritt zum Besuche der Vorfahren und des großen Geistes. Aus den bereits oben angedeuteten Gründen folgen wir hauptsächlich den Berichten der Indianer-Missionäre, um die Gebräuche und Ansichten der Rothhäute über das jenseitige Leben kennen zu lernen.

Die Leichenceremonien sind ihren Grundzügen nach bei allen wesentlich dieselben und erklären sich aus der Ansicht, daß der Todte eine Reise nach dem fernen Lande des zukünftigen Lebens anzutreten habe, zu der er der Vorräthe und Hilfe seiner Angehörigen bedarf; diese haben daher zu sorgen, daß ihm nichts mangle.

Der Stamm der Soschomen am Oregon, nördlich von Californien, pflegt häufig seine Todten zu verbrennen; mit der Leiche müssen auch einige der besten Pferde des Todten auf den Scheiterhaufen. Im Augenblicke nun, wo eine dichte Rauchwolke emporwirbelt, glauben sie, daß die Seele des Todten, von seinen getreuen Rossen getragen, zum Lande der Geister emporsteige; um die Renner zu desto größerer Eile anzutreiben, erfüllen sie zugleich die Luft mit ihrem gellendsten und durchdringendsten Geheul. Aber noch gewöhnlicher setzen sie den Todten auf sein Lieblingsroß und führen dieses an das Ufer des nächsten reißenden Stromes. Die Krieger bilden einen Halbkreis, damit dem Rosse nur der Weg in den Strom hinein offen bleibe; ein Hagel von Pfeilen und Steinwürfen und entsetzliches Schreien zwingen es, sich mit seinem todten Reiter in die reißende Strömung zu stürzen. Die Wilden rufen ihm sodann ermunternd zu, seinen Herrn rasch in's Geisterland zu tragen.

Die Indianer von Canada, wie diejenigen, die früher in Kentucky wohnten, begruben mit dem Todten seine Waffen, seine Pfeife u. s. f., damit er in der andern Welt gleich rauchen und jagen könne. Die Angehörigen des Verstorbenen erachteten es für heilige Pflicht, in der Nähe des Grabes von Zeit zu Zeit Geschenke, besonders Tabak, zum Gebrauch der Seele aufzuhängen; denn sie glauben, daß die Seele zeitweilig zurückkehre, oder überhaupt sich bis zur völligen Verwesung des Körpers in seiner Nähe aufhalten müsse. Dabei glauben sie, daß der Leib eines schlechten Menschen viel länger bis zu seiner Auflösung brauche und daß unterdessen die Seele in der Nachbarschaft des Körpers für die Sünden des Lebens Buße thue. Ist der Leib verfault, so hat auch die Bußzeit der Seele ein Ende.

In Columbia wurde der Todte ebenfalls mit Geräthschaften und öfters wiederholten Geschenken bedacht; aber die Art der Bestattung war eine andere. Er erhielt sein Grab in der Luft. Vier hohe Pfähle wurden in den Boden gerammelt, sie hatten einen indianischen Nachen zu tragen; darin wurde die Leiche beigesetzt, so daß der Kopf in der Richtung des nächsten Flusses zu liegen kam[1].

Wie P. Smet, der langjährige Missionär unter verschiedenen Stämmen, angibt, hielten sich die Pottowatomies verpflichtet, ihre Todten noch ein ganzes Jahr lang zu ernähren, dadurch, daß sie bei jeder Mahlzeit einen Theil der Nahrung in's Feuer warfen, der so den Seelen zukäme und ihnen Trost und Kraft bringe. Die Ottoes tödteten auf dem Grabhügel ein oder

[1] Annales, I. pg. 2. 33; XIV. pg. 47.

das andere Pferd, damit der Todte sich ihrer zur schnelleren Vollendung der Reise bediene. Stirbt ein Häuptling, so wird er nicht bloß mit reichen Vorräthen an Waffen, Tabak und Speisen versehen, begraben, das Haupt gegen Westen gewendet, sondern die einzelnen Krieger weisen ihm auch durch eine eigene Ceremonie die Seelen der von ihnen getödteten Feinde als Sklaven für die andere Welt zu. Man errichtet vor dem Grabe den sogenannten Pfahl der Tapferen; die Krieger bezeichnen ihn mit so vielen rothen Kreuzen, als sie ihm Seelen ihrer erschlagenen Feinde zum Geschenk machen wollen. Man ist auch, namentlich für Kinder, besorgt, ob die Reise wohl glücklich von Statten gehen werde. Derselbe Missionär erzählt, daß Eltern am Grabe eines Kindes eine Öffnung zum Durchgang der Seele angebracht hatten. Zwei Tage lang wachte die Mutter in Schmerz versunken am Grabe, um zu erfahren, ob ihr Liebling eine großmüthige Seele im Jenseits zur Hülfeleistung gefunden habe oder nicht. Zeigt sich ein hübscher Vogel oder ein schönfarbiges Insekt in der Nähe, so ist das ein günstiges Anzeichen — aber bitterbös, wenn ein Raubvogel oder häßliches Gewürm sich näherte. Dieses Mal war das Wetter heiter und so fehlte es nicht an bunten Insekten, die über dem kleinen Grabe sich wiegten — und die arme Mutter ging getröstet heim [1].

Auch die Anrufung der Verstorbenen als Schutzgeister ist dem rothen Manne nicht fremd. Die Natschez besonders errichteten ihren Todten schöne Grabmäler und Tempel. Das so gewöhnliche Martern und Tödten der Kriegsgefangenen war ein Opfer, das den erzürnten Geistern der gefallenen Krieger zur Sühnung dargebracht wurde. Auch zum Dienste der getödteten Helden wurden die gemachten Gefangenen oft hingeschlachtet, sie sollten hingehen und in der andern Welt deren Sklaven sein [2].

Welches ist ferner in der Anschauung der Indianer das Loos der Seelen? Manche theilen die Ansicht, die uns schon einige Male bei anderen Völkern begegnet ist, daß die leuchtenden freundlichen Sterne und vor Allem das glänzende Tagesgestirn der Aufenthalt der verklärten Seelen seien. Die Milchstraße ist dann der schimmernde Weg der Seelen zu den fernen Lichtregionen. Aber die Tapferen allein dürfen nach der Sage der Apalachiten ihren Wohnsitz in der Sonne aufschlagen. Manch-

[1] Annales, XI. pg. 486.

[2] Studien und Kritiken, 1849. S. 824. — Annales, XVIII. pg. 477.

mal gelten die Sterne selbst — ein Zug, der wieder an griechische Mythologumena erinnert — für verstorbene Menschen, die den himmlischen Leuchten als Belohnung ihrer edlen Tapferkeit zugesellt wurden. So ist der Morgenstern ein verstorbener Häuptling[1]. Allgemein verbreitet sind die Ansichten über die Gefahren, welche die Seelen auf der Reise zu ihren künftigen Sitzen zu bestehen haben. Da ist ein Fluß zu passiren, über den ein schwankender Baumstamm führt, welcher, obendrein noch etwas zu kurz, das andere Ufer nicht ganz erreicht; da gleiten schon Manche aus, besonders schwächliche Leute, Kinder und Greise, und fallen in's trübe und übelriechende Wasser. Es hilft der Seele, wenn die Lebenden große Feuer unterhalten; dieser Glanz leuchtet ihr bei dem heiklen Übergang, der manchmal acht schwere Tage in Anspruch nimmt. Und während dieser Zeit geben sich die bösen Geister alle Mühe, den Wanderer zu schrecken, damit er inne halte und den Kopf umwende; weh ihm, wenn er das thut; dann haben sie Gewalt über ihn und stürzen ihn in den Schlammstrom. Die Bösen schauen stets bei diesem entscheidenden Übergang einmal um, und fallen daher unrettbar von der Brücke, und müssen nun zur Strafe ihrer Frevel im Flusse ein elendes Leben führen. Damit die Überschreitung der schwankenden Brücke glücklich vor sich gehe, muß das Weib des Verstorbenen öfters den Weg von der Hütte zum Grabe machen. Dieses Hin- und Hergehen hat zur Folge, daß der Mann bei seiner Wanderung nicht an sein Weib denkt und nicht rückwärts schaut. Ferner muß man den Seelen Speisen anbieten, damit sie stark und kräftig bleiben. Der Missionär H. Dejean erzählt, wie ihm die noch heidnischen Ottawas unter andern folgenden Einwurf machten: „Du willst uns hindern, unsern verstorbenen Eltern zu essen zu geben. Welche Grausamkeit! Ohne dieses sind die Unglücklichen arm in der andern Welt; sie werden ganz abmagern und zusammenschrumpfen. Warum sollten wir ihnen nicht das Beste geben von unsern Mahlzeiten oder jährlich auf ihrem Grabe ein Fest feiern?" Oft sind außerdem noch steile Berge zu erklimmen, oder Wüsten und Wälder zu durchwandern. Um sicher einst allen Gefahren zu entrinnen, unterziehen sich die Sioux manchmal harten Bußübungen. Sie stecken sich 30—40 Pfeile in Arme, Beine und Hüften und bringen unter entsetzlichem Geheul eine ganze Nacht in dieser Qual zu. Am Morgen werden die Pfeile noch tiefer hineingedrückt, bis sie endlich stellenweise die Glieder ganz durchbohren.

[1] Vgl. Studien und Kritiken, 1849. S. 814.

Wer das ausgestanden hat, der führt den Ehrentitel des Tapferen und hat als solcher auf die Seligkeit Anspruch. Er wird also glücklich alle Gefahren nach dem Tode bestehen [1].

Und die Seligkeit der Indianer? Jenseits des Flusses findet der Todte eine unabsehbare Ebene, ein Land, so schön und bezaubernd, wie es sich Phantasie und Herz des rothen Mannes nicht besser wünschen kann. Da sind die herrlichsten Jagdgründe, Wild aller Art im Überfluß; den Jagdvergnügen folgen glänzende Mahlzeiten und Unterhaltungen mit allen Edeln und Tapferen der Vorzeit, und in der Gesellschaft des „großen Geistes", dessen Palast den Glanzpunkt des jenseitigen Reiches bildet [2]. Einige Stämme, z. B. die Chippewäer, halten es für verdienstlich, die Eltern durch Tödtung den Beschwerden des Greisenalters zu entheben und sie dem großen Geist zuzusenden. So singen sie an ihrem Hundefest: „Der Herr des Lebens gibt Muth! Es ist wahr, alle Indianer wissen es, daß er uns liebt, und wir übergeben ihm nun unsern Vater, damit er sich verjüngt fühle in einem andern Lande und im Stande sei, zu jagen." Darauf gibt der älteste Sohn dem lebensmüden Vater mit dem Tomahawk den Todesstreich [3]. Das Paradies wurde im fernen Westen gedacht. Longfellow läßt daher in seinem Hiawatha-Liede ebenso wahr als schön den Helden Hiawatha am Abende seiner Thätigkeit im Strahle der untergehenden Sonne sein Canoe besteigen und den Fluß hinabfahren zur langen, langen Reise, während alles Volk, Wald, Wogen und Vögel ihm ihr vielstimmiges Lebewohl zurufen; er verreist

In der Pracht der Abendsonne,
In dem Purpurduft des Abends,
Zu dem Land des Heimathwindes,
Keewaydins, des Nordwestwindes,
Zu den Inseln der Glückseligen,
Zu dem Königreich Ponemah,
Zu dem fernen Land des Jenseits [4].

---

[1] Annales, IV. pg. 478. 540; XI. pg. 486; XIV. pg. 51.

[2] Studien und Kritiken, 1849. S. 862. — Annales, XI. pg. 471.

[3] Studien und Kritiken, a. a. O. S. 845.

[4] Vgl. P. Baumgartner, Longfellows Dichtungen, fünftes Ergänzungsheft zu den Stimmen aus Maria-Laach, S. 101. Die obige Darstellung zeigt auch, wie ethnographisch richtig Schiller in dem bekannten Gedicht „Nadowessiers Todtenklage" die Bräuche der Indianer schildert:

Wohl ihm, er ist hingegangen, Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen, Der von selber sprießt;

Hatten und haben die Indianer auch die Idee einer jenseitigen Vergeltung? Obige Darlegung gibt freilich schon die Antwort, allein da dieses von Mehreren geradezu in Abrede gestellt wird, so müssen wir noch einige Worte beifügen. Die älteren Nachrichten der Missionäre bezeugen das Vorhandensein dieser Idee[1], und auch der englische Schriftsteller über Californien, den Adelung 1796 übersetzte, fand in seinen Quellen dieselbe Anschauung[2]. Trotzdem widerspricht J. G. Müller[3] den ausdrücklichen Zeugnissen. Und auf welche Gründe hin? Den ersten entnimmt er dem Umstande, daß manche Stämme auch für das Jenseits eine fortdauernde Scheidung in Vornehme und Geringe annehmen, den Häuptlingen z. B. einen besseren Himmel und eine höhere Daseinsweise zuschrieben. Ganz richtig. Aber daraus folgt nicht, daß der Standesunterschied allein und ausschließlich maßgebend sein mußte für die Art des zukünftigen Lebens. Die Idee einer wahren Vergeltung für Gutes und Böses ist damit noch wohl verträglich. Der zweite Grund, der wohl der durchschlagende sein soll, lautet: „Im Allgemeinen ist die sittliche Fassung der Unsterblichkeit von Haus aus der Naturreligion fremd", d. h. mit andern Worten: der Gelehrte macht sich in seinem Studirzimmer nach Maßgabe seiner beliebten philosophischen Grundsätze eine Theorie über Naturreligion und religiöse Entwickelung zurecht; dieser zufolge muß die Idee der sittlichen Verantwortlichkeit, der sittlichen Vergeltung erst auf einer höheren Stufe der Bildung hervortreten, sie darf nur die künstlich gezeitigte Frucht moralischer Reflexion und höherer Culturentwickelung sein; daß sie sich bei den Naturvölkern finde, paßt nicht in's

---

Wo mit Vögeln alle Sträuche, Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche Lustig sind gefüllt.
Mit den Geistern speist er droben, Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Thaten loben Und ihn scharren ein.
Bringet her die letzten Gaben, Stimmt die Todtenklag',
Alles sei mit ihm begraben, Was ihn freuen mag.
Legt ihm unter's Haupt die Beile, Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule, Denn der Weg ist lang.
Auch das Messer scharf geschliffen, Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen Schälte Haut und Schopf.
Farben auch, den Leib zu malen, Steckt ihm in die Hand,
Daß er röthlich möge strahlen In der Seelen Land.

[1] So Lettres édifiantes N. E. VII. pg. 12.
[2] Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien. Lemgo 1769. S. 68 u. f.
[3] Studien und Kritiken, 1849. S. 862.

System, und deßwegen haben die Missionäre im Handumdrehen ihre eigenen Ansichten den Indianern unterstellt. Allein wir gehen nicht von vorgefaßten Theorien aus, sondern wollen die Thatsachen nehmen, wie sie sich uns darstellen; wir glauben den Berichten der Missionäre, die Jahrzehnte unter den Wilden leben und ihre Sprache verstehen und sprechen. Diese aber bezeugen wiederholt und von verschiedenen Gegenden her, daß eine Vergeltung im Jenseits von den Indianern angenommen wurde. So die oben berührten älteren Berichte; so neuere Angaben. P. de Smet gibt als Ergebniß seiner Nachforschungen: „Sie glauben an ein künftiges Leben, in dem Jeder nach seinen Werken wird behandelt werden." [1] Ähnlich der Missionär Badin [2]. Mit Recht sagt Waitz: „Daß dieser Glaube (an eine Vergeltung nach dem Tode) den Indianern erst von den Missionären gekommen sei, wie man neuerdings mehrfach behauptet hat, ist jedenfalls nicht allgemein richtig; seine Verbreitung würde sonst geringer und die Vorstellungen, die sich an ihn knüpfen, den christlichen mehr analog sein, als sie sind. Schon R. Williams fand in Neu-England den Glauben, daß die Seelen der guten Menschen nach dem Tode zu dem Gotte Kautantowit im Südwesten gingen, die der Mörder, Diebe, Lügner und Ehebrecher dagegen ruhelos umherwanderten. Die Eingeborenen im Westen der Hudsonsbai hatten die Lehre von einer moralischen Vergeltung im Jenseits schon vor der Mitte des 18. Jahrhunderts; sie wird von Lafitau als einheimisch angegeben, und im Süden scheint sie bei den Cherokee und Naschez vor der Ankunft christlicher Missionäre verbreitet gewesen zu sein. Bei den Dakota und Mandan, über welche sich der Einfluß der christlichen Vorstellungen in älterer Zeit sicherlich nicht verbreitet hat, herrschte der Glaube an eine moralische Vergeltung im andern Leben" u. s. w. [3]

Diese Worte des berühmten Ethnographen verurtheilen auch die Behauptung von Ed. Spieß: „Wo man unter den Wilden der Vorstellung von einer Hölle mit einem Teufel darin begegnet, da ist sie von außen hineingebracht, sei es von christlichen Europäern (wie in Amerika), sei es von muhammedanischen Asiaten (wie bei den Negervölkern in Afrika)." [4] Eine ganz ungerechtfertigte Aufstellung! Denn sehen wir auch von allen positiven

[1] Vgl. Annales, XIV. pg. 51.

[2] L. c. IV. pg. 540; vgl. XV. pg. 459.

[3] Dr. Theod. Waitz, Die Amerikaner, ethnographisch dargestellt. Leipzig 1862. I. S. 197 f.

[4] S. 167.

Zeugnissen ab, so kann doch kein Mensch in Abrede stellen, daß die Wilden den Glauben an böse, schadenbringende, den Menschen quälende Geister hatten. Deßwegen gerade hat ja die Zauberei einen so gewaltigen Einfluß bei allen uncivilisirten Völkern. Und über das Vorhandensein dieses Glaubens stimmen Reisende und Missionäre völlig überein. Wenn es nun gleichfalls unbestritten ist, daß die Wilden an ein anderes Leben glauben, so liegt ja schon von selbst die Annahme ungemein nahe, daß die bösen Geister, welche dem Menschen während seines Lebens so viel anhaben konnten, ihn auch nach dem Tode ihre Macht und ihren Zorn fühlen lassen können. Dieser Gedankengang ist nach den allgemein zugestandenen zwei Voraussetzungen so einfach und auf der Hand liegend, daß man sich eher wundern müßte, wenn er sich nicht als vorhanden erwiese. Er ist vorhanden. Dagegen lassen die ausdrücklichen Versicherungen der bestunterrichteten Gewährsmänner nicht den leisesten Zweifel aufkommen. Unsere obige Darstellung, die solchen nahezu wörtlich entnommen ist, hat die Beweise hierfür schon erbracht. Hören wir noch, was der große Kenner der Indianerstämme, P. Smet schreibt: „Neben dem ‚großen Geist' anerkennen sie auch einen übelwollenden Geist, der seine Macht mißbraucht . . . Die Strafe der Schlechten im Jenseits besteht darin, daß sie die von dem Geiste des Bösen erfundenen Qualen ohne Trost zu erleiden haben." [1]

[1] Annales, XI. S. 487; IV. S. 540.

16. Die Südsee-Völker.

Von Nordamerika aus kehren wir jetzt über die Inseln der Südsee und das Australland nach der alten Welt zurück, von deren ältesten Völkern unser Zeugenverhör ausging, und dann hat auch unsere Untersuchung ihre Weltumsegelung vollendet und der gesammten Menschheit Zeugniß vernommen.

Auf diesem ausgedehnten Inselgebiete begegnen uns neben einigen ethnographisch noch nicht sicher bestimmten Stämmen vereinzelter Inselgruppen hauptsächlich Malayen und Papuas, auch Nigritos oder Australneger genannt. Jene haben ihre Sitze von Madagascar an, wo wir bereits oben einige Stämme derselben um ihre Ansichten zu befragen Gelegenheit hatten, über Sumatra, Malakka, die Sunda- und Molukken-Inseln, über Neuguinea bis zu den entlegenen Gesellschafts-, Marquesas- und Sandwich-Inseln, während die Papuas vorzugsweise das Festland von Australien, Neuguinea, die umliegenden Inseln und Neukaledonien bevölkern. Es ist genugsam bekannt, in welch' neue, eigenthümliche, ja sonderbare Formen das Pflanzen- und Thierreich auf dieser Inselwelt gekleidet erscheint; die Menschheit jedoch, wenngleich zersplittert und unter sich wie in kleine Parzellen getrennt nach Maßgabe der zahllos über den weitesten Ocean hin zerstreuten Eilande, tritt uns entgegen, äußerlich freilich in gestaltreicher Mannigfaltigkeit von der fast kaukasiermäßigen Bildung und Schönheit der Sandwich-Insulaner bis herab zu einer nahezu widerlichen Mißgestalt der Australneger; innerlich aber im Reich der Ideen und Anschauungen über das Jenseits zeigt sie denselben Grundtypus, offenbart die gleichen Ahnungen, folgt den gleichen natürlichen Trieben und bildet so in der That den Schlußring für die Beweiskette, daß das natürliche Bewußtsein der gesammten Menschenwelt über die irdische Vergänglichkeit hinaus ein anderes Leben, ein fortdauerndes Dasein mit zweifelloser Sicherheit und mit der Gewißheit eines untrüglichen Naturinstinktes festhält.

Nur vorübergehend wollen wir des Unsterblichkeitsglaubens auf der Insel Borneo, der Ansichten über Seelenwanderung auf Java, der Meinungen der Benuas auf Malakka und Sumatra erwähnen, die den Verstorbenen mit Waffen, Reis, Wasser und Tabak versehen[1], um etwas ausführlicher die in der Australwelt vorhandenen Gebräuche und Überzeugungen zu betrachten.

Naiv allerdings, aber bezeichnend für den Glauben an das Vorhandensein der Seele ist das Benehmen der Neukaledonier einem Sterbenden gegenüber. Seine Angehörigen versammeln sich um ihn und man sucht die Seele mit Gewalt im Körper zu bannen, indem man Mund und Nase des im Todeskampf Röchelnden zuhält, damit sie nicht so leicht entschlüpfe[2]. Ebenso naiv ist die Ansicht der Bewohner von Westaustralien, daß die Seele dessen, der durch einen Lanzenstich oder durch einen Schwertschlag getödtet wurde, auf der Spitze des Mordinstrumentes gebannt bleibe, bis man sie in's Feuer stecke; erst dann könne die Seele frei davonfliegen[3]. Dieselben glauben auch, daß die Seele nicht gleich die Reise in's Jenseits antrete, sondern zuerst eine Zeitlang in der Nähe des Körpers gleich einem Vogel auf Bäumen und Gebüsch herumflattere und Klagetöne ausstoße. Hört einer diese und weiß er somit gewiß, daß die Seele in der Nähe ist, so kann er sie anlocken und oft dahin bringen, daß sie für eine Zeit neben seiner eigenen Seele in seinem Leibe wohne[4]. Und so stört oft der Klageruf eines Nachtvogels die Ruhe der Mutter, die ihr Kind durch den Tod verloren. Sie glaubt ihr Kind zu hören, eilt hinaus, läuft dem Tone nach und ruft ihr Kind in den zärtlichsten Ausdrücken. Die Missionäre sind manchmal Zeugen ähnlicher Scenen[5]. Es bekommt der Seele auch gut, wenn in der Nähe Feuer angezündet wird, damit sie sich wärmen könne, namentlich bei Nachtfrost; Manche unterhalten es mit ängstlicher Sorgfalt während eines ganzen Monats; das gilt als Zeichen der Liebe gegen den Verstorbenen[6].

Eine ähnliche Überzeugung prägt sich auch in dem Gebrauche aus,

[1] Histoire générale des voyages, XVI. pg. 366; X. pg. 163. — Annales de la propagation de la foi, XXII. pg. 305.

[2] Annales, XXXII. pg. 439.

[3] Mémoires historiques sur l'Australie par Mgr. R. Salvado, religieux bénédictin, Evêque de Port-Victoria, traduits de l'Italien. Paris 1854. pg. 261. 336.

[4] Salvado, a. a. O. S. 162.

[5] Salvado, a. a. O. S. 260.

[6] A. a. O. 262. S. 336.

den Verstorbenen Speisen vorzusetzen. Diese Sitte, welche uns anderweitig schon mehrmals aufgestoßen ist, wird besonders berichtet von den Einwohnern der Tuamotu- und Gambier-Inseln und der Marquesas-Gruppe. Wie P. Albert Montiton erzählt, der mehrere Jahre auf den ersteren Missionär war, thaten die Insulaner dieses, damit die Seele durch den plötzlichen Nahrungswechsel nicht leide, sondern sich allmählich an die Lebensweise im Jenseits gewöhne[1]. Auf den Marquesas-Inseln geben die Reicheren dem Todten ein ganzes Schwein mit in's Grab, damit er sowohl als auch der Götze Mapuhanui, der ehedem den Insulanern dieses Thier zum Geschenke machte, sich daran erlabe[2]. Leider herrschte auch in Oceanien die grauenvolle Sitte, dem Todten menschliche Schlachtopfer zur Begleitung und Bedienung nachzusenden, wenn auch bei weitem nicht in dem Umfange, wie in einigen Negerreichen Afrika's oder einstens bei den Inkas und Azteken. Die Missionäre wissen von Fällen, daß auf den Fidschi-Inseln zu Ehren verstorbener Könige sechs, zwölf ihrer Frauen über dem Grabe erdrosselt wurden; auch sonst muß oft eine Frau wenigstens den Mann in's Grab begleiten[3]. Auf Neukaledonien ehrte der gleiche blutige Gebrauch den todten Häuptling, auf Neuseeland tödtete sich die geliebteste Frau freiwillig, und mehrere Sklaven mußten ihrem Herrn geopfert werden; das letztere auch in Hawaii[4], in Tonga aber nur beim Tode des Königs.

Einen weiteren Maßstab, die Lebhaftigkeit der Überzeugung von einer höheren Daseinsweise nach dem Tode zu beurtheilen, bietet uns die Thatsache der Ahnenverehrung und des geradezu abgöttischen Cultus verstorbener Häuptlinge. Letztere, glaubte man, würden unter die Zahl der Götter aufgenommen, die nun mit besonderer Liebe und Macht des Schutzamtes über ihr Land und ihren Stamm walteten[5]. Wurde den noch lebenden Häuptlingen bereits die tiefste Ehrfurcht entgegengebracht, so steigerte sich diese leicht zum eigentlichen Götzencult nach deren Tode. So unter Anderem auf Neukaledonien[6]. Beistand und

---

[1] Katholische Missionen, 1876. S. 75.

[2] Annales, XIX. pg. 23.

[3] Annales, XIX. pg. 510; XXVIII. pg. 389.

[4] Kathol. Missionen, 1876. S. 3. — Annales, XV. pg. 28. — C. E. Meinicke, Die Südsee-Völker, S. 56.

[5] Meinicke, a. a. O. S. 10. 11. 17.

[6] Katholische Missionen, 1876. S. 4.

Schutz erflehten auch die Bewohner von Neuseeland, der Tuamotu-, Wallis- und Fidschi-Inseln von ihren Vorfahren, denen sie Opfer und Gebete darbringen[1]. Auf den Gambier-Inseln wurden zu diesem Zwecke die getrockneten Gebeine der verstorbenen Eltern in den Hütten selbst aufbewahrt, um so stets der nächste Gegenstand der abergläubischen Anrufung zu sein[2]. Die Neuseeländer vertrauten ihre Todten nicht der Erde an, sondern stellten die Särge auf eigens dazu errichtete Säulen, deren Höhe je nach der Würde des Todten verschieden war; die Ärmeren benützten zu solch' luftigen Mausoleen die schönsten und schlankesten Bäume in der Nähe ihrer Hütten. Wegen dieser Sitte befragt, erklärten sie: „Wir wollen, daß die Dahingeschiedenen stets vor unsern Augen seien und noch wie unter uns lebten; würden wir sie in die Erde einscharren, so wären sie in ihren Reisen durch die Luft gehindert. Müssen wir unsere Wohnungen eines feindlichen Einfalles wegen verlassen, so können wir die Leichen bequemer mitnehmen. Denn wir können uns nicht von der Asche unserer Väter trennen." In der That hegen sie auch die größte Verehrung und Anhänglichkeit für ihre Todten, auch für solche, denen sie im Leben nur Verachtung oder Haß bewiesen. Den Platz der Todten entweihen, oder zu verbotenen Zeiten nur betreten, ist ein Verbrechen, das hier der blutige Tod und im Jenseits der unversöhnliche Zorn des Rachegottes Taniwa unausbleiblich rächt[3].

Sonderbar, daß sie trotz dieser Verehrung die angeblichen Todtenerscheinungen sehr fürchten. Glaubt Jemand den Schatten seiner verstorbenen Eltern oder eines Freundes oder eines im Kampfe gebliebenen Häuptlings gesehen zu haben, so erhebt er ein herzzerreißendes Klagegeschrei und seine ganze Umgebung stimmt bestürzt vor Schrecken darin ein[4]. Um dieser Beunruhigung der Lebenden durch die Todten vorzubeugen, war auf den Gesellschaftsinseln eine eigene Ceremonie gebräuchlich: der Priester ließ beim Sarge ein Loch graben, betete dann zu dem Gotte, der den Todten zu sich verlangt hatte; darauf wurde ein Pfosten in das wieder ausgefüllte Loch hineingesteckt[5]. Andere hielten sogar dafür, daß die Verstorbenen sich bei Nachtzeit in die Hütten der Lebenden einschlichen und

---

[1] Katholische Missionen, 1876. S. 74, und 1877, S. 31. — Annales, XIII. pg. 12. 21; XX. pg. 363.

[2] Annales, X. pg. 190.

[3] Annales, XIII. pg. 37; XV. pg. 25.

[4] Annales, XV. pg. 20.

[5] Meinicke, a. a. O. S. 52.

ihnen Herz und Eingeweide aus dem Leibe fräßen[1]. Als besondere Spielart der Verehrung gegen die verstorbenen Häuptlinge führen wir noch die Meinung der Neuseeländer an, daß das rechte Auge des todten Anführers fortan als Stern am Firmament glänze: „Alle Sterne, die am Himmel funkeln, sind für die heidnischen Polynesier Augen neuseeländischer Häuptlinge," schreibt P. Servant, apostolischer Missionär. Der Polarstern des Südens gilt als das rechte Auge des ersten Menschen[2]. Daher rühmte sich Schunghi, ein kriegerischer König Neuseelands, das Auge eines von ihm im Kampfe erlegten Häuptlings aufgegessen zu haben, damit er dadurch den Glanz des seinigen erhöhe und stärke, wenn es dereinst am Himmel leuchte[3].

Diese letztere Ansicht leitet uns schon zu der Untersuchung hinüber, wie sich denn die Südseevölker die Fortdauer der Seele und deren Zustand im anderen Leben vorgestellt haben. Der Glaube an Seelenwanderung spricht sich oft sehr deutlich aus. Auf dem Festland von Australien und auf Neuseeland z. B. findet sich die Meinung, daß die Seelen in der Gestalt von Thieren erscheinen, daß sie die Leiber der aus Europa kommenden Weißen beseelen[4]. „Denn nach dem Tode, sagen die Eingebornen, versenkt sich der Geist in einen ungeheuren See, der sich in der Mitte des Landes befindet; von hier aus begibt er sich nach einiger Zeit in eine andere Weltgegend, um dort in den Leib eines Menschen oder eines Thieres einzugehen, je nachdem er sein früheres Leben gut oder schlecht angewandt hat. Daher fragen sie denn auch oft die Europäer um Neuigkeiten über ihre Vorfahren."[5] Den Aufenthaltsort der Götter und seligen Menschen dachte man sich verschieden. Auf den Gesellschaftsinseln begriff man darunter ein eigentliches Götterland, Ruhuta noanoa, „duftendes Paradies", genannt, wo Götter und Todte im Genusse aller Freuden und Vergnügungen lebten; einige versetzten es auf eine Bergspitze, andere in den Himmel, in dem man alsdann zehn übereinander liegende, von Göttern verschiedener Klassen bewohnte Schichten annahm. In Hawaii verlegte man es unter die Erde; in Tonga auf eine ferne Insel im Ocean. In Neuseeland fand man Reinga, das Todtenreich, in einer tiefen Höhle

[1] Studien und Kritiken, 1849. S. 824.
[2] Annales, XVI. pg. 375.
[3] Ed. Spieß, a. a. O. S. 151.
[4] Annales, X. pg. 470.
[5] Annales, XVIII. pg. 543.

am Abhange der nördlichsten Landspitze der Insel, wo die Götter in Lust und Herrlichkeit die Zeit hinbringen[1]; die Bewohner in der Nähe hören bei Nacht sehr häufig das Geschwirr und Geflatter der an ihren Bestimmungsort eilenden Seelen[2]. Auf den Sandwichinseln herrscht die Sage, daß zwei ehemalige Könige dieser Eilande, Akea und Milu, in unterirdischen Gegenden ein neues Reich begründeten[3], während die Einwohner der Wallis-, Fidschi- und Schiffer-Inseln den Geistern die Wolken, oder ein fernes Land, Porstu genannt, zum Wohnsitz anweisen. In diesem Reich, das den allgemeinen Namen Epouri führt, hat jeder Geist seine bestimmte Beschäftigung; dem einen ist die Sorge über eine Insel übergeben, ein anderer hat über die Heilighaltung der geweihten Gegenstände (Tapu) zu wachen, ein anderer über Krieg und Frieden, über das Meer, die Winde, die Früchte u. dgl. Andere bilden die Umgebung und den Hof des obersten Geistes und besuchen nur selten die Erde. Die Geister der Verstorbenen nehmen oft für einige Zeit in einzelnen Personen ihren Sitz und bekunden ihre Gegenwart dadurch, daß diese nun Ton, Haltung und Benehmen der Verstorbenen ausprägen, von plötzlichen Erschütterungen sich ergriffen fühlen und Weissagungen geben. Solche Geister und die von ihnen ergriffenen Personen werden Gegenstand allgemeiner Verehrung[4]. Alle, die auf den Marquesas-Inseln sterben, versammeln sich auf der Spitze eines hohen Berges, Kiukiu genannt. Sobald eine große Anzahl sich da eingefunden hat, öffnet ihnen das Meer einen Durchgang zum unterseeischen Paradies, wo die herrlichsten Früchte gedeihen und schimmernde Seen den Reiz der Frühlingslandschaft erhöhen. Hier regiert die Göttin Upy. Aber nur jene läßt sie hier wohnen, Früchte essen und in den Seen sich baden, welche bei ihren Lebzeiten Sklaven zu ihrer Bedienung hatten, viele Schweine besaßen und nicht bösartig waren. Die Göttin wünscht auch, daß die Spuren der Tättowirung entfernt werden. Daher fand P. Amable, Missionär aus der Picpusgesellschaft, im Jahre 1844 die Königin von Tahuata, wie sie beschäftigt war, diese Spuren von dem Leibe ihres verstorbenen Gemahles mit viel Anstrengung zu entfernen. Als Grund gab sie an, weil sonst die Göttin dem Könige nicht gestattete, an ihrem Hofe zu sein und in den Seen des Paradieses zu baden. Für die Armen

[1] Meinicke, a. a. O. S. 19, wo auch die Belegstellen verzeichnet sind.
[2] Ed. Spieß, a. a. O. S. 151.
[3] Annales, IV. pg. 282. 289.
[4] Annales, XIII. pg. 13.

und Sklaven bestimmen diese Insulaner keinen so reizenden Aufenthalt. Sie wandern in ein düsteres, sonnenloses Land mit trübem Wasser. Aber alle Seelen kehren nach einem sehr langen Aufenthalte in dem unterseeischen Todtenreiche zur Oberwelt zurück, um andere Körper zu beleben [1]. Auf Neu-Guinea ist man über den Ort des Paradieses nicht einig. „Die Seelen gehen irgendwohin, um wilde Schweine zu verzehren. Das ist ihr ganzes Paradies," schreibt ein Missionär [2]. Die Idee einer jenseitigen Vergeltung liegt dem Glauben der Gambier-Insulaner unverkennbar zu Grunde. Den Strafort, Po-Kino, stellen sie sich bald wie einen Glühofen, bald wie einen Abgrund von Schlamm vor, aus dem Niemand mehr sich herausarbeiten kann, wenn er am Rande desselben ausgeglitten ist. Das Paradies, Po-Poroty, ein unterirdisches Gefilde, durch ein mondähnliches Gestirn erleuchtet, ist der Sitz der guten Götter und der Wonneort der Seligen [3].

Viel beschäftigt die Südseevölker auch die Reise, welche die Seele zu ihrem Bestimmungsland zu machen hat. Auf den Marquesas-Inseln empfangen die Priester von den Verwandten des Todten Gaben für die Götter, damit sie dem Verstorbenen eine sichere und ruhige Fahrt zugestehen möchten [4]. Im Louisiade-Archipel ist die fürchterliche Göttin Dikinikan die Wächterin des Pfades, der zur Paradiesesinsel Tum, einem wonnereichen Gefilde voll von den köstlichsten Bananen, führt. Neben ihr ist eine Schlange und über diese muß man wie über eine Brücke wandern, um nach Tum zu gelangen. Winkt die Göttin gnädig, so bietet die Schlange ruhig ihren Rücken als Brücke an; gehört aber Jemand den Verworfenen an, so taucht die Schlange unter und der Unglückliche fällt in die Zähne eines lauernden Haifisches. Als sicheres Mittel, die Huld der Göttin zu erwerben und mit ihr eine glückliche Reise in's Bananenparadies, sehen die Insulaner zwei kleine Tättowirungslinien auf den Armen an [5]. Auf den Tuamotu-Inseln gilt der Gott Tama als Freund der Seelen bei ihrer Wanderung in's Jenseits. Er empfängt sie freundlich beim Eingangsthor und ertheilt ihnen nützliche Vorschriften für die Reise; er warnt sie vor den bösen Geistern, die ihnen auf dem Wege nachstellen, und empfiehlt ihnen ganz besonders, ja nicht von der

[1] Annales, XIX. pg. 23. 24.
[2] Annales, XXVI. pg. 364.
[3] Annales, XIV. pg. 334.
[4] Jäck, Taschenbibliothek der Reisen um die Welt, IV. 3. S. 267.
[5] Annales, XXIII. pg. 370.

vergifteten Frucht zu kosten, welche jene Geister ihnen mit Gewalt aufzudrängen versuchen würden. Gäben sie den Einflüsterungen jener nach, so würden sie für immer in einen schrecklichen Sumpf versinken[1].

Genaueres wissen die Neuseeländer über diese Reise zu erzählen. Der Todte gelangt auf dem Wege zum Todtenreiche (Reinga) zuerst an eine Anhöhe, Pirita; er steigt hinan, auf der andern Seite herab, ruht dann aus und seufzt dabei nach dem Lichte. Bald wird der Marsch wieder aufgenommen, der den Wanderer nach einiger Zeit in ein Haus, Ana mit Namen, geleitet; nach kurzer Rast daselbst muß ein Pfad beschritten werden in der Richtung nach einem mit traurigem Murmeln dahinfließenden Bache; ist alsdann noch ein Hügel erklommen, so steht das Wanderziel, Reinga, vor den Blicken der reisemüden Seele. Alsdann mag sie die unterseeischen Gefilde auch verlassen, den durchsichtig dünnen Schleier, der noch von dem Luftreiche trennt, durchbrechen und dort sich an den Strahlen der Sonne erlaben in freien, luftigen Auen. Aber noch einmal muß sie in das Reich der Nacht zurück, dort Traurigkeit und Leid verkosten und dann zurück auf diese Erde, um die hinterlassenen Gebeine an sich zu nehmen und so die letzte Fahrt nach Reinga anzutreten[2]. Der letztere Theil der Sage ist allerdings dunkel. Warum muß die Seele, nachdem sie die Freuden in ätherischen Höhen verkostet hat, noch einmal in's Land der Trauer und des Schmerzes? Ist das Strafe? und wofür? Ist diese Auffassung ein Echo der neukaledonischen? Nach letzterer nämlich verfehlen sich die Seelen der Verstorbenen, obgleich ihnen sonst die größten Genüsse gestattet sind, doch durch ihre Lieblingssünde, das Stehlen. Erzürnt darüber, unterwirft sie die Gottheit (Dianua) einem zweiten Tode, der die Seelen in Schatten verwandelt; als solche können sie dann auf die Oberwelt zurückkehren und den Menschen erscheinen[3]. Diese Sage ist wohl der Rest einer Erinnerung an das Schicksal unserer Stammeltern; vielleicht ist es auch die neuseeländische. Oder man könnte diese auch als einen Anklang an die Wahrheit der „Auferstehung des Fleisches" verstehen. Der Missionär P. Servant, dessen Brief wir obige Angaben entlehnten, neigt dieser Erklärung zu. Sie ist auch in der That nicht unwahrscheinlich, da die Idee einer leiblichen Auferstehung sich bei mehreren Nationen vorfindet. Auch dem Australfestlande scheint sie nicht fremd zu sein. Denn auf sie deutet der Gebrauch hin, dem Todten

[1] Katholische Missionen, 1876. S. 74.
[2] Annales, XV. pg. 27.
[3] Katholische Missionen, 1876. S. 5.

Daumen und Zeigefinger anzubrennen und deren Nägel herauszureißen, die dann eigens begraben werden, damit man den Todten wiedererkenne, wenn er in diese Welt zurückkehre [1]. Tod und Auferstehung wiederholt sich im Glauben der Neuseeländer auch in der Unterwelt noch mehrmals, bis endlich der Leib in die Gestalt eines Wurmes, Toke, übergeht. Im Übrigen ist das Leben im Jenseits eine Fortsetzung des diesseitigen, weßhalb beim Sarge des Kriegers seine Waffen aufgestellt werden, deren er zum Kriegshandwerk in der anderen Welt benöthigt ist.

So bestätigen uns denn auch die Südseevölker, daß die Idee einer Fortdauer über den leiblichen Tod hinaus unzertrennbar ist von der menschlichen Natur, ja daß gerade diese Idee das Denken und Fühlen der Menschheit in einem ausgedehnten Maße in Anspruch nimmt und ausfüllt. Man überblicke all' die verschiedenen Äußerungen und Offenbarungen dieser einen Idee, all' den Einfluß, den sie in Sitten und Gewohnheiten ausgeprägt hat, die Zähigkeit und emsige Geschäftigkeit, mit dem sie ununterbrochen das Menschengeschlecht in ihren Kreis zieht und darin festgebannt erhält — man mache sich klar, daß dieser unaufhaltsame Drang die Jahrtausende der Menschheit hindurch geht und das gesammte Erdenrund mit eiserner Macht umspannt: ist das nicht die Sprache der Natur selbst, das innerste und vollgiltigste Zeugniß, das die menschliche Natur aus sich selbst und über sich selbst abgibt? ist somit die Unsterblichkeit nicht der reale Inhalt dieser Natur? Und dieser Instinkt der Natur, so mächtig und umfassend, so allgemein und ausdauernd, so innig verwachsen mit dem Wesen der Natur selbst — kann er, nicht auf Befriedigung und Wahrheit, sondern auf Täuschung und Lüge berechnet sein? Welch' klaffender Widerspruch! Die Naturforschung proklamirt und findet überall bestätigt, daß die natürlichen Instinkte auf real existirende Objecte hinweisen — nur der Impuls der gesammten Menschennatur soll ignorirt werden, soll ein Phantom sein und in großartigster Selbstverneinung und Umkehr aller sonstigen Naturordnung das gerade Gegentheil von dem objectiv besagen, was er subjectiv ausspricht? Das heißt, während die Menschennatur in denkbar klarster Sprache ihre Unsterblichkeit bezeugt, soll sie ebendadurch ihre Vernichtung besiegeln, und das, obgleich sonst Natur und natürliche Anlagen und Triebe Objectivität und Wirklichkeit ausprägen? Warum verschiedenes Maß und Gewicht?

[1] Vgl. Salvado, l. c. 335.

Es mag nicht überflüssig sein, zur weiteren Beleuchtung des Erörterten an die Worte Reimarus' zu erinnern: „Kann man sich wohl vorstellen, daß den Lebendigen ein Hunger nach einer gewissen Speise natürlich sei, und daß doch diese Speise nicht in der Welt wäre, womit der Hunger könne ersättigt und das Leben erhalten werden? Kann man sich einbilden, daß Vögel von Natur einen Drang bekommen haben, gegen den Winter sich einmüthig zu versammeln und über alle Wolken in ein entferntes Land zu eilen, und daß doch in der Gegend kein Land sei, wo sie ihr Leben fortsetzen und unterhalten könnten? Kann man sich gedenken, daß Wasserinsekten gegen das Ende ihres dermaligen Zustandes ein Verlangen nach der Luft haben sollten und sich aus dem Wasser herausbegäben, wenn sie nicht nach ihrer Verwandlung in diesem Elemente auf's Neue leben würden? Nein, die Stimme der Natur trügt nicht, sie ist ein Ruf und Wink des Schöpfers zu jeder bestimmten Art des Lebens, sie ist ein Ausdruck und zugleich ein Mittel der göttlichen Absichten. Wie könnte er denn seine vernünftigen Geschöpfe durch ihre Natur zu einer Vorstellung eines längeren und besseren Lebens und zu einem Verlangen nach demselben rege gemacht haben, wenn es nicht eben dasjenige wäre, wozu er uns beschieden hat?!"

17. Judenthum und Christenthum. Schluß.

Wir haben die Völker betrachtet, „die Gott ihre Wege gehen ließ, und denen er gleichwohl sich selber nicht unbezeugt gelassen hat" — sie legen ein einmüthiges und solidarisches Zeugniß ab für die Unsterblichkeit. Unser Zeugenverhör wäre lückenhaft, wiesen wir nicht noch hin auf die Millionen und Millionen aus den gebildetsten Nationen, aus den Trägern der ächten Civilisation und der einzig wahren und vollständig menschenwürdigen Bildung, welche die Idee der Unsterblichkeit mit unermeßlichem Jubel als die süßeste Hoffnung des Lebens, als die Lösung aller Räthsel und Dunkelheiten des Lebens festhalten, sie festhalten nicht bloß mit der denkbar festesten Kraft menschlicher Überzeugung, sondern für diese Wahrheit einstehen mit Gut und Blut, mit der alle menschliche Gewißheit weit übertreffenden Festigkeit und untrüglichen Sicherheit des göttlichen Glaubens. Wir meinen die Völker, die im Lichte der göttlichen Offenbarung wandelten und wandeln, die an ein „ewiges Leben glauben, weil Gott es geoffenbart hat". Wir haben nun freilich nicht vor, eine Darstellung der Unsterblichkeitslehre innerhalb der göttlichen Offenbarung des Alten und Neuen Testamentes zu geben; das Nothwendige darüber bringen die ersten Seiten des Katechismus, die tiefere Erfassung und Begründung ist Sache der Dogmatik — nur die eine oder andere Bemerkung mag sich hier nicht unpassend anschließen.

Die göttliche Offenbarung gibt uns den sichersten und für uns am leichtesten erreichbaren Aufschluß über den jenseitigen Zustand, den uns der allmächtige Schöpfer thatsächlich zuerkennen will. Aus ihr allein wissen wir, daß Gott in seiner unermeßlichen Güte eine übernatürliche, d. h. über alle Anforderungen der Natur weit hinausgehende Seligkeit uns bestimmt hat und daß diese in der beseligenden Anschauung Gottes von Angesicht zu Angesicht besteht; die Offenbarung allein klärt uns auch auf, welches Loos unseres Leibes wartet. „Ich glaube eine Auferstehung des Fleisches." Sie ist es zugleich auch, die uns einen ebenso sicheren als leichten Maßstab an die Hand gibt, um bei dem bunten Gewimmel

von Anschauungen der Völker die ächten, aber versprengten Goldkörner der Wahrheit aus dem Schutte und den Zuthaten herauszulesen, welche menschliche Laune, Leidenschaft, Beschränktheit aufgehäuft hat. Freilich kann und muß die philosophische Kritik auch von ihren Grundsätzen der natürlichen Forschung aus im Stande sein, hier Wahres und Falsches, das allgemein Giltige und das zufällig Entstellte zu scheiden. Denn die Philosophie schließt aus den Thätigkeiten und Fähigkeiten der Seele auf deren Wesen, Einfachheit und Unsterblichkeit; sie erschließt aus der Grundtendenz des Menschen dessen schließliche Bestimmung für das Ziel einer vollkommenen Glückseligkeit; erkennt aber zugleich aus dem Wesen des Menschen und seiner Strebungen und aus der Natur der ihr umgebenden Dinge, daß *Gott allein*, das höchste und vollkommenste Gut, Gegenstand und Quelle dieser Seligkeit sein kann, daß somit der *geistige Besitz* Gottes, d. h. Erkenntniß und Liebe Gottes im Jenseits allein das Drängen des Menschenherzens nach Seligkeit stillen kann. Daher behauptet sie, daß der Mensch sein Ziel in Gott, in der natürlichen Seligkeit finde und daß Gott es sich selbst, d. h. seinem durch die Natur der Dinge und durch die Schöpfung kundgegebenen Wesen, schulde, den Menschen dieser Seligkeit theilhaftig werden zu lassen, falls er nicht selbst sein Ziel schnöde bei Seite wirft. Ebenso weiß sie aus der kritischen Durchforschung der Menschennatur und der gesetzten Lebensbedingungen, wie aus den philosophisch erkennbaren Eigenschaften Gottes, daß Verdienst und Schuld, somit *Vergeltung* im Jenseits existire, daß der Mensch durch eine ausreichende Sanction an seine *Verpflichtung*, die rechte Naturordnung in sich und mit Bezug auf Gott und die umgebende Welt aufrecht zu erhalten und zu verwirklichen, gemahnt werden *muß*, daß somit für den Frevler Verlust des Zieles, also Unseligkeit und Pein in Aussicht steht. Das ist die *natürliche* Grundlage, von der aus der Sonderungsproceß in den eschatologischen Meinungen der Völker vorgenommen werden muß. Weil die Philosophie ihrem Gegenstande nach sich bloß auf dem Gebiete der Natur bewegt, weiß sie nichts von einer *übernatürlichen* Seligkeit, kann aber auch deren Möglichkeit oder Existenz nicht in Abrede stellen; hier tritt die positiv bewiesene Offenbarung ein. Indem diese über das Übernatürliche uns Aufschlüsse mittheilt, erweitert, vertieft und befestigt sie zugleich die natürlichen Kenntnisse und eröffnet der Menschheit den leichtesten und sichersten Weg, rasch und *ohne Gefahr des Irrthums* sich über die wichtigsten und zugleich schwierigsten Fragen zu unterrichten.

Die Umschau, die wir über die Ansichten der Völker gehalten haben, zeigt uns auch, wie nützlich, ja beim jetzigen Stand der gefallenen Natur wie nothwendig dem Menschengeschlechte ein klarer, sicherer, unfehlbarer Unterricht von Seiten Gottes, d. i. eben eine Offenbarung war. Freilich, die Grundwahrheit der Unsterblichkeit ist festgehalten, die Idee einer Vergeltung größtentheils auch — aber welche Auswüchse, oft welche Verkennung der menschlichen Natur und ihrer sittlichen Forderungen, welche Mißbräuche, welche die Menschennatur entwürdigenden Ansichten haben sich um den einen unbeweglichen Kern herum abgelagert! Wer sollte diesen tausendjährigen Bau brechen, wer die reine und ganze Wahrheit unverfälscht vorführen, wer diese Wahrheit in all' ihrer Einfachheit, Schönheit und Erhabenheit dem blöden, an Irrlichter und täuschenden Lügenschimmer so sehr gewöhnten Auge aufstrahlen lassen und das in Folge sündiger Lust kranke Auge heilen, stärken? Wir haben nur eine ausreichende, und alle Schwierigkeit lösende Antwort: loquere tu, Domine! sprich du selbst, o Herr, du hast Worte der Wahrheit und des Lebens. Er hat gesprochen. Er gab die Uroffenbarung im Paradiese, er sandte Moses und die Propheten und schließlich den eingeborenen Sohn: ebensoviele göttliche Verkündiger unserer Unsterblichkeit und unserer jenseitigen Bestimmung.

Der Adelsbrief des Menschengeschlechtes, die ersten Kapitel der Genesis, documentirt dem Menschen mit seiner Erschaffung zugleich seine Unsterblichkeit. „Gott, der Herr, bildete den Menschen vom Lehm der Erde und hauchte in dessen Antlitz den Athem des Lebens."[1] Der Leib wird aus schon vorhandenen Stoffen der Erde gebildet; aber das belebende Princip wird nicht den schon existirenden Dingen, nicht der leblosen Materie, nicht den belebten Wesen entnommen; es ist etwas, was seiner Gattung nach über den ganzen Bereich der bisher verwirklichten sichtbaren Schöpfung hinausliegt: Gott selbst haucht in dessen Antlitz den Athem des Lebens. Und so erzählt derselbe Schriftsteller, der kurz vorher die Entstehung des animalischen Lebens uns skizzirt: „Es bringe das Wasser hervor . . . es bringe die Erde hervor lebendige Wesen in ihrer Art." Woher dieser Unterschied? Diese sind materiell, ganz aus dem materiellen Lebensgrunde hervorgezogen; jener aber tritt auf als „geschaffen nach Gottes Bild und Gleichniß"; sein Lebensgrund, dieser Gotteshauch, ist Gottes Bild und Gleichniß. Und damit ja

[1] 2, 7.

dieser Ursprung und seine Bedeutung für die unvergängliche Dauer nicht mißkannt oder übersehen werden könne, wird das Sterben als ein Vorgang geschildert, der nur die eine, die leibliche Seite des Menschen berührt: „bis du wiederkehrst zur Erde, von welcher du genommen bist. Denn Staub bist du und zum Staube wirst du zurückkehren.“ [1] Was ist von der Erde genommen? Die Schöpfungsgeschichte sagt es: der Leib ist daraus gebildet; was Staub ist, soll und wird zum Staub zurückkehren. Und das zweite Glied, der Gotteshauch, der den todten Stoff belebt? Er geht eben nicht ein in diesen Proceß des Sterbens, der Auflösung, der Rückkehr zu den Stofftheilen. Warum? Ein anderes Buch der heiligen Schrift gibt die selbstverständliche Ergänzung, indem es aus Gen. 2, 7 und 3, 19 den Satz combinirt: „bis der Staub zurückkehrt zur Erde, von der er war, und der Geist zurückkehrt zu Gott, der ihn gegeben hat.“ [2]

Sonderbar! Dem jüdischen Religionssystem, dessen erstem Satze bereits diese Urkunde über den Ursprung des Menschen und seine bloß leibliche Auflösung im Tode eingesenkt ist, hat man sich nicht entblödet, die Idee der Unsterblichkeit abzusprechen. Der gefeierte Denker Kant ruft aus: „Da ohne Glauben an ein künftiges Leben gar keine Religion gedacht werden kann, so enthält das Judenthum als ein solches in seiner Reinigkeit genommen gar keinen Religionsglauben.“ [3] Die christlichen Apologeten haben darauf geantwortet. Sie weisen hin auf Henoch, der zur Belohnung dafür, daß er vor Gott gewandelt, von Gott hinweggenommen wird aus dieser Erde [4]; auf den Scheol, den Versammlungsort aller Seelen nach dem Tode; auf die Beschreibung des Todes als „Versammeltwerden zu seinen Vätern, zu seinem Volke“, welchem Eingang in die Unterwelt das „Begrabenwerden“ ausdrücklich gegenübergestellt werde; auf das Verbot, die Todten zu beschwören, um Orakel zu fragen [5]. Selbst rationalistische Bibelerklärer können nicht umhin, in einigen Psalmstellen die Idee eines jenseitigen Lebens und einer nach dem Tode eintretenden Belohnung anzuerkennen; so bricht nach

[1] Gen. 3, 19.

[2] Eccli. 12, 7.

[3] Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Werke, hrsg. v. Rosenkranz, X. S. 151. — Diestel, Geschichte des Alten Test. in der christlichen Kirche, S. 757.

[4] Gen. 5, 22.

[5] Gen. 25, 8. 35, 29. Num. 20, 24. Deut. 18, 11. 32, 50 u. f. — Scholz, Theologie des Alten Bundes, II. S. 79 u. f.

ihnen in Ps. 15, 10. 48, 16. 72, 24 die Hoffnung auf ewige selige Gemeinschaft mit Gott „unverkennbar als kühne Ahnung hervor". Dieselbe Aussicht eröffnet das Spruchbuch: „Einen Weg des Lebens aufwärts geht der Einsichtsvolle, auf daß er entgehe der Hölle unten." [1] Lohn und Strafe nach dem Tode, Auferstehung des Leibes dereinst, das ist ein oft wiederkehrender Grundton der prophetischen Mahnung. „Diese werden erwachen zum ewigen Leben, jene zur Schmach, zum ewigen Abscheu. Und die Verständigen werden leuchten wie der Glanz der Himmelsfeste, und die Viele in der Gerechtigkeit unterwiesen, wie die Sterne immer und ewig." [2] „Erhebet zum Himmel eure Augen und blicket zur Erde nach unten!" Denn die Himmel zerfließen wie Rauch und die Erde vermorscht, wie ein Kleid und deren Bewohner, gleich ihr, sterben sie; mein Heil aber wird für ewig sein und meine Gerechtigkeit nimmer gebrechen . . . Die Erlösten Jehova's kommen nach Sion mit Jubel und ewige Freude ist über ihrem Haupte. Freude und Jubel finden sie, Jammer und Seufzer fliehen [3] . . . „Kein Friede ist den Frevlern, spricht der Herr;" mit diesem Refrain schließt Isaias zwei Abschnitte seiner großartigen, Zeit und Ewigkeit begreifenden Zukunftsvision; im dritten erweitert sich dieser Spruch zur grausigen Leuchte, die eine Ewigkeit von Elend aufhellt: „Und sie werden hinausgehen und schauen auf die Leichname der Männer, welche abtrünnig geworden von mir; ihr Wurm wird nicht ersterben, und ihr Feuer nicht erlöschen, und sie werden sein ein Abscheu allem Fleische." [4] Je näher die Zeit der Eröffnung des Himmels durch den Welterlöser herannaht, desto klarer und inniger wird auch das Bild der jenseitigen Herrlichkeit schon im Alten Bunde entworfen. Dahin zählen die erhabenen Schilderungen im Buche der Weisheit; dahin die freudige Martyrerzuversicht im 2. Buche der Makkabäer.

Christus ist erschienen „als Hoherpriester der zukünftigen Güter", ist ein für alle Mal in das Allerheiligste eingegangen, in den Himmel, „damit er sich darstelle dem Angesichte Gottes für uns". Er spricht: „Wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein." Er ist eingegangen

[1] Spr. 15, 24.

[2] Daniel 12, 2.

[3] Is. 51, 6. 35, 10.

[4] Is. 48, 22. 57, 21. 66, 24. — Die eschatologischen Lehren der Propheten sehe man zusammengestellt in: Theologie der Propheten, von Dr. H. Zschokke, S. 594 bis 617, und über das ganze Alte Test. Katholik 1877. II.

in seine Herrlichkeit, er, das Haupt: und an der Glorie des Hauptes sollen die Glieder theilnehmen. So ist für den Christen der dunkle Pfad des Todes gelichtet; der Tod ist die Pforte zur Herrlichkeit geworden, zu einer Seligkeit, die alle Begriffe übersteigt. Sie gipfelt in der beseligenden Anschauung des Wesens Gottes.

Hier ist der Ziel- und Ruhepunkt, die vollkommenste Ersättigung und beseligendste Erfüllung alles natürlichen und übernatürlichen Strebens, Sehnens und Verlangens, hier die erhabenste und ewige Vollendung des geschaffenen Geistes in vollkommener Erkenntniß und Liebe.

Daher geht ein Zug, tief und mächtig, ununterbrochen und unaufhaltsam durch die Menschheit: der Drang nach dem Jenseits. Vom Anbeginn der Menschengeschichte, alle Jahrhunderte hindurch und so lange noch ein menschliches Herz schlagen wird, lebte und lebt das innerste Bewußtsein der jenseitigen Vollendung. Die unzählbaren Millionen und Millionen aus allen Ländern, Völkern und Zungen ziehen in mehrtausendjähriger Procession hin über das Angesicht der Erde, alle in hoffnungsvoller Gewißheit hinblickend auf das Jenseits, ihm entgegenwallend, es begrüßend mit der einen Überzeugung im Herzen und dem einen Rufe auf den Lippen: Wir sind Pilger und Fremdlinge auf Erden, wir suchen eine bessere, eine himmlische Heimath!

Das ist das Zeugniß des Menschengeschlechtes für die Unsterblichkeit.